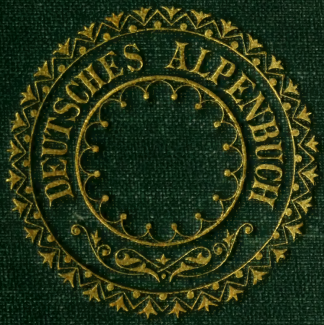

DEUTSCHES ALPENBUCH

(4,50 mn get).

2

65218 L

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

914.36
N68w

Dr. Gehlert

Deutsches Alpenbuch.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/wanderungenundbi00noeh

Deutsches Alpenbuch.

Von

Heinrich Noé.

Zweite Abtheilung:

Die Ost-Alpen.

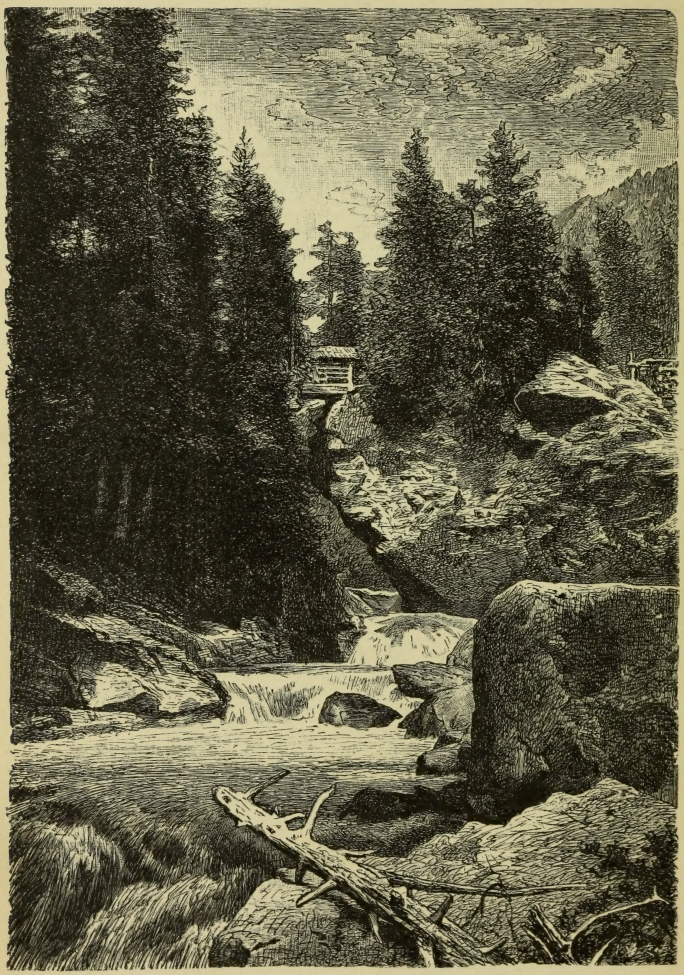
Erster Band.

Wanderungen und Bilder in und aus Osttirol, Kärnten, Steiermark, Salzburg und Nieder-Oesterreich.

Glogau.

Verlag von Carl Slemming.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



GEZ. V. TH. BLAETTERBAUER.

Im Maltathale.

Wanderungen und Bilder

in und aus

Osttirol, Kärnten, Steiermark, Salzburg und Nieder-Oesterreich.

Von

Heinrich Noé.

Mit einem Holzschnitte.

Glogau.

Verlag von Carl Slemming.

914.36
N68w

German 3 Mch 20 Boucher 20 — 36 v. + Pams 18 Nov. 21 N6

Inhalt.

	Seite
Engadin in den Ostalpen	1
Der Fortschritt in den Ostalpen	9
Die Frühlingsreisen und die Alpen	21
Allgemeines über unsere Dolomite	32
Eintritt in Kärnten	41
An der Tirol-Kärntner Grenze	48
Die Hochwasser der Drau 1882	53
In den Hohen Tauern	73
Auf der Goldzeche	83
Nach Prägratten	105
Aus dem Jagd- und Wildschützen-Leben	116
An der Drau	154
Hundsposttage im Pusterthal	161
Der Helm an der Drau	171
Umgegend von Villach	178
In Kärntner Bädern	212
Der Villacher Bleiberg	221
Kärntner Maientage	229
Warum sind die Winter in Kärnten so kalt	236
Deutsche und Slowenen	239
Pontafel und sein Schienenweg	250
Kärnten vom Standpunkte des Dichters	259
Vom Wörther-See. I.	267
Vom Wörther-See. II.	271

442188

Seite

Lawinengeschichten aus dem Winter von 1879 276
Pasterze 287
In Zirknitz und Fleiß 295
Raibl, die Trias und der Mond 302
Im Thale von Eisenkappel 313
Der Millstätter See 324
Der Dobratsch 333
Der Blaue Tumpf im Maltathale 338
Friesach 347
Im Kanalthale 353
Ueber die Karnischen Alpen 361
Auf dem Waschgange 373
An der Mur 380
Nord oder Süd 390
Um den Manhart 400
Der Pleckenpaß 409
Der Semmering 427
Von Wien zum Wechsel 439
Ein Lebensbild aus den Hohen Tauern 449
Die Landung der Argonauten 459
Deutsche Burgen in Friaul 469

Engadin in den Ostalpen.

Trotz aller Gaukeleien des Wahnes drängen sich Vorstellungen, welche von Eingebungen der Vernunft erzeugt werden, auch in jene Abtheilungen der menschlichen Gesellschaft, welchen im Uebrigen das Einfache noch immer als das Bizarre erscheint. Hoffnungen auf Wiedererlangung der Gesundheit werden nicht mehr vornehmlich auf die Stoffe gerichtet, die aus Mörsern, Reibschalen, Schmelztiegeln und Trichtern hervorgehn. Man taucht sich lieber in die Wasser, die aus der Erdschale herauskommen. Salz- und Natronquellen, Thermen und Säuerlinge versammeln im Hochsommer an ihrem Bord die kranke oder der Erholung bedürftige Gesellschaft Europas.

In jüngster Zeit vereinfacht man seinen Heilplan in vielen Fällen noch mehr. Man hält es nicht für nöthig, seine sommerliche Erquickung gerade dort zu suchen, wo Haloidsalze oder Chlormetall-Zersetzungen hervorsprudeln, sondern überträgt den Begriff des Bades in die stärkende Luft. Es ist eine Thatsache — sie zu er- oder begründen bleibt den Weisen der Erde noch übrig — daß tausend und noch mehr Meter über dem Meere die Nerven leichter erstarken, die Lungen sich kräftigen, die Spannkraft des Lebens sich steigert, als tief unten. Darum gehen jetzt viele, welche in Stubenluft

und Arbeit sich abgehärmt, nach Pontresina und Maria Sils, nach Engelberg und noch höher hinauf — wo immer nur Luft der Firnfelder und Hochmatten weht und bequeme Herbergen winken. Sie thun gut daran.

Viele Bemerkungen könnten hier angebracht werden. Ich lasse aber das ganze Vorspiel und ziehe, um die Einbildungskraft nicht nachdrücklicher zu erheben, alsbald den Vorhang auf. Ein kurzer Orgelsatz aus dem gewaltigen Register des Hochgebirges. Auf der Aue glitzert es am Sommermorgen von Thautropfen. Sie hängen überall, am Gras, am aufstrebenden Krummholz, das vielarmigen Leuchtern gleicht, an den Aesten hoher Lärchen. Irrend und unschlüssig, ob sie zu diesem oder jenem Strome rennen sollen, aber doch rasch, eilen Wasser durch Blöcke und Baumdickicht. Die Wasser sind frisch wie Thau und durchsichtig — wie kein anderer flüssiger oder erstarrter Körper auf dieser Welt; die Luft aber, die links und rechts von den Bergen herabströmt, macht das Athmen zum selbständigen Vergnügen. Blumen stehen da, die der Tiefländer nie gesehen hat. Sie duften und sie prangen in grellen Farben. Jetzt knarren in der Stadt die Spritzwägen oder jagen Röhrenstrahle jauchigen Staub vor sich her. Aus tausend Oeffnungen dringt luftförmiger Unrath mit süßlich faulem Geruch, der Asphalt beginnt brenzlichen Oelduft in die Höhe zu schicken. Hier weht und rauscht es quellenkühl, das Eis blinkt und ferne Giebel scheinen sich in einen Luftglanz aufzulösen, der einem anderen Himmelskörper, einem sonnennähern Wandelstern, anzugehören scheint.

Man könnte jetzt aus einem jener Tempel mit gewundenen feuerflüssigen Säulen, wie sie gerne von Besitzern optischer Spielereien gezeigt werden, einen Magus herabsteigen lassen, der den eingedrungenen Menschen die Oertlichkeiten dieser Zauberwelt erklärte. Er würde uns zur Linken den

Monte Cristallo zeigen — von der Sage so genannt, die in seine Schlüfte räthselhafte Menschen versetzt, welche einst da unbekannte Steine sammelten, mit welchen zu Murano bergkristallartiges Glas geschaffen wurde, — zur Rechten aber die Rothe Wand, die nelkenrothe Crepa Rossa, um deren Gipfel der „wilde Pfarrer" mit seiner Geige spielt, und im Vordergrunde einen Wassersturz, schaumig weiß gleich den hoch gegenüber glänzenden Firnfeldern des Cristallo.

Diese Platte der magischen Laterne wird vom Focus entfernt, die sagenhaften Steinsucher und das schwarze Gespenst der Crepa verschwinden und man sieht einen Vertreter der k. k. Südbahngesellschaft, der mit Meßstangen, Spiegelwinkeln und Böschungsquadraten unter den duftblauen Wänden nahe am Wasserfall hantirt. Er bereitet den Bau eines Hauses vor, welches ein Hotel Roseg, ein Julier-Hof, ein Hotel des Alpes werden soll.

Abermals Verschiebung des Bildes. Flaggen wehen zwischen den hohen Lärchen, Springbrunnen schäumen, Wagen rasseln, Schleier wehen. Gallonirte Facchini rennen den Ankömmlingen entgegen und der Chef de réception bringt auf marmorner Schwelle seine Bücklinge an, deren Winkel in schulgerechtem Verhältniß zu dem vermuthlichen Inhalt der Geldbörse sich befinden. Wo jetzt nur Steinhuhn und Alpenhase sich zwischen den Legföhren bergen, knirscht auf schön bekiesten Wegen der pied cambré der Salondame.

Heute ist das Phantasmagorie, in kurzer Zeit greifbare Wirklichkeit. Hier hat Oesterreich sein Engadin. Ungefähr zwei- bis dreihundert Meter tiefer als Samaden, Campfer oder Sils-Maria dehnt sich, fünfzehn Kilometer von der Pusterthalischen Station Toblach entfernt, zwischen Schluderbach und Ospetale jene enge Hochfläche hin, von welcher die Wasser hier zu Rienz und zum Eisak, dort zur Piave ziehn. Abermals

ist es die österreichische Südbahn, welche hier, nicht durch den alchemistischen „Ofen des Geheimnisses", sondern durch prosaische Baumeister und die Tuba schrankenloser Oeffentlichkeit Gold ins Land schafft.

Das Höhlensteiner und Ampezzaner Thal gehören, wie Jeder weiß, zu den großartigsten Landschaften der Alpen. Nach jeder zurückgelegten Viertelstunde stellt sich ein anderes Bild der Bergwelt zusammen, und ich wüßte auf einer Straßenstrecke von dreißig Kilometern (Entfernung zwischen Toblach und Cortina) keine so große Anzahl verschiedenartiger Veduten aufzufinden wie hier. Es sind zehn, zwölf Jahre her, daß man davon spricht, aber erst, seit auf der Toblacher Wasserscheide der Gasthof der Südbahn steht, strömen in Schaaren auch solche Kulturvölker herbei, die als Höhen-Sommerfrische sonst nur die Umgegend des Piz Languard in ihren Büchern gepriesen fanden. In merkwürdigem Wetteifer folgten der Südbahn die sonst so konservativen Insassen jener Hochthäler. Wer 1879 dort herumstreifte, weiß trotz aller Neubauten gewiß von überfüllten Häusern und unauffindbaren Nachtlagern zu erzählen. Im Dörfchen Toblach, in das sich früher manchmal ein pensionirter Beamter oder Offizier, ein bescheidener Naturbursche, verirrte, gab es zeitweilig kein Bett mehr. Und so rings herum, in all den Gaststätten, und das Südbahnhaus, das von Anfang an nicht gar freundlich betrachtet wurde, erscheint jetzt all den befriedigten Herbergsvätern als eine steinerne Reklame ihrer nicht so spärlich begangenen Gegend. In Höhlenstein (welches den benachbarten Italienern zu Liebe schon längst Landro getauft wurde) haust zwar nicht ein Welscher, dafür aber die germanische Race in allen Auszweigungen, vom Picten-Wall bis zum Holzkirchener Teufelsgraben. Man kann dort erfragen, wann in Cortina englischer Gottesdienst ist, man kann sich frisiren lassen. Gerade so ist's in Schluderbach

geworden, und an schönen Tagen wird die Ampezzaner Straße auf ihren dreißig Kilometern vielleicht so viele Fuhrwerke zählen, als manche Gasse der Großstadt. Ein zuverlässiger Beobachter hatte sich an einem dieser Sommertage hundertundsechzig Fuhrwerke angemerkt, welche von Toblach nach Ampezzo abgingen. Rechnet man den Reisetag zu zwölf Stunden, so geht daraus hervor, daß man an diesem Tage alle fünf Minuten auf der einst einsamen Alpenstraße einem Wagen begegnete.

Daß durch solche Zuströmung in armen Gegenden viel neuer Werth geschaffen wird, leugnet Niemand. Dagegen wird sich der Eine und Andere fragen, ob es gerathen sei, sich den Genuß der Naturwunder durch all diese Räder und ihre Frachten stören zu lassen. Ich meine nicht, daß man solche Besorgniß für recht begründet halten dürfe. Hatte sie überhaupt Grund und Boden, so verschwindet dieser, wenn sich der geplante Bau des großen Hotels vor Cima Vanche (der Wasserscheide hinter Schluderbach) neben dem Sturz des nördlichen Baches im Angesichte der Felsen und ferner auf weitere Nadelholz-Au erheben wird.

Es ist Raum genug. Zwischen den Bächen, durch das Gehölz hin, dessen Stämme alsdann vor der Pusterthalischen Zerstörungswuth gesichert sind, gehn von einem Thalhang zum andern viele Wege. Noch mehr Pfade aber stehn dem offen, der, gleich mir, aufs Ungefähr hin durch Dickicht und Auen zu schlendern liebt und liest oder arbeitet, wo ihm ein mit Alpenrosen bedeckter Felsblock oder ein Lärchenbaum Schatten geben. Ich müßte mich selbst bestehlen, wenn ich hier wiederholen wollte, was ich vor zehn Jahren in meinem Buche der Bilder aus Südtirol über „Frühlingstage im Ampezzaner Thal“ niedergeschrieben habe. Freilich hauchen mich jetzt die Wasser nicht so einladend an, die Himmelsfarben der Gen-

tianen sind mir verblaßt und die Alpenrosen auf den weißen Felsen brennen nicht mehr in dem gleichen Feuerglanze. Aber das bedeutet nichts. Jungen Augen wird sich die alte Herrlichkeit entfalten, die mir dahinschwindet. Ewig jung ist die Natur, weil sie immer wieder von jungen Augen betrachtet wird.

Wie sollte man denn solch stilles Sommerleben auf kühler Hoch-Au schildern? Fern vom Buchhalter, der in seinem Büreau die Rechnungen schreibt, vom Rufen der Hausknechte und dem Lackgeruch der Remisen wird manch einsamer Sommergast zu dem kleinen Wasserbecken pilgern, zu dem sich oft mitten im Walde die neugebornen Bäche anstauen, den Blick hinein versenken und glauben, von ihnen habe der hohe Cristallo, der aus ihrer Tiefe schaut, seinen Namen. In der Ferne wälzen sich Staubwolken der Wägen der Heerstraße nach, und Wolken ziehn still, zwecklos, von Gipfel zu Gipfel. Ueberall sprudeln Quellen auf — vermoderte Baumstämme mit blauen Glockenblumen werden gern statt der angestrichenen Bänke benutzt werden, die das große Alpenhotel zweifellos neben seinen durch Moos und Gestrüpp ausgestochenen Pfaden aufzustellen sich verpflichtet findet. Schön glänzt der Mittag vom Eis herab, das allen Sommern widersteht. Oft zucken über die Crepa Blitze und fachen das rothe Gestein hoch über den Wolken zu hellerer Gluth an.

Es ist unnöthig, Idyllen auszumalen. Die ersten Zuflüsse der Boita und weiterhin die tiefe Schlucht, über welche die Brücke Felizon gespannt ist, werden ihre eigenen Fürsprecher sein. Ueberdies ist es ein mißliches Ding, seine eigenen Liebhabereien in Alle hineinzudenken. Ich kenne einen sehr gelehrten Mann, welcher ein sogenanntes „Küchenfenster" (ein tunnelartiges Loch im Kalkgestein, durch welches man den jenseitigen Himmel wahrnimmt), das man in der Nähe von

Ospetale nördlich von den Kräften der Zerstörung durch einen Grat hindurch gebrochen sieht, als das merkwürdigste Schaustück der Ampezzaner Straße bezeichnete. Die schöne Farbe der Wasser, die aus dem Kalkfelsen oder jäh inmitten des Waldes aufquellen und die vielfarbigen Steilwände oben in den Lüften, die Schluchten mit ihren Schatten und die Fernblicke mit ihren weißen Decken werden gleichwohl das Herz Vieler bewegen und von noch Mehreren bei der Table d'hote gerühmt werden.

Schon rauscht ein Bach zu Bächen mächtig nieder,
Aus Schluchten kehren sie gedoppelt wieder,
Ein Strom nun wirft den Bogenstrahl.
Auf einmal legt er sich in flache Felsenbreite
Und rauscht und schäumt nach der und jener Seite,
Und stufenweise wirft er sich ins Thal.

Dort giebt es keine Fliegen, keinen Staub, keine Hitze, kein sommerliches Ungemach. Wenn ich eins bedaure in den Bräuchen unserer Reisewelt, so möchte es zunächst die Meinung sein, daß man vor dem Hochsommer, worunter Juli und August verstanden werden, nicht Wohnung suchen solle in solchen Hochthälern. Nichts ist irriger. Die Blüthenpracht, die langen Tage, die Fülle der Wasser, die Jugend des Jahres lassen einen Junimonat, der da verlebt worden ist, als eines der schönsten Geschenke erkennen, mit denen das Leben uns über die Empfindung, daß wir die Betrogenen sind, hinweghilft.

Ich glaube man würde irren, wenn man sich über die Bedeutung solcher Unternehmungen täuschte. Indem solches gethan wird, indem man ein Engadin ins Land schafft, das rascher zu erreichen, als die Hochthäler zwischen Rhein und Adda, bläht man nicht nur den Geldbeutel und das Selbstgefühl der Wirthe und Kutscher auf. Unserer Gesittung, der

wir Alle so viel verdanken, und die — möge man über ihre Gebrechen auch noch so strenge urtheilen — den Schmerz und das Uebel vermindert hat, haftet als Schattenseite die Abnützung an, welche Mühe und Kampf hervorbringen. Die Menschen müssen hinaus — sie müssen hinauf. Wer ihnen das erleichtert, wer sie in die Natur zurückführt, ohne ihren, auch unberechtigten, Meinungen und Gewohnheiten in Bezug auf sogenannte Bequemlichkeit vor den Kopf zu stoßen, ist ihr Freund und verdient den Dank dieses durch sich selbst geplagten Geschlechtes.

Daß jene große Gesellschaft sich um ein Bedürfniß angenommen hat, geht nicht nur aus den Erfolgen hervor, die schon früher an der Schwelle des neuen Engadin, in Toblach, erzielt worden sind, sondern insbesondere aus den Nachahmungen. Der Staat hat sofort ein ähnliches Haus im schönen Tarvis, mitten in den karnischen, im Angesichte der julischen, Alpen aufführen lassen — allerdings an einer Stelle, welche — so ist es schon einmal das Schicksal mancher Unternehmungen — den guten Willen vereitelt. Alsdann kam die Westbahn in Zell am See — Weiteres wird folgen. Und alle diese können getrost auf ihr Portal schreiben: »Et lucro et commodo.«

Gewiß kann ich hier die Herrlichkeiten andeuten, in deren Mitte die neuen Gaststätten sich einfügen. Jeder hat gehört von der wundersamen Strada di Allemagna, die zum marmornen Vittorio und ins Venedigerland hinabführt — von den Giebeln und Thürmen der Dolomite, von ihren Hochseen und Fernern. Hier stehn die Stätten, neben und mitten drinnen in allem dem, hunderte von Fuß höher als der Brenner, aber nicht schatten- und baumlos wie er oder die hohen Orte des bündnerischen Engadin, sondern im harzduftigen Hochwald.

Dem heimathlichen Oesterreich wird hier in der Bewun-

derung der herangezogenen Menge ein neuer Ehrenkranz gewunden werden. Freudig dürfen wir unter der rüstigen Schaar, die dafür kämpft, daß seine Schätze durch die weite Welt hin glänzen mögen — die will, daß nicht in weiter Fremde gesucht werde, was im eigenen Hause verborgen liegt — welche will, daß die Juwelen unseres Besitzes geschliffen und gefaßt werden, auch vornean die Männer des Dampfes und der Schienenwege begrüßen. Ehren und Auszeichnungen werden ihnen gerade dafür so wenig werden als Anderen, die in bescheidenerer Aufstellung mitwirken. Solcher Thätigkeit fehlt der krachende Lärm, dem die Welt nachschaut. Dennoch aber können sie sich sagen, daß sie gleichzeitig zum eigenen Vortheil ihrer Unternehmungen, zum Ruhme Oesterreichs und zum Frommen der Menschheit gearbeitet haben.

Der Fortschritt in den Ostalpen.

Unter Fortschritt, das hier auf dem Titel steht, verstehe ich nicht das bekannte in Wahlversammlungen und Parlamente hineingeworfene Schlagwort. Dieses hängt mit Darwins Evolution, mit der Loslösung von der beharrlichen Umgebung, zusammen. Oft steckt nichts Anderes als die Naturnothwendigkeit und gar nichts Annehmliches dahinter. Es gleicht der Fortschreiter in diesem Sinn einem Wasser des Hochgebirges, das blumengeschmückten, reinlichen Felsstrand verläßt und sich in blinder Hast übelriechenden, flachen, salzbittern Lagunen entgegenwirft. Solcher Fortschritt wird von ewigen Gesetzen aufgezwungen, aber er bietet an sich ebenso wenig Verlangenswerthes, als andere Nothwendigkeiten des Naturlaufes.

Die Bezeichnung Fortschritt, die ich in Ermangelung eines treffenderen Wortes hier anwende, holt nicht so weit aus, sondern beschränkt sich auf Erleichterungen und Verbesserungen im Leben des Gastes, der die Alpen Oesterreichs während des Sommers bereisen oder bewohnen will. Darunter sind bescheidene Umwälzungen und Neugestaltungen zu verstehen. Hier hat sich ein Wirth auf luftiger Berghalde ein neues Häuslein gebaut, dort ist ein behaglicher Weg geschaffen worden. Hier giebt es vermehrte Gelegenheit, mit der Eisenbahn zu fahren, dort ist besseres Getränk in den Keller eingelagert. Und noch so vieles Aehnliche.

Wenn man von den Hochalpen Oesterreichs spricht, so meint man damit vorerst Tirol. Alles Uebrige kann sich, bei Zusammenzählung der für den Reisenden bestimmenden Verhältnisse, nicht mit dem herrlichen Berglande messen. Zum Glück ist landschaftliche Gourmandise wenig unter der Menschheit verbreitet. Wäre dem nicht so, dann stünden die Nachbargegenden leer, und insbesondere aus den Bergen der inneröster-reichischen Erbländer zögen Alle hinein in die sozusagen mystische Pracht des burgenreichen Weingaues, zu den Wassern und Eisfeldern, die mit südlichem Duft und mit Sage umwebt sind.

Zunächst also Tirol. Wer sich ein Bild schaffen will, was da betrieben wird, der nehme in diesen Frühsommertagen eines der Blätter zur Hand, die im Lande erscheinen. Da findet er — freilich nicht in jenem abscheulichen, durch Punkte abgehackten, aus rohklotzig neben einander hingestellten Wörtern bestehenden Vortrag, wie sich ihn auch deutsche Wirthe von den Stilisten der Schweizer Hotel-Büreaux schnellstens angeeignet haben — Dutzende von Ankündigungen, welche auf Erweiterungen und Verbesserungen hindeuten.

Man kann vielleicht den Unterschied, wie er zwischen jenen Reisegebieten, die sich alljährlich vielsprachig ausbieten, und

dem guten Tirol kaum besser kennzeichnen, als wenn man die betreffenden Proklamationen neben einander stellt. Dort, in der Schweiz, heißt es beispielsweise: „Bad X. Höhenlage 2000 Meter. Hochalpenklima. Alpenglühen. Eisensäuerling. Eisenbahnstation M. Grand Hotel des Eaux. Allen Anforderungen der Neuzeit entsprechend eingerichtet. Telegraph und Post. Aufzüge in alle Stockwerke. Zeitungen in allen Sprachen. Equipagen. Englischer Gottesdienst. Jagd- und Fisch-Sport" u. s. w.

Ins Tirolische übersetzt lautet dergleichen mit Beibehaltung der herkömmlichen Ausdrucksweise etwa folgendermaßen: „Das vom unterzeichneten Inhaber auf allseitigen Wunsch neu erbaute, drei Stockwerk hohe, einen großen Theil des Thales beherrschende Badehaus enthält fünfzig größere und kleinere gesunde Wohnzimmer zur bequemen Unterkunft, dann einen sehr lichten fröhlichen Speisesaal, dann zehn sehr gut eingetheilte Badelokalitäten und darunter im ersten Stock abgesonderte Bäder für Honoratioren höheren Ranges. Der Gebrauch der uralten, in der Vorzeit wegen Mangel einer gehörigen Unterkunft nur von benachbarten Thalbewohnern in vielen Krankheitsfällen mit bestem Erfolg benutzten Heilquelle wird gegen eine Menge von Krankheitszuständen empfohlen. Mit ihren Heilkräften, der gesunden Luft und dem magenstärkenden Trinkwasser wetteifern die Wunder der in jenem Thale erscheinenden großartigen Alpennatur, welche hier überall die Badegäste und andere Fremde umgeben, ihren Geist und Körper mächtiger ergreifen und in beiden erhöhtere Thatkraft und erneute Regsamkeit schaffen.

„Sollte ein Bade- oder anderer Gast belieben, außer den nahen an der Land- und Poststraße liegenden Ortschaften A. und B. auch einen Ausflug auf den oberhalb des Badehauses, Tannen- und Lärchenwaldes, vier Stunden hoch liegenden, merkwürdigen, am oberen Boden mit Gras, Morbeer, Speik

und Edelweiß, dann anderen seltenen Alpenblumen bewachsenen, ohne mindeste Gefahr zu besteigenden M.-Berg zu machen, so wird selbigem ein sicherer Wegweiser auf Verlangen besorgt werden. Denn jener Berg gewährt eine seltene, äußerst imposante, überraschende, sehr weite Aussicht auf zweiundsiebzig Kirchen und Kapellen, dann auf das verschiedenartig gebildete Gestein der gigantischen Felsenhäupter, Dolomiten, überhaupt grotesken Erscheinung ihrer Kuppen, Mauern, Zinnen und Säulen, gegen Mitternacht aber über mehrere Alpenthäler, Schneegebirge mit dem Farbenspiel des Gletschereises und bis zum Großglockner. Auf der Sonnenseite befinden sich einige besonders für Botaniker und Mineralogen interessante Alpen und andere Gebirge mit uralten eingestürzten Erzgruben und Seen."

Das sind die Einladungen des einen und die des anderen Landes.

Wer übrigens den Insignien des Fortschrittes in der erstgedachten Form folgt, wird ihnen auch in Tirol begegnen. Die rothen Bücher geben ihm den Weg zu denselben an.

Ich habe indessen Fortschritt anderer Art im Sinn. Es ist bekannt, daß die Gaststätten sich vorerst an belebteren Orten, dort befanden, wo der Verkehr, der vor der Touristen-Einwanderung da war, ihnen das Dasein ermöglichte. Dann kam eine zweite Epoche. Die bis jetzt den Fuhr- und Kaufleuten oder auch den Reisenden „höheren Ranges" auf dem Durchfluge dienenden Räume und Einrichtungen wurden den Bedürfnissen auch ständiger Gäste angepaßt. In diese Periode fällt auch die Ausweitung so manchen „Badls", das, wie mitgetheilte Ankündigung sagt, „nur von benachbarten Thalbewohnern" besucht war, zu einer Sommerraststätte für Gäste von „weither". Nunmehr aber sind wir an einem Punkte angelangt, den die Schweiz längst erreicht hat, nämlich bei der Erbauung

von Häusern ad hoc, mitten ins Grüne hinein, ohne Rücksicht auf die Nachbarschaft mehr oder minder beliebter Orte. Solche Häuser dienen dem modernen Bedürfniß des unmittelbaren Verkehrs mit der Natur, der um so mehr angestrebt wird, je weiter diese ihm sonst durch die Berufsarbeit und Gepflogenheit entrückt erscheint. Das sind Häuser ohne den Staub der Heerstraße, ohne fromme Böllerschüsse und Glocken, ohne bäuerisches Gejohle und bukolische Zusammenstöße. Die österreichische Südbahn ist mit solchen Schöpfungen vorangegangen. Schon erheben sich, etwas über zwei Stunden Fahrzeit von Wien entfernt, auf einer Höhe von 3160 Fuß die mächtigen Mauern eines Prytaneums mitten im Bergwald.* Am Lärchenhang der Wasserscheide zwischen Pontus und Adria, umweht von frischen Lüften, steht schon seit Jahren das Toblacher Hospiz, noch achthundert Fuß höher als jenes.

Exempla trahunt. Nach solchen Vorgängen rührten sich an verschiedenen Orten der Pusterthaler Höhen allenthalben Axt und Dolomit-Quader. Auf grünem Plan, vor der Runde schneebedeckter Hörner, schrie der Welsche, knarrte der Krahn und platschte der Mörtel gegen neues Gemäuer. So ist allgemach aus Höhlenstein eine ganze Ansiedelung geworden. Ueberall suchte die Südbahn durch sachverständigen Rath nachzuhelfen.

Wer jetzt am Misurina-See, im Angesichte des Sorapiß-Eises, wohnen will, findet dort oben, wo bis zu diesem Jahre nur eine schlechte Kneipe sich aufgethan hatte, fünf bis sechs behagliche Zimmerchen. Sogar auf dem Passe von Tre Croci wird für Unterkunft gesorgt werden.

In der Umgegend von Bruneck und Welsberg geht man

* Auf der sogenannten „Schüler-Aue" über dem Wolfsberg-Tunnel am Semmering.

nicht eine Stunde weit, ohne auf umgestaltete und erweiterte Badeorte in schönem Grün zu treffen. Der Eifer des erstgenannten Städtchens muß höchlich gelobt werden. Ueberall sind Wege entstanden. Nirgends ist Wald- und Fichtenluft einer größeren Ansiedelung näher, und wer nicht gerade hinauf will in den Hauch des nahen Schnees und der aus wundervollem Geklipp herabbrechenden Strömung, wird sich dort am besten befinden. Es giebt nun einmal — und das ist gut — mehr Philister auf der Welt, als ihr Gegentheil. Die Brunecker Umgegend wird diese, die Hochfläche von Höhlenstein jene anziehen.

Es wird nicht abgeleugnet, daß der mit Gletschern ausgestattete Theil des Hochgebirges gewisse Reize hat, welche den Gegenden zwischen Pusterthal und Etschland fehlen. Der Hausfreund des Berg-Alten kennt das und erspart sich weitere Worte. Wenn vor vielen Zuhörern gesprochen wird, dann muß aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, jener Winter sich in Schlüften verbirgt, deren Hintergrund man nicht so schnell erreicht, als das Spiegelbild des Cristallo-Gletschers im Dürren-See oder den Glanz vielfarbiger Steilwände im Rauhthale. Es kann hier über das Maß der Anstrengung, welche von Vielen als eine sehr geringe empfunden wird, nicht gerechtet werden. Doch geht man nicht fehl, wenn man meint, daß noch weit Mehrere sich unbehaglich fühlen bei weiter Entfernung von der Eisenbahn, daß sie sich durch die überschrittenen Bergströme und Höhen schier wie abgeschnitten vorkommen, wenn sie endlich vor dem blauen Geklüfte angekommen sind. Uebles Wetter steigert diese Empfindung. Wer sich Geneigtheit zu solcher zutrauen kann, wird mit Vorliebe im behaglichen Pusterthale verweilen, zudem wenn viele seiner bequemen Ansiedelungen neben dem Schienenwege so hoch über dem Meere liegen,

wie die hintersten und höchsten Dörfer mancher entlegenen Seitenthäler.

Der Freund des Eises wohnt in den Alpen Oesterreichs nirgends so bequem, als im Glocknerhause über dem Pasterzengletscher. Der Sport zuckte die Achseln über dieses „Wirthshaus", weil dort die Leute in Betten schlafen und an einer Tafel speisen, deren Substanz nicht aus dem Rucksack eines Führers herausgeschüttet wird. Gleichwohl verhilft das Dasein dieses angenehmen Hauses und der bequeme Weg zu ihm so vielen Menschen zu einem Anblick voll Freude und Erhebung, die sonst ihren körperlichen Verhältnissen nach denselben hätten entbehren müssen. Der Hochmuth des ausschließlichen Muskelmeiers, der das Hochgebirge als eine Reservat-Domäne seiner großen Schuhnägel betrachtet, kann an diesem erfreulichen Sachverhältniß nichts ändern.

In unserem Zeitalter erscheint nichts als wirksam, was nicht populär ist. Die Freude an der Alpenwelt, als einer Quelle der Auffrischung und Stärkung nach der sinnlichen wie übersinnlichen Seite des Menschen hin, muß unter die Menschen getragen werden und am allermeisten unter diejenigen, welche solcher Auffrischung am meisten bedürfen. Es ist viel wichtiger, daß der Mann, welchen die Sorgen seines Berufes abstumpfen und entkräften, die blutleere Frau, in die Mitte jener reinen Welt geführt werden, als der wadenstarke Spitzenerkletterer. Niemandem sollte es einfallen, die Berechtigung letzterer Gymnastik als einer derjenigen Körperübungen, die am meisten zur Erstarkung des Körpers, zur Erhebung über Gewöhnliches helfen und am wenigsten vom Charakter des eigentlich „nobeln" Sports an sich tragen, irgendwie anzuzweifeln. Aber auch der wüthende First-Climber wird die sozusagen kulturgeschichtlich einschneidende Wichtigkeit des anderen Standpunktes zugeben und dem Streben nach Racever-

besserung, welche aus hier nicht weiter breitzuschlagenden Gründen der Frage keinesfalls fern steht, die Anerkennung nicht versagen. Je bequemer die Hochalpen zu bereisen und zu bewohnen sind, desto mehr Wohlthat wird diesem Geschlechte erwiesen. Man betrachte sich beispielsweise Kinder, wenn sie an irgend einer Gaststätte jener Hochthäler, etwa zu Höhlenstein, Paneveggio, Raibl, Castelrutt, ankommen und vergleiche damit ihr Aussehen, wenn sie sich nach wochenlangem Aufenthalte entfernen.

Man muß sich freuen, wenn Höhen, die vor einem Jahrzehnt verhältnißmäßig wenig genannt wurden, heutzutage in Kursbüchern, Fahrordnungen und Rundreiseplänen vorkommen. Schmittenhöhe, Dobratsch, Pasterze, Hohe Salve sind derartige Oertlichkeiten. Mir scheint es undenkbar, daß ein Mensch, der an einem heiteren Tage dort oben war, nicht irgendwelchen Licht-Inhalt mit hinabtrüge und so dem Steine gleiche, auf dem es noch schwächlich schimmert, wenn er längst aus dem Sonnenschein weg in die dunkle Kammer gebracht worden ist. Dazu, daß es Vielen so ergehe, ist aber nothwendig bequemer Zugang. Wenn die Alpen mit ihren Lüften, Wassern und Gesichtskreisen jene therapeutische Wirkung haben sollen, die das von übermäßiger Arbeit zerfaserte, durch Materialismus geistig verarmte Geschlecht braucht, so müssen sie vulgarisirt werden. Insbesondere sind die Hochgebirge germanischer Bevölkerung zwischen Inn und Mur, zwischen Lech und Etsch berufen, der Nationalpark des deutschen und österreichischen Volkes zu werden.

Ohne dieses Ziel mit solchen Worten anzudeuten, hat gleichwohl der deutsche und österreichische Alpenverein demselben schon durch die That entgegengestrebt, indem er in eisigen Wildnissen Obdach schuf und Berge und Wasserfälle zugänglich machte. Noch mehr aber hat er die Annäherung

an diesen Gedanken dadurch bekundet, daß er Versuche zur Wiederbewaldung an Berghängen machte, welche die schönste Zierde durch Gewinnsucht und Gedankenlosigkeit verloren haben. Hier liegt der Gedanke des Nationalparkes, den Urhebern vielleicht unbewußt, in Thätigkeit übersetzt vor uns.

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika hat ein Gebiet, welches an Umfang dem eines unserer Alpenländer gleicht, zum Nationalpark erklärt. Es besitzt Wälder, Berge, Wasserfälle, Seen, Ströme, Spuren aus der Eiszeit. Die Lenker des großen Volkes sind dabei von der Absicht geleitet worden, die Werke der Natur vor der verwüstenden Hand des rücksichtslos seinen nächstliegenden Nutzen anstrebenden Menschen zu schützen. Es sollte irgendwo auf dem ungeheuern Gebiete des Freistaats eine Gegend vorhanden sein, von welcher der materielle Zweckbegriff verbannt ist. Wer den Nationalpark betritt, findet ein Bild seines Landes, wie es vor dem Auftreten des Menschen war. Alles regt und bewegt sich, Alles sprießt und wächst, als ob es kein eisernes Werkzeug, keine Brandfackel, keine Waffe gäbe. Am Anblick solcher Macht und Freiheit soll sich der moderne Mensch stärken.

Wie alle Gleichnisse hinken, so auch dieses. Unsere Alpen sind nicht unbewohnt und wir möchten uns dieselben auch nicht als solche denken. Aber von ihren Herrlichkeiten sind manche durch entgegengestellte Hindernisse verschiedener Art so versteckt, daß sie für die frühere Zeit als so gut wie nicht vorhanden angesehen werden konnten. Erscheinungen wie die Kolowrathöhle, die Liechtenstein- und Kitzloch-Klammen konnten den Menschen nicht mit Staunen erfüllen und, über die flüchtige Verwunderung hinaus, nicht gedankenreiche Anschauung des Getriebes der großen Werkstätte geben, bevor die Thüren nicht geöffnet waren. Das schöne Mittenwald im bayrischen Hochgebirge hat Tausende von Gästen beherbergt, bevor es, um

ein Beispiel etwas kleineren Umfanges, aber nicht minder treffender Art anzuführen, ihnen die Rauchsäulen der Sturzwasser in den dröhnenden Schluchten seiner Leutasch-Engpässe zu zeigen vermochte. Das merkwürdigste und lehrreichste Stück aber bieten die größten Wasserfälle aller Alpen, die von Kriml. Ehe Rudolf Riemann sein Werk ausführte, glich das Bild, das der Wanderer von ihnen gewann, dem Landschaftsbild auf fehlerhaft eingestellter Mattscheibe einer photographischen Camera. Wer dieses furchtbare Schaustück, das mehr als hundert andere uns die Bedeutung der Kraft des Wassers und seine Rolle bei der Erdumgestaltung, bei der Bergzerstörung und Schluchtenbildung klar macht, früher als vor etwa acht Jahren gesehen hat, hat es nicht gesehen. Es ist eine Weganlage neben dem Bette des Ungethüms, die das zu Stande brachte.

Nirgends in der Natur wird wie in den Alpen in gleich fördernder Weise durch die Umgebung und alle ihre Erscheinungen auf drei Seiten des Menschen gleich fördernd eingewirkt. Diese sind erstlich das körperliche Wohlergehen, dem die Reinheit der Luft und die Frische der Wasser nachhilft, alsdann die Phantasie und das Anschauungsvermögen, welche durch Bilder von großer Schönheit bereichert werden; endlich aber auch die Erkenntniß und der Einblick in die ursprünglichsten Kraftäußerungen jener Dinge, welche man früher die Elemente genannt hat. Was der Dunstball, was das Wasser in seinen verschiedenen Erscheinungsformen vom Nebel bis zum Eis schaffen, wie der Boden unseres Heimatshauses, dieser Erdkugel, von den Aeonen aufgeschichtet worden ist, wie Pflanzen, Thiere und Menschen im wunderreichen Kampfe um ihr Dasein zerstört werden oder gedeihen, wie endlich die Waffe des Intellektes über alle Schrecknisse hinweg die Denkmäler menschlicher Oberherrschaft aufstellt und die Brüder, die durch

Eis und unzugängliche Grate getrennt sind, verbindet, das Alles zeigen die Alpen. Sind sie dem Geschwächten das Land der Verjüngung, dem Dichter eine Welt der Zauber, so erscheinen sie dem Lernbegierigen als ein Hörsaal, dessen Besuch insbesondere der heranwachsenden Jugend, die ihn voll Frische und Empfänglichkeit betritt, nahegelegt werden soll.

Die von unserem Volk bewohnten Alpen müssen uns das werden, was jene Nation des Westens, die so häufig ein phantasieloses Krämervolk genannt wird, aus dem Gebiete, das sie in „Bann" gethan hat, machen wollte. Die Alpen gesehen zu haben, soll zum nothwendigen Inhalt der Bildung im allgemeinen Sinne des Wortes gehören. Zugleich können wir immerhin den Gedanken obenan stellen, daß ihnen für viele Länder und Städte die Rolle zufällt, welche der einer Stadt angefügte Park darzustellen hat, die der Erfrischung, der Erheiterung, des Gesundheitsbades in irgend einem ihrer Medien. Auf die Frage, wer in die Alpen zu kommen habe, ist rundweg zu antworten: Alles.

Das Geld des deutschen und österreichischen Alpenvereins und der gleichstrebenden Genossenschaften hat Vieles ausgerichtet, was denjenigen Brücken schlägt, die im Hinblick auf die erwähnten Zwecke vorkämpfen. Vor zwanzig Jahren gab es keinerlei solche Vereine. Heute kann man die Gesammtzahl der Mitglieder derselben in Deutschland und Oesterreich auf ungefähr fünfzehntausend festsetzen. Der größte Theil ihrer Beiträge, ein Theil, den wir auf jährlich sechzigtausend Mark schätzen, wird der Zugänglichmachung und Erschließung im weitesten Sinne zugewendet.

Wer die Sache von einer gewissen Höhe aus überschaut, dem gewinnt sie eine Bedeutung, die gar nichts mehr mit Bergsteigerei und dergleichen zu thun hat. Ein solcher Beobachter erkennt, daß auch hier, wie überall, die Natur das

Heilmittel neben die Krankheit stellt, daß der actio einer reactio folgt. Die Schäden der überangestrengten Kulturarbeit werden durch die Expansion nach jenen kühlen Höhen hin gemildert. Es ist wie wenn Jemand in dumpfer Geschäftsstube die Fenster aufreißt, um Licht und Gartenluft einzulassen. Solche Neigung ist kein Zufall, es ist das Ringen der vom Kampf gequälten Gesellschaft nach der Erfrischung, die das ungetrübte Element bringt. Der Alpenpark mit seinen Seen und den stürzenden Wassern, mit all den Wundern auf und unter der Erde ist uns mehr als „Lungenflügel", wie dem Londoner seine Stadtwälder: er ist uns Heilort, Bildersammlung und Lehrmeister. Er ist das „freie Gebiet", aus welchem wir mit veränderter Empfindungsweise emportauchen.

Um nun auf die Devise „Fortschritt" zurückzukommen, so dürfen wir wohl bemerken, daß auch manche Gemeinde und viele Einzelne am Werke der Vereine mitgethan haben. Die österreichischen Alpen sind heute viel leichter und genußreicher zu bereisen als noch vor zehn Jahren. Insbesondere ist es den Veranstaltungen der österreichischen Südbahn zu verdanken, daß man in einem Tage von München bis ins Herz der Dolomite vordringt, daß die Vorstaffeln zum Großglockner und die zum Sarca-Eismeer auf die Entfernung weniger Stunden im Zeitmaße genähert sind. Mitten in Hochthälern halten ihre Sekundarzüge an. Der Bedenklichste kann sich an der Leitung dieser Stränge bis weit in die Alpen wagen.

Aber auch Andern, wie erwähnt, gebührt Anerkennung. Insbesondere dürfte es im wirklichen Hochgebirge heute kaum eine wohnlichere und behaglichere Strecke geben, als die lange Linie des Pusterthales und seiner südlichen Abzweigungen. Aber auch in den Gebieten des Südens wie des Ostens rührt es sich, und von San Martino di Castrozza an bis Ober-Vellach und Eisenkappel hinab wird heute der Sommergast so

manche behagliche Heimstätte finden, deren Herren selbst noch vor wenigen Jahren keine Ahnung davon hatten, daß ihre Häuser auf dem Grunde unseres Nationalparkes der Zukunft stehen.

Die Frühlingsreisen und die Alpen.

Der Wien-Triester Eilzug, jener über die Pontebba-Linie, und die Waggons der Brennerbahn befördern im Vorfrühling nicht wenige Reisende, welche den Erscheinungen des Lenz entgegen pilgern. Sie wissen, daß er ihnen in Italien um sechs bis acht Wochen früher blüht, als diesseits der Alpen.

Um all diese Verhältnisse klar zu machen, nehmen wir zunächst eines der Wasserbecken her, die sich von Süden gegen die Ausläufer der Alpen, welche man von den Karsthöhen aus noch am Westhimmel zu unterscheiden vermag, hineinziehen.

Worte belehren, Beispiele ziehen. Ich will statt weiterer Auseinandersetzungen jetzt vier Bilder vorzeigen. Dieselben nehme ich aus vier verschiedenen Himmelsstrichen — es sind aber Alles mit einander Darstellungen, die sich auf das letzte Drittel des März beziehen. Den Glücksfall schönen Wetters setze ich voraus. Denn wie man in Wirklichkeit nichts sieht, wenn man, wie es dem Verfasser geschah, an dem Ostertage eines Jahres zu Tortona, an dem eines anderen zu Varenna am Comersee eingeschneit wird, oder an den Abhängen des Albanergebirges zwei Wochen lang in Regenschauer hinausstarrt, deren schwere Tropfen von den Steinen des Bodens zurücksprühend abprallen oder das Erdreich überfluthen, so bekäme man auch nichts zu sehen, wenn ich Naturbilder dieser Art, so treu sie auch sein mögen, vorführte. Solcher Schaustücke wegen wird ja auch keine Reise nach Süden unternom-

men. Wer sich auf diese Reise begiebt, thut es im Vertrauen darauf, daß Welschlands „ewig blauer Himmel" sich seiner annehmen möge. Er wagt es, so wie man auf gut Glück in unsere sommerlichen Berge zieht. Sonnenglanz auf dem Bergsee, Harzduft im Walde, Dachtraufengeplätscher und geheizte Stuben sind auch hier Augen verschiedener Würfel. En abril aguas mil (im April tausend Wasser), abril frio, pan y vino (kalter April giebt Brot und Wein) gilt sogar den Leuten in dem Lande, von welchem der norddeutsche Poet uns gesungen hat, daß in ihm „das Mondlicht golden blinke". Nach dieser Verwarnung, die deshalb nothwendig ist, damit der vom Mißgeschick Ueberfallene sich nicht allzusehr enttäuscht fühle, möge denn der Vorhang vor dem ersten Bilde sich lüften.

Es grünt am westlichen Ufer des Gardasees der Oelhang von Salo. Die Scenerie ist wie am ligurischen Ufer. Blaßgrüne Aloës erheben sich klafterhoch unter Oelbäumen. (Wer's nicht glaubt, betrachte sich die Landschaft auf der Strecke südwärts von Gargnano, wo das Sträßchen, das nach Salo führt, zwischen den Kilometersteinen 4, 8 und 5, 7 sich hinzieht.) Wer dort ein Bild malt, wird sofort Glauben finden, wenn er angiebt, er habe ein sicilisches Uferstück dargestellt. In der blendenden Fläche vor dem grauen Neste der Madonna di Benaco ziehen Fischer ihre Netze aus der Fluth. Es glitzert darin von silberigen Fischen. Sie sind von der Sippe derjenigen, die der arme Poet Catullus, wenn er drüben auf Sirmio zu Gaste war (der Himmel verzeihe Jenen, die den Sohn Jovis zum dortigen Hausbesitzer machten), als „Thrissa" zum dunklen Landwein vorgesetzt bekam. Es ist so warm, daß der spärliche Schatten der Myrtenbäume, unter denen im saftgrünen Grase die blauen Glocken der großen Vinca stehen, gern aufgesucht wird — noch mehr aber die breiten Schattenbänder der Oelgartenmauern, so sehr sie die Aussicht behin-

dern. Andere Mauern schützen die Pflanzungen der agrumi, der Citronenbäume, von denen zahllose Früchte in der Frühlingssonne an den weißen Pilastern schimmern.

An anderen Stellen des Strandes sind großmächtige graurindige Lorbeerstämme und Aeste des Pfirsichbaumes, mit tiefrothen Blüthen bedeckt, noch blattlos, mit dem Oelwald gemengt. Dort wo der Kilometerstein 36 (von Brescia) steht, schlägt die Welle, durch Mauern unbehindert, gegen den Strand, über dem im leichten Seewinde die beweglichen Blätter der Oelbäume rauschen. Rothbemützte Menschen stehen auf Leitern mitten in ihrem Geäst, singen und schneiden unnütze Triebe ab.

Fort und fort zieht sich der Hain der Oelbäume neben der tiefblauen Fluth. Wo Gardone beginnt (Kilometerstein 32), kommt ein milchiger Bergbach herab, der die Gärten tränkt; am schaumigen Strande liegt, mit dem knorrigen Wurzelgeäst gegen den Himmel, ein von Winterstürmen umgeworfener Stamm.

Hier, wo Ufer, Himmel und Fluth dem phäakischen Scheria gleichen, kommen homerische Bilder heran. Es ist erlaubt, da des herrlichen Euphorbos zu gedenken:

„Wie der Sproß des grünenden Oelbaums, den ein Mensch an einsamem Orte aufzieht, wo reichlich Wasser hervorquillt, daß er anmuthig emporgrüne: das Wehen der Winde schaukelt ihn und er strotzt in schimmernder Blüthe, bis plötzlich die Windsbraut kommt und ihn aus der Erde reißt und über den Boden hinstreckt — so erschlug den lanzenkundigen Euphorbos Menelaos, der Atride.“

Die Herrlichkeit des Oelbaumes, so oft von griesgrämigen Nordländern angezweifelt, welche die Vergleichung mit heimatlichen Laubbäumen nicht missen können, erscheint an diesem lauen Strande, wo er so vielen Menschen Nahrung giebt, mit jener Wirkung, die alle unmittelbaren Spenden der Natur her-

vorbringen. Die Einbildungskraft ist rege geworden und dringt noch weiter vor ins uralte Morgenland, und wir sehen Jotham, wie er auf dem Berge Grisim von den Bäumen erzählt, die den Oelbaum zu ihrem König erkürten, und wie der Oelbaum sagt: „Soll ich meine Fettigkeit lassen, die Beide, Götter und Menschen, an mir preisen, und hingehen, daß ich schwebe über den Bäumen?" Der königliche Sänger preist das Glück frommer Eheleute, indem er ihnen verheißt: „Kinder werden wie Oelzweige um deinen Tisch stehen," und die Weisheit Gottes ist „wie ein schöner Oelbaum auf freiem Felde." Insbesondere erfreut das lichte Gitterwerk der Krone über klarer Fluth, und gewiß ist es nicht von ungefähr, daß die den Najaden heilige Quelle Ithaka's vom Oelbaum beschattet wird.

Viele Wiesenblumen sind zu solcher Zeit schon in den Gräsern emporgesprossen. Aber der Frühlingseindruck weicht einem sommerlichen unter der Einwirkung der Sonnenwärme, des tiefblauen Himmels, über den hier und dort schweres balliges, glänzendes Gewölk zieht, und der dichten grünen Laubwipfel. An den Bäumen freilich, welche die Blätter verlieren, ist hier noch schwerlich viel mehr Grün zu sehen, als bei uns. Solcher giebt es da nicht viele, das graue, polypenähnliche Gezweige des Feigenbaumes und die schmächtigen Pfirsichstämmchen ausgenommen. Das Alles aber verschwindet neben dem immergrünen Laubwerk, neben den Lorbeerkronen und den anderen glanzblätterigen Wipfeln.

Vielleicht schüttelt ein Leser den Kopf und stellt hier die Frage, wie denn Kilometersteine und die morgenländischen Sänger in einem solchen Aufsatz zusammengebracht werden können. Ich habe meine Meinung hierüber bei anderen Gelegenheiten geäußert, will sie aber wiederholen. Ich verfolge die Absicht, die idealistische Weltauffassung mit dem natürlichen Bewußtsein zu verquicken. Faßliche, in der Erfahrung nach-

weisbare Einzeldinge werden hervorgeholt, um Frische der Anschauung zu erzeugen. Allgemeine sind wie farbige Schatten. Wie man einen Maler nicht im Allgemeinen, sondern nur durch das einzelne Bild kennen lernen kann, so müssen die vielen Stellen, an welchen die Dichtung der sogenannten unbelebten oder unpersönlichen Natur mit scheinbar persönlicher, in Wirklichkeit aber gleichfalls Naturthätigkeit zu nennender Dichtung zusammentrifft, unvermeidbar angegeben werden. Man muß Handhaben bieten. Nicht mit Redeblumen wird Etwas geleistet. Wer über einen Bach schreiten will, hält sich nicht an den Blumen, sondern an den Zweigen.

Am Anfange von Gardone ist ein geräumiger Zopfgarten mit gewaltigen Cypressen und der (mir unverständlichen) Ueberschrift: »Me memor quieti et senio.« Wie der auf das Spiel der Lichter im See und auf den rothglänzenden Felsen der Minerva hinschaut, ist es die Natur und der Geist des Cinquecento. Der Maler kann nur die Farbe wiedergeben, der Dichter nur Vorstellungen erwecken. Hier aber helfen die anderen Sinne zum Verständniß der Offenbarung: der See brandet, die warme Luft weht, die Blumen duften, die Springbrunnen rauschen. Der Frühlingssaft steigt in uns empor. Wer alle die Poeten, die über den Gardasee geschrieben haben, zusammen liest: den Giodoco, den Spolverini, den Arici, den Buccelleri, den Pompeati, den Betteloni, hat nichts in sich aufgenommen in Vergleichung mit Demjenigen, der an dieser Stelle sich umschaut. Darum sage ich, daß sie sich in der Nähe des Kilometersteins 32 befindet, und habe vorher gesagt, daß man bei Kilometerstein 36 an das Lager des schiffbrüchigen Odysseus und an den Euphorbos denken kann. Nach Korfu gelangt nicht Jeder, und Wenige können die Gestade sehen, an welchen das ölzweiggeschmückte delische Schiff landete. Aber zehnmal so Vielen, die Verlangen tragen nach

leibhaftigem Schauen des Abglanzes jener Welt, ist es selbst von der Kargheit des Schicksals, welches dem Helläugigen verweigert, womit es den Blöden überschüttet, in die Hand gegeben, dieses unsern Ländern so nahe Ufer zu erreichen. (Als Endstück dieser Sätze sei angegeben, daß diese etwa zwölf Kilometer lange Uferstrecke am Morgen eines Frühlingstages leicht abgegangen wird. Man fährt in aller Frühe von Riva mit dem Dampfer ab, landet in Gargnano, geht zu Fuß nach Salo und nimmt sich ein Wägelchen nach Desenzano.)

Wir versetzen uns nach einem anderen Reiseziel. Liebe und Frühling werden mit seinem Namen in einem Athem genannt. Unter den Hochzeitsreisenden, welche die — thunlicherweise einsamen — Waggons der Brennerbahn in Beschlag nehmen, ist kaum ein Paar, welches nicht zunächst nach Venedig trachtet. Es sieht aus wie eine Reaktion der noch in vergessenen Schlüften der Menschenbrust zurückgebliebenen Poesie gegen die Art, in der unsere gebildete Welt zumeist heirathet, wenn sie an die Stätte der Gondeln, Balkone und vielgefeierten Liebeshändel eilt. Da ist auch das Frühjahr die rechte Zeit. Das Eis der Lagunen ist verschwunden, der bleierne Scirocco bedroht die Gehirnnerven der Zugereisten nicht mehr in häufig andrängender Schwüle, die Kinder der stehenden Wasser, die nächtlichen Stechfliegen, sind noch nicht geboren.

Es muß ein zärtliches Paar besonders stimmungsentsprechend anwandeln, wenn es dem Frühling entgegenfliegt. Vor den Pforten des Gebirges sieht es das erste Grün, die gelblichgrün aufsprießenden Blättchen der Trauerweiden. Wenn es zur Brenta kommt, stehen die Kirschbäume in weißer Blüthe da. In dem Raume zwischen dem Ende der Lagunenbrücke duften in offenen Gärtchen Freiland-Hyacinthen, und allerlei Frühlingsblumen, nicht aus Frühbeet oder Treibhaus, sondern

aus offener Gartenerde, werden den Ankömmlingen gereicht, wenn sie in die Gondel steigen.

Um diese Zeit ist meistens eine graue, lauliche, frühlingsdämmerige Luft in Venedig. Zu keiner Jahreszeit ist es angenehmer, planlos durch das Wirrsal der Gassen zu schlendern — die empfehlenswertheste Beschäftigung. Das Volk ist munterer als sonst. Es ist von der Bedrängniß des Winters in seinen eisigen Schmutzhöhlen befreit. Die kohlengluthrothen Abendbeleuchtungen der niedrigen Wintersonne an den höchsten Thurmspitzen sind freilich nicht mehr, aber dafür ist der grelle Glanz der Marmorwände an lauen Morgen, und wenn ein warmer Wetterregen über die Stadt hinstreicht, duftet es um so mehr vom Frühlingsgrün in den Gärten. Wenn das Lido einsam ist, kein Prunk und Lärm der Badenden, so wird die Freiheit von Wind und Woge wirksamer.

Man vergesse nicht, Inselfahrten zu machen. Die Sonne belästigt nicht, kein Fieber lauert, wie in den Tagen, in welchen die Granatblüthe von den Mauern nickt. Hinaus muß man sich rudern lassen in die salzhauchende, lebenanregende Frühlingsluft. Von einer Insel zur andern, von den verlotterten Mauern von Mazzorbo, von den einsamen Pinien von San Franzesco del Deserto, von Burano mit dem Grabmal des heiligen Albano weit hinaus in die bewegliche Fläche. Vor Allem aber sei es nicht vergessen, daß eine Wallfahrt nach dem stillen Eilande von San Lazzaro, wo die armenischen Mönche hausen, unternommen werden muß. Im nördlichen Italien giebt es keine Oertlichkeit, welche sich mit dieser vergleichen kann. In diesen Tagen sind auch dort die Magnolien mit weißen Blüthen bedeckt, und Amseln, sonst allenthalben vom Kleinhunger des Kunstvolkes verfolgt, nisten im dichten Lorbeergebüsch oder in den Zweigen des japanischen Evonymus. Späterhin, im Mai, wenn es heißer ist, kommt der Hauch

des Lorbeers unter den Sonnenstrahlen dazu und die schwellenden Knospen der Oleanderbäume und die Passionsblumen, die mit ihren Ranken am alten Mauerwerk dieser Stätte der Weltentsagung emporklettern. So steht hier die Aussicht: Ausweitung von Blick und Herz im Gesichtskreis des Meeres und seltsame Menschengeschicke, oder Fluthregen, Kamin, Kaffeehaus und gelangweilte Landsleute. Die Letzteren gehören zu den schlimmsten Begegnungen.

Abermals wird der Vorhang aufgezogen und es zeigt sich die Bucht von Neapel mit dem Kegel des Vesuv. Halten wir immer noch die Beleuchtung der späteren Märztage fest. Es ist hier allerdings ein Unterschied gegeben in Vergleichung mit den Gegenden diesseits des Apennins. Die Wärme ist weit fühlbarer, die meisten Obstbäume haben abgeblüht. Dies legt dem Wanderer den Gedanken nahe, daß es auch sein Schönes haben müsse, dem Frühling nicht entgegen-, sondern nachzuziehen. Jemand, der das unternähme, sähe im Januar die weiße Pracht der blühenden Weichselbäume zwischen den dorischen Tempeltrümmern Siziliens, im Februar am Strande von Amalfi, im März an den Alpenseen Italiens, im April an den Ufern der Etsch, im Mai über den grünen Angern der Heimat, im Juni in den Thälern und an den Hängen ihrer Hochgebirge. Im März blüht an den Ufern des parthenopischen Golfes noch der hohe, ästige Asphodelus, dessen blaßrothe Blumen die Hellenen der Proserpina weihten — der Asphodelus, dessen Blumen auf sizilischem Boden im Januar sich entfalteten. Eine Menge von Blumen stehen im Grase oder zwischen den Getreidehalmen, die schon hoch genug sind, um vor dem Winde sich in hell- und dunkelgrünen Wellen zu bewegen, wie unsere Weizenfelder im Brachmonat. Das Meerwasser hat 13 bis 15° R., und ein Bade-Enthusiast, wie der Verfasser dieser Zeilen, scheut nicht davor zurück, mit dem

„weinfarbigen Pontas" sich in die engste Berührung zu setzen. Die Anwohner des Golfes, insbesondere die Leute von Sorrento, verabsäumen es nicht, mit ihrem Hauptschaustück, den Orangengärten, die zahllose Blüthen und Früchte bergen, vor den Augen der Nordländer zu paradiren. Es ist das allerdings für dieselben ein überraschender Anblick, aber auch nicht viel mehr als das. Die dickschaligen, sauren Früchte gehören zu den kümmerlichsten ihrer Sippe und können sich mit denen von den Balearen, von Andalusien oder Malta in keiner Weise vergleichen. Noch mehr gilt das von den Palmen, die nur als Dekoration gelten und an denen gar keine Frucht reift. In Neapel steht es mit den Orangen, mögen die Verfasser der bekannten Schildereien von Wanderungen in „Orangenwäldern", die wir jahraus jahrein zu lesen bekommen, darüber noch so sehr schwärmen, so wie mit den Reben in Schlesien. Ich glaube, der Naturfreund wird sich mehr von der wilden Frühlingsflora angezogen fühlen. Wenn er beispielsweise nach Scaricotojo am amalfischen Busen hinüber über das Gebirge wandert, wird sich sein Auge an greller Pracht der Blüthen zwischen den Felsenritzen erfreuen und ihm der Geruchssinn fast betäubt werden vom Aushauch der Blumengeister.

In weißer Pracht stehen die Häupter des Apennin da, wie man sie von höheren Stellen des Ufers überschaut. Sie gemahnen uns daran, daß der Winter räumlich nicht weit weg ist. Daß wir uns auch noch zeitlich am Saume seines Mantels bewegen, das wird uns vom offenen Feuer in Erinnerung gebracht, welches Freund Pagano auf Capri noch immer von Zeit zu Zeit für empfindlichere Gäste anzünden läßt. Mancher wird seine Gluth ganz und gar verwerfen, und wer an einem Tage, an dem ununterbrochen Regen, den wir seiner Mächtigkeit nach einen Gewitterguß heißen würden, auf die klassische Erde niederströmt, etwa stundenlang in seiner Stube schreibt,

der eilt vielleicht gern mit seinen blauen Händen vor den Kamin, da ihn der Anblick weder der Dattelpalmenkrone, noch der Hesperidenäpfel so warm hält, wie der Ofen, hinter dem man daheim in italienischen „Blättern", Bilderbüchern u. dergl. alle diese Wunder in schöner Farbengebung aufgetragen findet. Die Götter sind an diesem Strande nackt gewandelt, der Deutsche wird ermahnt, seinen Ueberzieher nicht zu vergessen.

Es kommt nun ein viertes Bild. Wir sehen Taormina und den Aetna.

Jeder weiß, daß Sizilien ein warmes Land ist, gleichwohl aber wurde es weniger besucht, als man annehmen konnte. Dies war die Folge der Nothwendigkeit einer etwa vierundzwanzigstündigen Seefahrt. Der Hexameter in den Münchener Arkaden behielt Recht:

Näher als Sizilien nicht ist Reggios Küste dem Teutschen,
Doch, weil dazwischen kein Meer, fühlt er halbwegs sich daheim."

Die Seefahrt mit ihren Widerwärtigkeiten schreckte ab. Jetzt ist das anders. Die kalabrische Eisenbahn macht den Weg über das Meer unnöthig. Darum werden mehr und mehr Nordländer, wenn sie doch einmal schon bis jenseits des Vorgebirges der Circe gelangt sind, sich auch noch — wenn sie nicht durch die Andenken des Alterthums hingezogen werden — Sizilien betrachten und den einzigen, wirklich den Eindruck der Höhe hervorbringenden Berg des Erdtheiles (die anderen, wenn sie auch viel höher über dem Meere, stehen auf zu hohen Fußgestellen und Thalstufen auf) und den Frühling, von welchem sich Theokrit begeistern ließ. *Ἀδυ δε το ψιθυρισμα* . . . . .

In Sizilien giebt es für den Deutschen kein besseres Hauptquartier als das „Hotel Bellevue" zu Taormina. Wer von dort täglich zum Amphitheater oder zum maurischen Kastell Mola schlendert, wird vom südlichen Frühling erzählen können.

Der Wind weht lau durch Lorbeerrosen und hohe Wolfsmilchsträucher, und aus der Ferne mengt sich, nicht unmelodisch, das Rauschen der mäßig bewegten See hinein.

Hier ist der Oelbaum eine andere Erscheinung als im Norden der Halbinsel. Er verbreitet um seinen Stamm dichten Schatten, wie eine jener mächtigen Eichen, die wir aus unseren Märchen kennen. Dasselbe thut auch der Johannisbrotbaum, eines der schönsten Gewächse. An der zerrissenen Rinde des Stammes der Terpentinpistazie reibt sich die seidenhaarige Ziege. Es fehlt nur die σύριγξ des dorischen Hirten.

Hier ist dem Ankömmling Alles neu. Man fängt an der Sonne, am fremdartigen Wachsthum und an den Menschen an wahrzunehmen, daß man sich näher am Aequator als am Pol befindet. Thurmartige Landhäuser, von einsamen Palmen überragt, die Steinbrücken über elende Rinnsale zwischen den Stachelwänden der indischen Feigen, denen man vor ein paar Monaten die Früchte abgenommen hat, die blaugrüne Aloëeinfriedung der Felder, die Riesenstämme der Feigen, durch deren Blattlücken der Hintergrund des Meeres in dunklerer Färbung hindurchscheint, die weißblumigen Winden, die über den schwarzen Lavaboden hinkriechen, Palmen und die fernste Bläue des Wassers, die Trümmer und Zieraten umgestürzter Tempelsäulen beschäftigen die Einbildungskraft auch des von Stubenluft und Erstrebung überschätzter Nichtigkeiten abgestumpften Fremdlings. Am raschesten aber bemächtigt sich desselben das Gefühl des Exotischen, wenn er wahrnimmt, daß er nunmehr auf Gründe gerathen ist, auf denen die Orangenbäume nicht mehr durch Mauerwerk oder andere Hindernisse abgezäunt sind. Sie stehen frei da, wie die Obstbäume an den Hängen Schwabens, und ihrer sind so unzählige, daß gerade der unabsehbaren Fülle wegen sich kaum die Hände der Fremdlinge ausstrecken nach den schneeigen Blüthen oder den hesperischen Aepfeln.

Allgemeines über unsere Dolomite.

Betrachtet man eine geognostische Karte, so findet man, in kurzer Entfernung von Brixen und Bozen in Tirol anhebend und sich, mit mancherlei Unterbrechungen und eingekeilten Inseln bis Kroatien — und noch weiter südwärts — hinabziehend, eine Färbung triasischer Gebilde, welche man, um kurz zu verfahren, in der Gesammtbezeichnung „südliche Kalkalpen oder auch Dolomite" zusammenfaßt. Es ist hier nicht der Ort, über die Genauigkeit einer so summarischen Namensgebung Weiteres zu sagen. Es genüge, mitzutheilen, daß Dolomit entsteht, wenn Quellwasser, in welchem sich doppeltkohlensaure Magnesia aufgelöst findet, den Kalk durchdringt und das Salz zurückläßt, nachdem die Kalkerde von der Magnesia verdrängt worden ist. Kaum ein Jahrzehnt ist vergangen, daß zwei Namen urplötzlich anfingen, in Reisehandbüchern und im Munde Derjenigen, welche nach den Alpen pilgern, sehr häufig genannt zu werden: die Namen „Dolomiten" und „Ampezzo."

Was die Dolomiten anbelangt, so hatten schon Mitte der fünfziger Jahre die Engländer Churchill und Gibson in einem ziemlich lebendig geschriebenen Buche auf die Schönheiten gewisser Theile der Südostalpen aufmerksam gemacht. Es sind dies Gebiete, deren ungefähre Grenzen nördlich das Puster- und Drauthal, westlich das Thal des Eisak, östlich das des Tagliamento, südlich die Vorberge Italiens bilden. Es ist das keine genaue Abgrenzung, aber sie entspricht im Allgemeinen dem Begriffe, welchen man sich von da an bis heute vom Gebiete der „Dolomite" bildete.

Die Bezeichnung wurde dem Namen des Franzosen Dolomieu entnommen, welcher im vorigen Jahrhundert ein Gestein wissenschaftlich bestimmte, das aus kohlensaurem Kalk und

Magnesia-Erde besteht, in allen Theilen der Welt und auch in den Alpen nicht selten vorkommt.

Aus dieser Gesteinsart sind beispielsweise zum Theil manche mächtigen Häupter der baierischen und salzburgischen Alpen aufgebaut, sehr häufig findet es sich auch in der Zusammensetzung jenes Theiles der kärntnerischen und krainischen Südalpen, welche von den genannten Engländern durchwandert und beschrieben wurden und die sich deshalb veranlaßt fanden, durch eine Redefigur, ein pars pro toto, den Namen des Dolomit-Gesteines zu dem mehrerer Gebirgsgruppen zu verallgemeinern.

Die Dolomite sind deshalb, wissenschaftlich genommen, eine weder geographisch noch geognostisch werthvolle Bezeichnung — nach beiden Richtungen ist sie unbestimmt. Man könnte ebensowohl einige der berühmtesten Gegenden der Nordalpen die „Dolomite" nennen, beispielsweise die Berchtesgadener und Partenkirchen-Mittenwalder Alpen.

Der Beimengung von Magnesia-Erde schreibt man die verhältnißmäßig bedeutende Verwitterbarkeit dieses Gesteines zu.

Indessen sei dem, wie immer, der Name „die Dolomite", oder das Dolomit-Gebirge ist nunmehr an jenen Fußthälern der Gader, des Avisio, des Cordevole, der Boita, der Fella, der Drau, der Gail, des Tagliamento und der Piave hängen geblieben, welche von den Engländern zum ersten Mal unter dieser Firma gezeigt wurden. Und es geschieht dies auch nicht völlig mit Unrecht, denn eine solche Menge von merkwürdigen Bergformen findet man in anderen Gebieten, in welchen die Erhebungen ganz oder zum Theil aus Dolomit-Gestein bestehen, nicht.

Die Dolomite sind mitten in der Alpenwelt zu einer Specialität gestaltet. Oft hat sich die Feder versucht, sie in Worten anschaulich zu machen. Aber es ist dies ein mißliches Unter-

nehmen. Alle Aufeinanderhäufung von farbenbunten Beiwörtern und aller Schwung, sei er gekünstelt oder ursprünglich, von rhetorischem Vermögen wird den landschaftlichen Reizen des Dolomiten-Gebirges nicht gerecht werden.

Versuchen wir es mit Schlichtheit. Als die bezeichnendsten Erscheinungen der Dolomite gelten mir: die Abwechslung, welche die Verwitterung in den Linien der Berge hervorbringt und die bewirkt, daß in keinem andern Theile der Bergwelt so viele spitze Hörner, Zacken, Pyramiden, Kegel, Zuckerhüte, Thürme, Rhomboeder, Zähne, Nadeln nebeneinander stehen. — Hier giebt es lothrechte Steilwände von mehreren Tausend Fuß Tiefe in großer Anzahl, und die moderne Manie des lebensgefährlichen Kletterns hat nirgend sonstwo ein gleich großes und dankbares Feld gefunden.

Alle Phänomene der Verwitterung sind großartig: die jähen Abstürze und die endlosen Geröllhalden. Entsprechend dieser Macht der Verwitterung giebt es neben den Hervorragungen tiefe Einschnitte. Diese Einschnitte zwischen breitern oder schmälern Erhebungen, die Pässe oder Jöcher, liegen demgemäß in den Dolomiten tiefer als in anderen Gebirgen. Die Breschen in den Mauern sind tiefer hinab eingebrochen.

Die meisten dieser Durchschlüpfe zwischen den nebenan noch stehen gebliebenen Zinken und Thürmen sind bis zur Wasserscheide hinauf mit Gras und anderem Pflanzenwuchs bedeckt.

Für den bequemen Theil der Reisenden ist diese Eigenthümlichkeit nicht ohne Werth. Ohne absonderliche Anstrengung, wie sie wohl sonst mit Joch-Uebergängen zusammenhängt, gelangt man von einem Flußthal ins andere und braucht sich weniger um Straßenzüge zu kümmern als in andern Bergländern, denn man kommt überall durch. In den besuchteren Gegenden, wie Gröden, Buchenstein, Ampezzo, ist deshalb sogar Vorsorge getroffen, daß Reitpferde denjenigen, dem das

Gehen selbst über diese bequemen Sättel hinüber noch zu lästig dünkt, ungefährdet hinüber tragen.

Eine andere Eigenschaft dieser Gebirge ist ihre Farbenbuntheit. Man betrachte sich beispielsweise — wobei wir, wie oben angedeutet — ganz davon abgesehen, ob in den betreffenden Erhebungen und Gipfeln Dolomit-Gestein vorhanden sei oder nicht — den Gegensatz zwischen der blutrothen Hohen Geißel und den löschpapierfarbenen gegenüber aufragenden Cadini bei Schluderbach oder an einem und demselben Berge, den „drei Zinnen", wie man sie etwa von der Brücke bei Höhlenstein aus überblickt, oder vom Luschari in Kärnten aus die Gebirge am oberen Tagliamento, das buntscheckige Nebeneinander aller möglichen Farben. Von den Uebergängen aus sieht man Nadeln und Pyramiden vom Knochengrau an bis zum Schieferschwarz, vom Ockergelb bis zum Krapproth gefärbt — und das Alles wechselt, glüht höher auf, verblaßt oder verdunkelt, je nach dem Wandel der Streiflichter, des Glanz- oder Wettergewölkes und der Sonne.

Und es ist ein reines, südliches Sonnenlicht, was auf den hohen Säulen liegt — denn wir befinden uns allenthalben an den oder jenseits der Grenzmarken Italiens.

Die einzige Fahrstraße, welche das Gebiet der Dolomite von seiner nördlichen Grenze bis in die Ebenen des Venetianer Landes hinaus durchzieht, ist jene berühmte Kunststraße, welche bei Toblach sich von der Reichsstraße, die aus Tirol nach Kärnten führt, abzweigt und in Conegliano endigt. Die Italiener nannten sie einst die Strada di Alemagna, weil es von der Königin der Adria aus keinen näheren Zugang ins alte deutsche Land giebt, als diesen Pfad, der sich durch alle die Schauer hindurchwindet, mit welchen von der Einbildungskraft der Dichter so vieler Völker die Alpenwelt ausgestattet worden ist. Von allen den wundersamen Wegen, den „Wolken-

stegen", die ins Land Italia geleiten, kommt keiner an Fülle und Herrlichkeit der Bilder der Strada di Alemagna gleich.

Freilich war das Jahrhunderte lang nur ein Steig, auf welchem Saumrosse von Gastein oder einem andern Tauernpfad herübergekommen, zu der Goldstadt in den Lagunen hinab klingelten oder der Pilger, andächtig oder verlumpt, gegen Loretto, Assisi und den Sieben Hügeln wanderte. Damals standen dort, wo jetzt „Pensionen" mit ladies-rooms- und no-smoking-Appartements sich angesetzt haben, hölzerne Tauernhäuser, deren Kapellenglöcklein den verirrten Waller in Nacht, Nebel und Schneewetter tröstete und zurechtwies. Jetzt wird, wie in Höhlenstein, das gleiche Glöcklein als Signal zum Beginn der Table d'hote benutzt, um die längs der Straße, in der Krummholz-Aue, am Rande des Lärchenwaldes lustwandelnden Damen und Herren anzurufen.

In den ersten Jahrzehnten dieses Säkulums ließ die kaiserliche Regierung, stets auf das Festhalten ihrer italienischen Provinzen bedacht, eine herrliche Kunststraße durch die Schluchten des Höhlensteiner, Ampezzaner und Cadore-Gebietes bauen, auf welcher Mann und Roß, Post- und Lastwagen wie auf jeder anderen Heerstraße hinab ziehen konnte zum Lande der immergrünen Gärten und marmorweißen Paläste. Wie so ziemlich der Zeit, so ist auch der Kühnheit und den Reizen des Kampfes mit der Wildheit der Bergwelt nach, die Strada di Alemagna eine würdige Genossin jenes Donegani'schen Wolkenweges über den Stelvio, der sich hoch über dem blauen Glanz der tief unten zurückbleibenden Gletscher hinwegzieht.

In unseren Tagen ist eine herrliche Kunststraße vollendet worden, die man als eine Fortsetzung der Strada di Alemagna gegen Südosten betrachten kann. Sie zweigt bei Lorenzago ab und erreicht die Pontebba-Bahn bei La Carnia.

Nachdem die Strada di Alemagna geschaffen war, diente

sie zunächst dazu, Soldaten den Weg zu erleichtern, die Tiroler Wälder zu verwüsten und Engländern eine bis dahin unbekannte Herrlichkeit unseres Erdtheiles zu eröffnen.

Leider hat die Strada di Alemagna den Verlust Venetiens nicht verhindert, dagegen ihren anderen Zweck, die Ermöglichung des Holzvernichtens im Pusterthal und den anliegenden Hochalpen, vorzüglich erfüllt.

Trotz der Eisenbahn, welche über Franzensfeste und Verona die Stämme und Bretter nach dem holzarmen Italien führt, wiederhallt es den ganzen Winter über, so lange der Schlittweg anhält, auf dieser Straße vom Peitschenknallen der Knechte, welche ihre „musseli“ (Stämme) nach Ampezzo bringen. Dort werden die aufgespeicherten Holzklötze, wenn der Frühsommer kommt, in die Boita, einen Nebenfluß der Piave, geworfen und schließlich durch den Holzrechen in Perarollo, einem am letztgenannten Flusse gelegenen Orte Venetiens, aufgefangen. Die Engländer waren als Touristen die ersten, welche mit den Vetturinen diese Dolomiten-Straße zogen. Doch vergingen Jahre, bis ihre Reise-Literatur sich der Ampezzaner Berge annahm. Es ist weit von jenen Tagen bis zu den jetzigen, an denen es schon fast nicht mehr möglich ist, irgend einen Speisesaal in den Hotels des Berglandes zu betreten, ohne Photographien und Farbendrucke an den Wänden zu erblicken, welche die schlagendsten Schaustücke jenes Alpenweges darstellen. Man sieht jetzt die drei Zinnen, den Dürensee mit Monte-Cristallo, Cortina di Ampezzo, ebenso oft abgebildet, wie man früher den Dachstein, Salzburg, den Königsee oder Heiligenblut mit dem Großglockner sah.

Das ist die Mode. Aber sie wird sich von den Dolomiten Ampezzos um so weniger wieder abwenden, als der Schienenweg bis unmittelbar an die Schwelle des großen Gebietes führt. Der Fußwanderer begegnet im Sommer mindestens

alle zehn Minuten zwischen Toblach und Cortina irgend einem Fuhrwerk mit dolomitendurstigen Insassen und in mancher großen Stadt sind um jene Zeit die Hauptstraßen nicht so von Rossen belebt, als dort die schweigsame Wildniß der abgewitterten Kalkwände, an denen die Wasser leise sickern und dunkle Seeflächen das hohe Eis wiederspiegeln. Ohne Zweifel kann sich heute in allen Alpen von Ungarn an bis zum Bodensee nicht ein einziger Straßenzug an Beliebtheit bei den Durchschnittsreisenden mit der Strecke zwischen Höhlenstein und Ampezzo vergleichen. Ja, selbst in der Nähe von Thun, Lauterbrunnen, Interlaken werden sicherlich nicht gar viel mehr Staubwolken hinter ledernen Koffern aufgewirbelt, als hier.

Wenn nun einer fragt, was er denn in diesen jetzt so überlaufenen Gebieten vorzüglich sehen solle, so muß ihm gerathen werden, daß er nach Cortina (Ampezzo) gehe oder fahre, und alsdann nach Buchenstein hinüber pilgere, um über Caprile und irgend einen der benachbarten Pässe zurückzukehren. Dann hat er so viel geleistet, daß er sich daheim sehen lassen kann, was für viele nicht minder wichtig ist, als das blaue Eisfeld der Marmolata, das unnahbare Bollwerk des Pelmo und die Abstürze der Civetta.

Mag Jemand von Osten her kommen, wo ihm außerhalb Innichen die wahrhaft typische Gestalt der Drei Schuster-Spitze (die ich für das Ideal dessen halte, was man sich jetzt unter einem Dolomit vorzustellen angewöhnt hat, und welche die Gentlemen Churchill und Gibson ohne Weiteres als „heraldischen" Dolomit auf das Titelblatt ihres frommen Buches hätten drucken lassen dürfen, in welchem am Sonntag nicht gereist wird) aus geringer Entfernung in die Augen fällt, oder von Westen her, wo sich ihm zwischen Niederdorf und Toblach in einer geradezu beispiellosen Weise, von wegen der langen Flucht des Berg-Corridors, der coulissenartigen Anordnung des

blauenden Hochgebirges, die Pforte des Höhlensteiner Thales aufthut — ein Thaleingang, den es nirgends mehr giebt — nach überallhin lockt es hinaus, gewaltig aufragend, und bestätigt sofort demjenigen, der mit der Eisenbahn durch die breite, eintönige, wenig anziehende Sohle des Pusterthales heraufkommt, daß ihn hier ruhmredige Mittheilung der Bücher und die eigene vorgreifende Einbildungskraft nicht betrogen haben.

Doch soll hier eine merkwürdige Wahrnehmung nicht verschwiegen bleiben. Der große Unterschied zwischen der Gletscherwelt der Tauern, von welcher mancher weiße Gipfel aus dem Norden her durch Lücken der Thäler noch hereinblickt — wie beispielsweise nach Höhlenstein die Antholzer Ferner — und den Ampezzaner Dolomiten ist vielleicht darin zu suchen, daß dort ein tosendes Leben durch die Tiefe wallt, daß aus den unzerstörbaren Eismagazinen laute Bäche in Gestalt von Wasser und von zersplittertem Schaum über die Wände stürzen, daß es allenthalben gröhlt und donnert von Wellen, welche eben ihren Kreislauf beginnen — zunächst zum Meere, dann zum Himmel, alsdann wieder in die eisigen Kare.

In den Dolomiten dagegen regt sich wenig. Viele Wasser senken sich, gleich den Bächen und Flüssen des Karst, in den leicht verwitternden Berg ein, gleiten nicht als schaumiger Sturz über seine Steilflächen ab, sondern machen ihren Weg unterirdisch und kommen irgendwo in der Thalsohle, gleich der Ombla bei Ragusa oder der Fiumara bei Cattaro, als breite, flußähnliche Quellen zu Tag. So geschieht es mit der Rienz zwischen Toblach und Höhlenstein und der Boita zwischen dem Gemärk (Cima Vanche) und Peutelstein. Es fehlen also die Erscheinungen der Eiswelt und Manchem kommen schließlich die hohen Kalksäulen mit ihren herabgewetterten Blöcken und Geröllflächen gar stumm und todt vor. Er meint, eine Anzahl

ungeheuerlicher Leichensteine zu sehen. Daher geschieht es, daß viele Reisende, nachdem sie mit gerechtem Entzücken durch die wundersame Pforte am Toblacher See eingetreten, nachdem sie sich mit den süßen Schauern der Höhlensteiner Wildniß gesättigt und Cortina entsprechend bewundert, schon nicht mehr Verlangen genug empfinden, um auch noch nach Buchenstein über die grasige Hochfläche Val Zargo hinüber zu pilgern — was doch allerwesentlichst zu solchem Ausfluge gehört: sondern sie kehren, wie sie sagen, „dolomitenmüde" in Einspännern oder Post-Stellwägen alsbald um. Abgesehen von der verhältnißmäßigen Lautlosigkeit wirkt auch der ununterbrochene Anblick bizarrer Gestaltungen rasch abspannend. Der starken Wirkung folgt die entsprechend starke Gegenwirkung und gar Viele — mehr als es eingestanden wird — begrüßen austretend das sanfte grüne Gefilde des eintönigen pusterthalischen Toblach mit gleich mächtigem Entzücken, mit dem sie eintretend sich in die engen Felsengänge der Strada di Alemagna hinein gewünscht hatten.

Abgesehen von Ampezzo verdient die Strada di Alemagna als Zugang nach Italien unseren Wanderlustigen besonders empfohlen zu werden. Die guten alten Ueberlieferungen der Fußreisen verschwinden zwar nach und nach, und man wirft sich, um Geld zu ersparen und möglichst Viel in möglichst geringer Zeit abzuthun, mit Rundreise-Fahrkarten ausgerüstet, in den Waggon. Wieviel einem Solchen im Gegensatz zum unabhängigen Wanderer verloren geht, davon kann ihm eine Vergleichung zwischen dem, was er auf einem der ins Land Italien führenden Schienenwege sieht, und dem, was ihm die Strada di Alemagna bietet, ein lehrreiches Beispiel sein: hier die engen Felspforten der „Klausbrücke", Höhlenstein und Schluderbach, der Cristallo-Gletscher, die Klamm der Boita, der Antelao und Pelmo, der Anblick auf

die Piave vor Perarollo, Termini und sein Wasserfall, der See, die lorbeerreichen Städte Serravale und Ceneda mit ihren Palästen — das schlägt alle Semmering- und Brenner-Veduten, selbst wenn der Fahrende, von Holzwänden und Rauch beschränkt, alles das überblicken könnte, woran er vorüber geschleppt wird.

Noch eines kann nicht verschwiegen bleiben: die Wirthlichkeit ist überall zu loben. Auf wenigen Alpenstraßen wird man so gut genährt, getränkt und gebettet. Obenan stehen Höhlenstein und verschiedene Häuser in Cortina (Ampezzo), aber auch weiter unten in Wälschland geht es Niemanden schlecht. Alles vereinigt sich demnach, um einzuladen zu einer lustigen Fahrt auf „der Straße der Dolomite".

Eintritt in Kärnten.

Bei dem Wirthshause Kapaun, das eine gute Stunde östlich von Lienz einsam an der nach Kärnten führenden Straße liegt, verläßt man das Wirthshauswesen von Tirol.

Lebt wohl ihr schön getäfelten Stuben, ihr Erker, ihr Gläser voll feurigem Bozener oder Traminer! Mit dem Stein neben der Straße, der die Aufschrift trägt: 28 Meilen nach Innsbruck, 17 Meilen von Klagenfurt, 92 Kilometer nach Villach, beginnt ein anderes wirthschaftliches Gebiet. Andere Räume, anderes Bier, saurer Steirer oder gar Krainer empfangen uns.

Dieser Klageseufzer, dem kein Wanderer sein Recht absprechen wird, kann durch den Anblick der umgebenden Landschaft gemildert werden. Großartig ist der Eintritt in Kärnten.

Von Süden her schieben sich die untersten Staffeln des Hochstadel vor und geben dadurch der Verengerung des Thales eine gewisse Aehnlichkeit mit der Salurner Klause, der alten Völkerscheide. Eine Völkerscheide ist dieses Felsenthor zwar nicht, wohl aber eine Scheide zweier Stämme. Merkwürdig, die Pusterthaler sind Bajuwaren, die Kärntner sind's auch. In beiden ist zudem das bairische Blut nicht rein geblieben, Wald, Berg, Bach, See erinnern uns hier wie dort in Tausenden von Namen an das Slawenvolk. Slawisches ist allenthalben mit dem Bairenthum verbunden, in Osttirol wie in Kärnten. Schauen wir uns nur in der nächsten Nähe um. Da ist Göriach (wo einst der bekannte Maler Defregger Hüterknabe war), Gora; Amlach, wohin die Lienzer des Nachmittags gern schlendern, Jamlje, Dölsach, Dolina; da ist Pusterthal, Pust, die wüste Gegend, und hinter uns Windisch-Matrei. Vor uns aber liegt Kärnten mit dem dichten Netz von slawischen Ortsbezeichnungen, das über das ganze Land gelegt ist.

Trotz alledem aber hört man mit dem ersten Schritt über die Kärntner Grenze hinüber ein anderes Idiom. Die Vokalisation sämmtlicher Baiern, mögen sie am Lech, an der Enns, an der Muhr, am Ziller hausen, ist nahezu die gleiche — nur die der kärntnerischen Bajuwaren weicht ganz und gar davon ab.

Die Mundart der Kärntner dürfte ihrer Vokale wegen kaum zu erlernen sein. Also die Pforte zwischen Hochstadel und Zietenhöhe kennzeichnet die Grenze zweier deutschen Mundarten und die innerösterreichische Lebensweise, welche sich von dem Tiroler Wesen, das durch den Verkehr mit Wälschland manches durchaus bei anderen deutschen Stämmen kaum zu Findende angenommen hat, tritt nun immer deutlicher hervor, obwohl wir uns, ostwärts wandernd, schon seit lange im Flußgebiet der Donau befunden haben.

So kündigt sich Karinthia an in waldiger Enge des Drauthales. Der wilde Tauernstrom ist Herr fast über die ganze Thalsohle, er bildet Sackgassen, Teiche, Tümpel, er verästelt und verzweigt sich. Die Landschaft ist öd, aber nicht unschön. Durch die glasklaren Wasser, die von der trüben Drau durch angeschwemmten Schotter durchgeseiht, hell wie der Tag geworden sind, ziehen pfeilschnell Forellen. Es sind da überall gute Fischwasser. Hier zieht es sich bräunlich, gewunden, stillfluthend durch Moor — schilfumstandene Kanäle, Wasseradern, die sich in Jahren verändern, durchbrechen den Thalboden neben dem Strom her, ihm entgegen, mit ihm — doch alle aus ihm entsprungen, und zwischen Oberdrauburg und den Nachbarorten könnte man wohl manche Strecke auf einem der morschen Kähne zurücklegen, die in den Sümpfen herum liegen, besonders im Frühjahr, wenn die Isel hoch daher kommt und oben an der Drauburger Brücke die Fluthen anstehen, daß man sie in jedem Augenblick für vernichtet halten mag. Dort sind gute Fischwasser, und auch Krebse werden vielfach erbeutet in diesen Tümpeln bis nach Kleblach und noch weiter, bis nach Spital hinab.

Oberdrauburg ist der erste Kärntner Ort. Er liegt auf dem linken Ufer des Flusses, hart an die bewaldeten Höhen des Schattenberg angedrückt. Seine rothen Dächer und theilweise weißen Häuser deuten auf einen Brand hin. Was nicht neu aufgebaut ist, zeugt von Armuth und alter Wassersnoth. Mit Staunen erkennt man alsbald den Unterschied von den Herbergen Tirols, insbesondere des Pusterthales.

An den linksseitigen Felsen ragen Trümmer. Am auffallendsten ist, auf bewaldeter Kuppe, die Ruine von Rosenberg, aber auch weiter östlich, auf dem ihr gegenüber liegenden, durch einen Wildbach von ihr getrennten Hang sind Spuren von Mauerwerk zu sehen — der verschollenen Drauburg.

Gegenüber von Oberdrauburg bemerkt man jenseits des Stromes die Trümmer von Flaschberg über dem gleichnamigen Dorfe. Am Pirkachgraben, der neben ihm mündet, steht die Wallfahrtskirche Pirkach, mitten in grüner Au. Darüber ragt der Hochstadel auf, ein wildes Dolomit-Gebirge, doch von mancher Hütte (unter anderen der Alphütte des Oberdrauburger Postmeisters), sowie einem Jagdhause belebt. Hier ist ein großes Jagdgebiet, die Fürsten Rosenberg und Windischgrätz halten sich in diesen Bergen ihre Jäger. Es giebt hier Gemsen in Menge und auch an anderem Wild fehlt es nicht. Der Blick vom Hochstadel umfaßt die Julischen Alpen, die Ampezzaner Dolomite, die Tauern.

So wäre denn Oberdrauburg gar kein übler Standort für Sommerfrischler, welche die Einsamkeit lieben und sich von der Eisenbahn nicht entfernen wollen. Das Gasthaus zur Post kann gelobt werden.

Aber es scheint, als ob man seit der Verödung der Landstraße durch die Eisenbahn hier Alles für verloren halte, was die Möglichkeit von zugereisten Gästen angeht. „Wir sind darauf nicht mehr eingerichtet," heißt es. Ein Anderer sagt: „So lange Kärnten Tirol in seiner Nähe hat, wird es in Kärnten nichts mit den Fremden."

Es ist etwas Wahres daran, aber gleichwohl wird es Manchem sonderbar vorkommen, daß man die Flinte auf solche Weise ins Korn wirft.

Es hat dies seinen Grund theilweise darin, daß dem wohlhabenderen Besitzer in Kärnten an solcher Nebeneinnahme, die noch dazu mit allerlei Mühseligkeit verknüpft ist, theils aus Gleichgiltigkeit, theils aus Geldstolz nichts liegt, der Unbemittelte dagegen kaum im Stande ist, ein entsprechendes gastliches Obdach zu bieten.

Der später zu erwähnende, weiter östlich gelegene Ort

Dellach macht hiervon allerdings eine Ausnahme und steht im Gegensatze zum selbstzufriedenen Oberdrauburg.

Schöne Studien sind anzustellen, wenn, was einige Male geschah, der Eisenbahnverkehr zwischen Oberdrauburg und Lienz auf einige Zeit unterbrochen wird. Dann rächen sich die Rossebesitzer und Gastherren des verlassenen Marktfleckens für die Unbekümmertheit, mit welcher heutzutage alle Welt an ihren Mauern vorüberdampft, und wenn sich etwa beim Anblick des romantischen Nestchens der Wunsch nach längerem Verweilen daselbst eingeschlichen haben sollte, dann wird derselbe auf Nimmerwiederkehr weggefegt.

Von Oberdrauburg geht ein anmuthiger Weg durch Wälder über einen niedrigen Sattel nach Kötschach-Mauthen ins Gailthal hinunter. Man braucht dazu zwei Stunden. Um das eben genannte Kötschach wob sich noch vor einigen Jahren eine wundersame Legende. Zu Kötschach giebt es ein beliebtes Gasthaus, bei „der Kirschnerin", das Mancher wegen allzu billiger Zeche verstimmt verließ. Man glaubt zu träumen, wenn man solche Kunde aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts vernimmt. Gleichwohl ist sie völlig wahr. Die Kirschnerin setzte so unglaublich geringe Preise an, daß selbstbewußte Gemüther, die sich nichts schenken zu lassen erklärten, den Staub von ihren Füßen schüttelten. Diesem Uebelstande soll jetzt abgeholfen sein. Auch die Kirschnerin hat nunmehr, wie versichert wird, den Geist ihres Zeitalters begriffen und behandelt ihre Sommerfrischgäste deren eigener Werthschätzung entsprechend.

Südöstlich von Oberdrauburg, auf dem rechten Ufer, erhebt sich auf einer der Vorstaffeln des Jauken (von Jug, der Süden, wie so manche andere Erhebungen im Süden der Thäler von Drau und Gail benannt), des dreispitzigen, von manch alter Bergmannssage gefeierten Berges, das Schloß Stein. Es

zieht die Blicke jedes Insassen des Eisenbahnwagens auf sich, der die südliche Aussicht genießt. Jetzt gehört es dem Fürsten Rosenberg, der mitunter dort oben weilt — einst aber hausten dort oben die Lehenträger der mächtigen Grafen von Ortenburg. Es steht am Rande einer Felswand, mit deren Gestein es verwachsen scheint.

Schloß Stein wird in den volksthümlichen Ueberlieferungen Kärntens oft genannt. Es gehört zu jenen Castellen, die man, wie Hohenosterwitz, mit einer Belagerung von Seiten der vielberühmten Tiroler Fürstin Margaretha, genannt die Maultasche, in Zusammenhang bringt. Es scheint aber dieser Kriegszug ebenso mythisch zu sein, wie der Angriff auf Hohenosterwitz. Die Maultasche und die nach ihr sogenannte Burg ober Terlan in Tirol selbst sind in ihrer Geschichte durch Sagen fast unkenntlich gemacht.

Im Innern des Schlosses Stein befinden sich übereinander zwei Kapellen, an deren Decken alte Wappenbilder und an deren Altären verschiedenartiges Schnitzwerk angebracht ist.

Zwischen Stein und der auf dem nördlichen Drau-Ufer gegenüber gelegenen Ortschaft Irschen spielt sich eine der ältesten Kärntner Sagen ab.

Ein heidnischer Burgherr von Stein warf seine christlich gewordenen, frommen, lieblichen drei Töchter von der Höhe hinab in den Abgrund. Diese wurden aber nicht zerschmettert, sondern wandelten unversehrt und singend über die Wiesen weiter. Wo heute das Kirchlein St. Jakob (in welchem ihre Bildnisse gezeigt werden) auf einem Hügel über dem Dorfe Irschen steht, dort verlebten sie den Rest ihrer Tage als gottbegnadigte Einsiedlerinnen.

Noch weiter gegen Osten, zwischen Drau- und Gailthal, steht die abenteuerliche Spitze des Reißkofel. Man besteigt denselben am besten von Grafendorf aus.

Diese auffallende Spitze wird von der Ueberlieferung mannigfach ausgeschmückt. Verborgene Schätze werden in ihm gesucht, die auf einem Schiffe über einen See hinweg erreicht werden, der tief in seinem Innern fluthet. Auch verwunschene Gemsjäger, die jammernd durch das Geklipp irren, sind dorthin verbannt, weil sie der Herde des Alten vom Berge nachgestellt haben.

Ueberall hier herum ist klassischer Boden für die Geschichte des Bergbaues im erzreichen Kärnten. Spuren desselben finden sich auf dem Bärenboden am Jauken, in der Rothwieland unter dem Scharnik auf der Irschner Alpe, besonders aber im Drasnitzgraben, der sich bei Dellach auf das Drauthal hinaus öffnet.

Zur Sommerfrische zwischen der Tiroler Grenze und Spital an der Drau läßt sich vorläufig nur Dellach empfehlen. Es hat zwei anständige Wirthshäuser, Taurer und Linder, angenehme Wohnungen bietet die Holzstoff-Fabrik. Insbesondere der Angelfischer wird hier seine Rechnung finden. Bei den Anlagen des eine Viertelstunde entfernten Bleibergbaues Kolm befindet sich eine bescheiden, aber gut eingerichtete Badeanstalt mit Quellen, die reich sind an Eisenoxyd und schwefelsauren Salzen. Die Lage ist schön und in ganz Ober-Kärnten findet man neben der Eisenbahn nicht mehr so vielfache Spaziergänge, wie in der Gegend von Dellach, Irschen, Rittersdorf und des Kolmberges.

An der Tirol-Kärntner Grenze.

Sillian an der Drau nennen Manche Klein-Venedig, welches von mehreren Wassern durchzogen wird. Es sind dies nicht trübe Lagunen, sondern glasklare Bächlein. Sie hängen mit der Drau zusammen und sind im Steingrund durchgeseiht worden. Mit der leisen Fluthung neigen und bewegen sich langsam Wasserpflanzen, gegen dieselbe schnell Forellen. Im Süden ragen die Steinkohlenschiefer auf, die bei Innichen beginnen und sich bis zum Tagliamento, bis Tarvis, ja bis zum Birnbaumer Wald in Krain fortziehen, im Norden erfreut das Grün auf den sanften Kuppen der Vorstaffeln des Hohen-Tauern-Gebirges. Milchblau rennt die Drau zwischen Dämmen durch das Thal. Hier hat sie noch kein Gletscher getrübt. Es ist fast nichts in ihrem Bett, als die lichte Traufe der Kalkberge des Sextenthales.

Wir gedachten von diesem vergnüglichen Orte, dessen saftgrüne Bäume und nahrhafte Wirthshäuser noch immer um mehr als zweihundert Meter den Semmering überragen, fortzugehen. Das wird Manchem nicht einleuchten. Wo sind in freundlich bewohntem Thal die Lüfte frischer, als an der obersten Drau? Wanderlust — Zug in die südlichen Berge — Anziehung des Mittagscheines auf tannigem Gebirg — wer will das Alles missen?

Wenigstens gesellte sich uns alsbald, während wir die gewundenen Waldwege gegen Karditsch emporkletterten, eine muntere Reisegenossin zu, ein Mädchen, das in Zillerthaler Tracht gekleidet war. Auf dem Kopfe, den rücklings zusammengebundene Zöpfe des schönsten Haares bedecken, saß der breitkrämpige Hut mit goldener Schnur und Troddel. Es war eine frische Gestalt. Was ihren Wuchs anbelangt, so glich er

dem von so vielen Töchtern des Zillerthales, — er überragte an Höhe und Breite den der meisten unserer Stadtmänner.

Dieses Mädchen glich insofern der Regimentstochter des Maëstro, als es ein Fäßchen an den Hüften trug. Die Kleidung war schwarz, das Mieder von Sammt.

Das war die Zillerthaler Anna, die „Wurzin" im Walde von Ober-Tilliach.

Mit diesem Walde und der Wurzhütte verhält es sich so. Wo der wasserscheidende Rücken zwischen Drau und Gail sich hinzieht, dort heißt man's: „Auf den Tannen." Nicht weit von diesem Ort ist eine versumpfte Hochfläche. Im Lärchwald rinnen die Quellen der Gail zusammen. Eine kurze Strecke davon sind sie schon zu einem ansehnlichen Bache geworden, der von Nord und Süd her durch Rinnsale verstärkt wird. In den Gräben, welche im südlichen Gebiete klaffen, blüht der gelbe Enzian. Man gräbt die Wurzeln desselben aus und bringt sie zu einer unter Tannen aufgerichteten Hütte. Dort wird Branntwein, der beim Volk der Berge geschätzte „Enzeler", bereitet.

Anna war mit dem Inhalte ihres Fäßchens in den benachbarten Ortschaften des Pusterthales hausiren gegangen. Jetzt kehrte sie nach der Hütte zurück, um entweder beim Suchen der Wurzeln mitzuhelfen oder alsbald auf eine neue Reise auszugehen.

Es kam ein Rastplatz. Die Gesellschaft ließ sich nieder. Da war eine halb zerstörte Mühle zwischen den Berg-Erlen. Um asbestweiß glänzende Schieferblöcke wuchsen rothe Nelken. Fliegenschwämme, nicht minder grellroth als diese, gediehen im Baumschatten. Drüben war das trümmererfüllte Gefilde von Rodarm, hier, über uns, der Jochweg ins wälsche Visdende, vielfach in der Höhe von Wettern und Stürmen beschädigt.

Die Anna bewirtheten wir an dieser Stelle mit Wein, den

wir in den ockerrothen Wassern kühlten, die hier der Gail zurinnen. Unsere Spenden nahm sie nicht an ohne die Gegenversicherung der Gastfreundschaft in ihrer Hütte zwischen den „Tannen".

Die Wurzin war die Verkörperung von Gesundheit. Es war ein Vergnügen, wie sie, etwas von Wein, der ihr selten über die Zunge kam, begeistert, von ihren Wanderzügen in der Wildniß erzählte. Das Wurzbrennen ist ja eine erworbene Eigenschaft ihrer Thalschwestern, wie bei den Zigeunerinnen das Wahrsagen.

Aber es ist ein Geschäft, das kräftigt. Draußen in den Wettern der Berge herumzusteigen, das stärkt und hält frisch. Die Wurzin lebt im Hauch der Wälder und der hohen Jöcher.

Da zeigte sie hinauf und schilderte wie sie durch das Winkler-Thal, wo der Wasserfall herunterrauscht, bei starkem Hochgewitter zur „Laguna" bei Santo Stefano hinüber wanderte. Es sind hohe Gebirge. Hinten im Hochthal stehen graue Zacken, die unheimlich herabschauen, und es bedurfte des Aufzuckens der Blitze nicht, welches uns von dem Weib der Wildniß geschildert wurde, um darzuthun, wie wild das Gehöfe ist.

Man muß überhaupt sagen, daß es dort oben unheimlich ist. Das Thal hat etwas Seltsames, was weder durch den Anblick der versumpften Hochfläche, noch durch den Einblick in die verwüsteten Gräben des südlichen Gebirges, in welchen statt des früheren Nadelwaldes die Schotterhaufen herabreichen, in freundlicheren Eindruck umgewandelt wird.

Diese Stimmung ergriff trotz der Gasterei Alle. Wie da und dort auf bösem Boden Stachelgewächse gedeihen, so werden die Gedanken von solcher Umgebung leicht auf Schlimmes geleitet. So begann Einer eine widerliche Geschichte zu erzählen von einem Hause auf der Flur von Karditsch. Wir

konnten es erblicken. Jetzt standen brennrothe Geranien vor den Fenstern. Aber vor Jahren stöhnte dort ein Gemordeter sich zu Tode. Verhaßter Mann, junge Frau, stattlicher Knecht — die alte Geschichte, die mit einem breiten Messer oder mit der Arsenikdüte endigt. Dann spielte der berühmte Bladener Martel herüber, der Jahre lang als vorzüglicher Räuber in Kärnten gefürchtet war. Der Bladener Räuber war vielseitig. Ungern nahm er etwas mit Gewalt hinweg. Er verstand es ausgiebig zu betteln, und was sich eben in der Nähe befand, wurde nach seinem Abgang oft nicht mehr gefunden. Eiserne Gitter waren für ihn nur geringe Hindernisse. Gegen böse Hunde besaß er Geheimmittel. Zu Spital in Kärnten und an anderen Orten glänzt ein Sagenkreis um ihn, wie in den Gesängen der Neuhellenen um angesehene Klephten. Aber dieser Pilgrim der karnischen Alpen endigte weder im Busch, noch hinter Gefängnißmauern. Wer mit Gestohlenem gut Haus hält, erfreut sich steigender Einnahmen. So war seine Betriebsamkeit gesegnet, er verschleuderte nichts, und wer heute in Bladen, das jetzt Sappada heißt und keinen Dorfschulzen, sondern einen Sindaco hat, nach einem der schönsten Häuser auslugt, weiß getüncht, mit sauberen grünen Läden, gleich einem stattlichen Hofe des baierischen Voralpengebirges, der findet das Heim des seither christlich in seinem guten Bette mit Hinterlassung einer stattlichen Erbschaft verblichenen Landesforschers.

Als wir unseres Weges durch diese mit Dörfern besiedelte Gegend, die um ein Beträchtliches höher über dem Meere liegt, als der Brenner, weiter zogen, staunten Einige der Gefährten über die Zauberei, mit welcher die Höhe uns den Junimonat wiedergab, obwohl wir uns schon in den ersten Septembertagen befanden. Noch waren die blauen Sterne der Flachsblüthen und die dunkleren Kelche der Kornblumen zu sehen; im Korn, durch dessen Wellen oft enge Gangsteige sich zogen,

sangen Grillen. Es fehlte nur der Ruf des Kuckucks, um uns die Zeit der Sommerabende vor die Erinnerung zurückzuführen.

So ging es Stunden weit fort, bald auf ebenem Waldboden, bald durch Getreidefelder, an braunen Holzhäusern vorüber, manchmal auch über Schuttkegel oder über Bretter, die auf den moorigen Grund gelegt sind. Da erreichten wir eine lichte Rodung. Helle Bäche rieseln durch die Au. Ringsum stehen Fichten, leider „geschneitelt", wie schier allenthalben an der Drau, mit abgehackten Aesten, die „pusterthalischen Cedern". In der Mitte ist die „Brennhütte" aufgerichtet. Rauch entquoll ihrem Herd.

Hier war es an der Anna, uns mit ihren „Enzeler" zu bewirthen. Man glaube nicht, daß es an Lustbarkeit fehlte. Abgesehen davon, daß unsere Wurzin sang, so hatte sich auch der „Gailthaler Franzl" mit seiner Ehehälfte eingefunden. Das ist ein hochbetagtes Paar. Der Franzl zählt über die siebenzig Jahre. Die beiden ziehen stets herum und belustigen das Volk der Thäler von Drau und Gail mit ihren Liedern und Tänzen. Wäre er vor fünf Jahrhunderten auf der Welt gewesen, so lebte sein Name als Minnesänger fort, wie man deren in Tirol nach und nach eine schöne Anzahl ans Licht gefördert hat, und was er zu „singen" und „sagen" pflegte, wäre längst von einem Germanisten herausgegeben. Der Franzl ist stets „hochgemuet". Er trägt immer seine Zither mit sich. Doch „singt" und „sagt" er nicht auf Burgen, sondern in Wirthshäusern, in Waldschenken, in Hütten, wie dieser auf dem Gefilde von Obertilliach. Anna's Vater, der alte Enzeler-Brenner, begann auf dem Plane zu tanzen. Als er sich schwang, bot er ein merkwürdiges Bild. Seine zusammengeflickte Joppe, die aus Lappen besteht, zeigt alle Farben, welche auf eine Palette aufgetragen werden. Einige von uns bereiteten ein Mahl. Sie machten einen Herd, dessen Feuer

sie durch drei Steinplatten schützten. Zur Suppe, die aus dem mitgebrachten Fleisch gekocht wurde, schöpften sie aus dem Bache unter den Fichten, der ein Quell ist. Die Flamme der harzigen Fichtenäste prasselte. Wenn der Franzl müde vom Zitherspielen war, so sang er, wollte er nicht mehr singen, so ging's ans Tanzen.

Auch bei der Mahlzeit blieb er nicht zurück. Für ihn war jetzt der Höhenpunkt seiner „Saison". Er erzählte, wie lustig er die vergangene Woche zu Villach war und welchen Gewinn er sich von dem nächsten Lienzer Markte verspreche. Dermalen, meinte er, befinde er sich in der Sommerfrische. Nach dem Lienzer Markte gedachte er seine Lieder auf die Almen von Kötschach und Hermagor zu tragen.

Die Hochwasser der Drau 1882.

Indem der Vorhang sich in die Höhe hebt und die nachfolgenden Bilder gezeigt werden sollen, werde sofort gesagt, daß sie auf den Anspruch verzichten, den unsere illustrirten Zeitschriften in Bezug auf die von ihnen gebrachten Pulvermühlen, die in die Luft fliegen, oder Eisenbahnzüge, welche zusammenstoßen, erheben. Mit wenigen Ausnahmen — einige Oertlichkeiten des Pusterthales abgerechnet — war ich nicht dabei, wie der Strom eine Mauer umwarf oder eine Brücke aus ihren Angeln gehoben wurde. Dagegen habe ich das ganze Schlachtfeld sofort nach beendetem Kampfe abgegangen, und der Leser wird aus meiner Kleinmalerei ersehen, wie es zwischen Drau und Tagliamento bestellt war, nachdem die Wuth der zerstörenden Kräfte zu erlahmen begann.

Ich beginne am erstgenannten Flusse, in der Nähe von Villach, dort wo die berühmte Kuppe des Dobratsch zwischen den Thälern der Drau und der Gail sich erhebt. Sämmtliche Sträucher und Bäume, die noch stehen, wenden sich mit ihren Zweigen ostwärts. Die Fluthung, welche von Westen kommt, hat dieselben so gedreht. Die Stengel der Maisfelder sind durch das schlammgetrübte Wasser ineinander verfilzt, so daß sie schier eine einzige zusammenhängende Masse bilden. Was an anderer Stelle einmal der Sumpf war, der sich jetzt dort ausbreitet, das erkennt man nur noch an dem einen und anderen „Heu-Mann" (hoch an einer Stange aufgeschichtetem Heu), der noch stehen blieb. Aber er ist braun geworden — er ist faul, und wenn die Wasser abgeronnen sein werden, wird sich die Hand des Menschen kaum mehr nach ihm ausstrecken.

Im Getreidefeld, dessen in den Schlamm platt hineingedrückte Halme nur wenig mehr zu sehen sind, erblickt man Baumstämme, Säge-Blöcke, welche aus unbekannter Gegend, vielleicht aus einem Seitenthale von Tirol bis dahin herabgeschwemmt worden und endlich liegen geblieben sind. Die noch aufrecht stehenden Halme bilden dazwischen nur spärliche Inseln. Die Weiden, die Halme, die Maisstengel, die sich aufrecht erhalten haben, schauen alle gegen Osten — die anderen sind unter dem Schlamm verschwunden. Nur eine grelle Farbe unterbricht das Grau der Anschwemmsel: das Gelb der Kürbisse, die an ihrem Stengel, gleich Bojen an der Kette, festgehalten, zwischen den Baumstämmen und Lettenhaufen an ihrem Orte ausharrten.

Es ist oft behauptet worden, daß dem vom Südwind aufgeweichten und in Fluß gebrachten Schnee der eigentlichen Hochalpen, insbesondere des Tauern-Walles, die vornehmste Rolle bei diesem Werke der Verheerung zugetheilt werden müsse.

Das ist ein Irrthum, wenigstens so weit es die Tauern anbelangt. Der Schnee hat da nicht mitgewirkt.

Während es in der Tiefe regnete, war es dort oben bitter kalt. Wir sehen das, Drau-aufwärts reisend, zunächst an der Lieser, welche klar, durchsichtig und nicht viel mächtiger als gewöhnlich an Spital vorüber zur Drau einfließt. Und doch entströmt diese den Gletschergebieten des Hafner-Eck und Ankogel, den wildesten Gebieten dieser Kärntner Bergwelt. Diese Wahrnehmung machen wir an der Lieser, wir werden die gleiche an der Möll, der Isel, dem Gewässer von Antholz, Taufers und Vals, selbst am Eisak machen. Alle diese kommen von vereistem Gebirge herab, aber ihre Anschwellung überstieg nicht die eines Hochwassers, wie es alle Jahre ein und mehrere Male zu sehen ist. Hierdurch unterscheidet sich diese Katastrophe von der des Jahres 1878. Damals machte der Föhn das Eis der Gletscher flüssig. Dagegen waren die „Gräben", die engen, nicht weit ins Gebirge hinaufragenden Seitenthäler, die Thäler, in denen der Boden zumeist Pflanzenwuchs, wenigstens eine Grasnarbe aufweist, die Ausgangsstätten des Unheils.

Der — meist stark entwaldete — Boden wurde von den unaufhörlichen Regengüssen durchweicht und sank zur Sohle des Grabens hinab, aus welcher er mit größerer oder geringerer Gewalt angestauter Wasser in das Hauptthal hinausgetragen wurde. Nirgends wird das, wie wir sehen werden, deutlicher als beim Anblick von Welsberg im Pusterthal. Dieses wurde durch den Bach des Thales Gsies verheert, das nur bis zu dem verhältnißmäßig niedrigen Defregger-Kamm hinaufreicht. Allerdings ist kein Seitenthal so des Waldes beraubt und so von Menschen verwüstet worden, wie eben dieses Gsies.

Setzen wir unsere Wanderung fort. Die Schlammfelder, welche jetzt die ganze Thalsohle einnehmen, auf der Mais,

Korn, Flachs, Kohl gedieh, sind zum Theil bereits eingetrocknet und zeigen jene Klüftungen und Sprünge, wie das morsch gewordene Eis eines zugefrorenen Sees. In dieser Fläche sind die Fußspuren der Heerden zu sehen, welche zu den Bergwäldern an den Lehnen hinüber wandern, um im dürftigen Gras, welches auf dem ausgeschundenen Boden unter den „geschneitelten" Fichten gedeiht, ihren Hunger zu stillen.

Die geschneitelte Fichte ist ihrer sämmtlichen Aeste, die als Streu dienen, beraubt worden. Aus der Ferne hält man sie für einen fremdländischen, nicht hieher gehörigen Baum, etwa eine Cypresse. Der Volkswitz nennt sie die „Pusterthalische Ceder". Es versteht sich von selbst, daß solche Bäume bald kernfaul werden, weil der aufgenommene Saft nicht mehr durch die (abgeschundenen) Extremitäten verdunsten kann.

In der Gegend zwischen Sachsenburg und Oberdrauburg steigert sich die Wirkung der Verwüstungsbilder. Aus den Gräben, die vom Kreuzeck und seinen Nachbarn zur Drau herabziehen, sind die Schotterhalden vorgedrungen. Von den „Heumännern" stehen nur noch die Stangen im Thal, die Halme hat das Wasser abgespült. Hier und dort erblickt man noch einen, zwei Kohlköpfe, wo der sorgsam behütete Garten grünte. Holzstege verbinden entlegene Häuser. Ein Schweinestall ist neben Bildstöckl und Wohnhaus fest eingekeilt. Mit Schaufeln wühlen Menschen an einer Stelle, wo ihr Erdäpfelfeld war. Umsonst — die Knollen sind fortgeschwemmt worden.

Statt der Drau sind viele Flüsse da, die mitunter in schier entgegengesetzter Richtung strömen und als Inseln nicht fruchttragende Aecker, sondern unnützes Gerölle, auf dem die Weiden stehen, zurückgelassen haben. Den Schlag verschwundener Wellen nimmt man an den Halbkreisen und Ellipsen im austrocknenden Schlamme wahr. Ueber all dem giebt uns

das prächtige Scharlachroth der Dolden auf den verschont gebliebenen Ebereschen-Stämmen einen peinlichen Gegensatz. Man denkt an das Roth der Nelken, Georginen, Verbenen und Geranien, die mit dem Garten vergraben wurden.

Bis jetzt haben wir uns noch nicht um den Zustand menschlicher Ansiedelungen umgeschaut. Gehen wir nach Oberdrauburg hinein. In Kärnten dürfte kaum ein anderer Ort gleichmäßig heimgesucht worden sein. Dort hängt noch bis in den ersten Stock hinauf der Flußschlamm zwischen den eisernen Fenstergittern.

Wer durch eine Lawine gekommen ist, durch welche hindurch man sich klaftertief einen Weg ausgeschaufelt hat — etwa auf einem Alpenpasse — dem ist es leicht klar zu machen, wie das aussieht, wenn man durch die Mauern von grauem Brei geht, durch welche sich die Einwohner inmitten von Oberdrauburg eine Bahn gebrochen haben. Stumm arbeiten die Menschen an der Aufschichtung dieser Mauerwände, die immer wieder zurückgleiten, denn der Brei ist halbflüssig. Die Häuser sind zum Theil davon angefüllt. Alles trieft von Nässe, die Menschen hungern. Ein Gartenzaun schaut zum Fenster eines ersten Stockwerkes heraus. Der Augenzeuge sagte: „Jetzt sind sie (die Leute) doch nicht mehr so weiß vor Angst wie in den ersten Tagen.“ Sie waren aber noch weiß genug.

Die Gegend von Oberdrauburg ist vom Schicksal in besonderer Weise mißhandelt worden. Dort giebt es keine Felder, welche, wie im Pusterthal, wegen ihrer Lage auf sonn- oder schattseitigen Berghalden der Vernichtung entgingen. Dort sind Wiesen und Aecker nur in der Thalsohle und diese ist zu einer Flußbildung geworden, welche nur zu schildern ist, wenn man das Wort Delta mit zehn multiplicirt.

Ueberhaupt verdient Kärnten besonderes Mitleid. Es ist

ohnehin ärmer als Tirol und liegt — obwohl von echtem baierischen Schlag bewohnt — der Theilnahme unserer Reisewelt ferner. Seine Landschaften sind nicht so glänzend — es fehlt ihm der Nimbus von Tirol.

Von Oberdrauburg aufwärts ragt nur der Damm der Bahn über das Wasser. Man glaubt, die Fluth, aus welcher er sich erhebt, sei die Drau. Das ist ein Irrthum. Das Bett der Drau ist weiter südlich, mehr an der Bergwand der Schattseite. Die Poststraße erkennt man an wenigen Orten, wo Stücke derselben, bei stärkeren Steigungen als Inseln emporragen.

Indessen kommen auch Stellen, wo den Schienen der Damm, der sie trägt, weggenommen worden ist. Hier ist der Bahnkörper unterbrochen und die Fluthen, die er getrennt hat, vereinigen sich mit kreiselnden Wirbeln und trachten ihre Bresche zu erweitern und den nachdrängenden Wassern Raum zu schaffen. An solchen Stellen sind auf Gerüsten Nothstege gebaut worden, die zu einem Fußwege am Berge hinüber führen. Denn am Berghang muß ein Pfad gesucht werden, weil von der Straße nur selten die Spitzen der Prellsteine gesehen werden.

Auf solchen Steigen entwickelt sich ein Leben, wie es die Umstände der Ueberschwemmung erzeugen. Schon hatte die rührige Verwaltung der Bahn Schaaren von Arbeitern in Bewegung gesetzt, um die Schäden auszubessern. Da wandern ärmliche Gestalten mit ihren Schubkarren und anderem Arbeitszeug über den Kalkschotter durch das Unterholz des mageren Waldes ihrer Bestimmung zu. Man hört venetianisch, slovenisch, Furlan und weiß Gott was noch für Sprachen der Nachbarländer. Hinüber über die Fluth schwankt ein schwer beladener Kahn zu dem von Holz-Anschwemmseln bedeckten Eisenbahndamme, ein anderer landet an der Straße, die plötzlich, an unverhoffter Stelle aus dem Wasser emportaucht — nebenan schlängeln sich in Wellenlinien die verbogenen Schienen,

unter denen eine Stelle des Dammes weggespült ist, über das stark bewegte Wasser.

Lienz, neben welchem die mächtige Isel, mit welcher die Wasser des Großvenediger-Gebietes herabkommen, hat wenig gelitten. Dagegen braucht man in westlicher Richtung nicht weit der Drau entgegen zu gehen, um alsbald ein gewaltiges Diorama von Zerstörungsbildern anzutreffen.

Oestlich von Lienz bezeichnet man die Gegend von Nikolsdorf und die Einmündung des Devant-Baches als die officiellen Verwüstungsstellen der Bahn. In der That, wenn irgendwie das Hochwasser sein Spiel treibt, so ist es dort. Der Devant-Bach mit seinem unglaublichen Geröllfelde insbesondere ist ein stets schlagfertiger Wütherich.

Diesmal aber haben die Bäche und der Draustrom in den Engpässen der Lienzer Klause alle Leistungen der im Osten von Lienz abrinnenden Wasser weit übertroffen.

Die Lienzer Klause ist der Stunden lange, viel umkämpfte Engpaß, welcher den Weg zwischen Tirol und Kärnten, zwischen den westlichen Alpenländern und den „illyrischen" einschnürt. Es war eine der merkwürdigsten Strecken der an Schönheiten reichen Pusterthal-Bahn. Nicht leicht sieht man von irgend einem Schienenwege, aus gleicher Nähe, in so wilde Schlüfte des südlichen Kalkgebirges, aus denen Bäche abstürzen und deren „Kamine" mit Lawinenresten oder dichtem Gewölk angefüllt sind.

Heute will ich sie selbst und die Annäherung daran in anderer Beleuchtung zeigen. Wir gehen von Lienz ab, dem Eisenbahndamm nach, zunächst dem Dorfe Leisach zu. Die Engpässe der „Klause" sind durch Wolken verhängt — aber, sähe man auch in die Schlucht, so würde sich gleichwohl der Blick von ihr ab- und den Dingen der Umgebung zuwenden. Denn wir nähern uns dem Schlachtfeld.

Bretterzelte sind am Waldsaum aufgerichtet. Aus ihnen steigt der Rauch empor. Arbeiter bereiten sich ihre Mahlzeit. Baumstämme liegen auf der Wiese herum, sie haben das trübe Wasser abgehalten, den Grasboden zu überfluthen. Freilich sind auch alle Telegraphenstangen umgehackt.

Die Bauern haben den Draht gebraucht, um die Stämme, mit deren Geäst sie dem Wasser „wehren" wollten, an den Schienen zu befestigen. An anderen Stellen ist es ihnen gar gelungen, das Geleise mit den daran hängenden Schwellen abzubrechen. Es diente ihnen dann als Damm oder Barrikade. Da sieht man Menschen, die Balken schleppend über die Wiesen laufen, andere, welche die weißen Porzellan-Isolatoren des Telegraphen auf einen Fleck zusammentragen, um sie zu sammeln, andere, die mitten im Felde Löcher für neue Stangen graben. Hier verschwinden Schienenweg und Straße in einem Archipelagus. Es sind Inseln da, auf welchen noch der Sauerdorn (Hippophae Rhamnoides) mit seinen orangefarbenen Beeren sich erhalten hat, ringsherum aber quirlt es. Andere Inseln sind Hügel von ineinander geschobenen Baumstämmen. Man sieht nicht den Grund, von dem aus sie sich aufthürmen.

Es war einmal da irgendwo eine Brücke, das Luggauer-Brückl geheißen, weil man auf ihr die Drau überschritt, um zu dem Riß in der Dolomitmauer zu gelangen, den man benützt, um jenseits das Heiligthum Maria Luggau im Gailthale zu erreichen. Es ist verschwunden wie alle übrigen Brücken. Dafür ist jetzt da ein Wirrsal von Inseln, wo früher nur Au und ein kleiner heller Fluß war.

Eben läßt einer ein vom Wasser abgeschnittenes Schaf durch ein seichtes Rinnsal auf den sicheren Hang herüber, und daß dort Feld war, erkennt man an den stehen gebliebenen „Harfen", den Gerüsten, an denen in einem Theile

der Ostalpen-Länder das Getreide aufgehängt wird. Die Harfe steht, das Getreide ist verschwunden, auch das Vieh des Besitzers ist „füri g'ronnen".

Daß Eisenbahn hier war, läßt sich aus einer Warnungstafel schließen, die offenbar auf der Stelle steht, wo sich ein, jetzt gleichfalls verschwundenes Sträßlein über den Schienenweg zog. Die Warnungstafel ragt am Rande eines Abgrundes und morgen wird sie mit dem rissigen Rand hinabgerutscht sein in die nagende Fluth. An anderer Stelle erkennt man die Eisenstraße durch einen Kilometerzeiger und durch Schienen, die aus Schutt über das Wasser hinausragen.

Das Wundersamste sind die Holzhügel. Mitten in den viel durchströmten Auen, auf einer neuen Insel, erhebt sich ein etwa hundert Fuß hoher Haufe von Stämmen und Astwerk, das ineinander verfilzt erscheint wie das Wurzelzeug eines Torfmoores. Wer wissen will, wie das geschah, der braucht nur weiter oben im Pusterthale, etwa in Vilgratten oder Sexten, das Jammern der Bauern zu hören. „Mir ist ein Wald abgerutscht," „mir sind um fünfzehntausend Gulden Musseln (Sägestämme) durchgegangen!" Nun ja, da sind sie, Meilen weit abwärts, der Wald und die Musseln, und dazwischen noch, um die Lücken auszufüllen, Rasen und Getreidefeld.

Aehnliche Barrikaden sind an manchen Orten von Menschenhand unter irgend einer Eisenbahnbrücke, nicht zur Stütze dieser letzteren, die über einen darunter sich hinziehenden Weg führte, sondern zur Hemmung angebracht worden, damit nicht seitlich hinausstrebende Fluthungen eben diesen Weg einschlagen.

Hie und da tritt der Wanderer in heiße Asche hinein, die von einem der Feuer herrührt, welche die Arbeiter im dichten Buschwerk anzünden. Auf den Schienen des noch freien Bahnkörpers gehen die Rollwagen, mit Fichtenzweigen, aus denen

Faschinen gebildet werden, beladen, hin und her. Ueberall duftet es nach frisch geschlagenem harzigem Holze, mit dem an den Dämmen gearbeitet wird, und allenthalben erblickt man die frischen gelben Schnittflächen. So ruft eine Verwüstung die andere hervor.

Eine von den Klüften, die in den Dolomit des Südwalles hinauf gerissen sind, heißt das Glitzenschmiedloch. An seiner Mündung gegen die Drau hin ist das Haus des Glitzenschmiedes. Wenn der zu uns auf den Nordhang, der einen Steinwurf weit entfernt ist, herüber kommen wollte, müßte er bis nach Lienz hinab gehen. Aber herüber käme er doch.

Man kommt überhaupt allenthalben hin. Die Geschichten von den „Internirten" sind zumeist lächerlich. In einem Berglande umgeht man jede Ueberschwemmung, während man in Tiefebenen allerdings hilflos ersäuft werden kann. Wäre dem nicht so, so gäbe es überhaupt kein Bergsteigen. Bei der einfachsten Bergpartie kommen Gänge vor wie diejenigen, die gemacht werden müssen, wenn man einen überschwemmten Thalboden zu vermeiden hat. Es klingt deshalb wunderbar, wenn man von Leuten hörte, die sich auf wochenlange Gefangenschaft gefaßt machten.

So war in einem Wiener Blatte eine Geschichte zu lesen, deren Berichterstatter sagte: „Der eine Reisegefährte, ein erklärter Pessimist, unterhielt mich Nachmittags mit der Erklärung, bis Ende Oktober sei unser Bleiben hier eine mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorherzusagende Thatsache." Das war am 16. September zu Olang, in einer der wirthlichsten und belebtesten Gegenden des gut bevölkerten Pusterthales. Wie kommen denn die Insassen der hochgelegenen Berghöfe von einem Hof zum anderen? Ein mittelmäßiger Nicht-Steiger, sondern Geher gelangt auf den sonnseitigen Hängen durch Feld, Wald, Wiesen, an Häusern vorüber überall hin, ohne

jemals die Thalsohle des Pusterthales zu berühren. Je weiter oben, desto sicherer.

Und wenn er manchen Seitengraben noch so tief „ausgehen“ muß, endlich findet er doch einen Uebergang über den Thalbach. Auf ältliche Damen und Kinder findet das Gesagte keine Anwendung. Man bemerkt hierbei die Wirkung des Gesetzes der Anpassung. So haben sich bereits die Schienenwege eingelebt, daß Viele sich ohne dieselben überhaupt kein Reisen mehr vorstellen können. Ist die Eisenbahn zerstört, so befinden wir uns einfach in der Lage unserer Vorfahren, die auf der Chaussee fuhren und doch auch reisten.

Sind die Straßen zerstört, so sind wir nicht schlimmer daran als die Ambidravi, Römer oder Bajuwaren, die sich ihre Wege an den Berglehnen hin suchten. Ueberdies befinden wir uns nicht in der Mongolei, sondern in einem der wirthlichsten Länder Europas. Also — die Quarantäne war eine Einbildung.

In diesem „Ausgehen“, das heißt Umgehen eines Grabenrandes, haben wir hier sofort eine praktische Specialprüfung zu bestehen. Zuerst kommt eine Anfressung in die Berghalde hinein, von welcher der Arbeiter sagt: „A Loch hat er außi grabn, nachher hat er (der Fluß) 's wieder g'laßn.“ Das etwa fünf Klafter hohe „Loch“ muß umgangen werden, indem wir durch den Wald in die Höhe steigen. Das ist aber nur der Anfang.

Denn was „ihm“ da nicht recht geglückt ist, das hat er um so besser gerade unter der Veste durchgesetzt, welche ehemals den Zugang zur Lienzer Klause wehrte.

Ich bin zwanzigmal mit der Eisenbahn und auf der Straße zu Wagen oder zu Fuß durch diesen Engpaß gekommen, wäre aber niemals zur alten hochgelegenen Veste, die jetzt ganz im Walde verborgen liegt, hinaufgekommen, wenn nicht gerade

hier ein beträchtlicher, bis hoch hinaufreichender Theil des Hanges in den vom Fluß durchwütheten Tobel hinabgerutscht und von diesem fortgetragen worden wäre. Diesem Hindernisse verdanke ich die Bekanntschaft des hochgelegenen Mauerwerkes. Die Alten haben nämlich die Straße dort oben im Bergwald angelegt. Dort konnte ihr kein Fluß etwas anhaben. Jetzt ist sie mit Gras bewachsen und die Veste zerbröckelt. Ein märchenhafter Ort. Auf den alten Wällen, durch welche die damalige Straße abgesperrt wurde, wachsen Fichten. Man sieht nur Waldwipfel, Farnkräuter und den Schnee der Kalkriffe im Süden. Hier tobte mancher Kampf — jetzt ist Ruhe. Die alte grüne Straße führt mitten durch den verfallenden Thorbogen. Durch den Thorbogen hindurch blickt man wieder in einen grünen Fichtensaal, nicht in Kasematten.

Wo aber der Blick ins tiefe Thal, aus dem wir mühsam heraufgeklettert sind, hinabdringt, dort erblickt man die ganze Sohle von der Drau ausgefüllt. Straße und Bahn sind unter ihren Wellen und Geröll-Inseln begraben. Hie und da ragt ein Stück Straße als terra firma oder ein steinerner Wasserdurchlaß der Bahn wie ein Vorgebirg in die Brandung hinein.

Der Laie vermeint, die Bahn sei für alle Zeiten vernichtet. Dem ist nicht so. Die „Objekte“ stehen, und es ist vornehmlich nur eine Schotter- und Erdbewegung, die vorgenommen werden muß, um den Weg wieder in Stand zu setzen. Der Unerfahrene läßt sich berücken von überraschenden Bildern der Zerstörung: wie beispielsweise den Schienen, die, mit ihren Schwellen fest verknüpft, eine neue Art von Kettenbrücke, Hunderte von Fußen weit in der Luft hängen oder als Zaun schief aufrecht gegen einen frischen Rutschhang hingedrückt sind. Der Techniker aber bezeichnet derlei als verhältnißmäßige Kleinigkeiten. Eine einzige zerstörte Steinbrücke würde mehr Arbeit

machen und die Wiedereröffnung des Schienenweges um eine ungleich größere Spanne Zeit hinaus verzögern als all diese drastischen Unterwühlungen. Dies gilt insbesondere bei dem vierzig Meter hohen Quaderpfeiler der Brücke, die am St. Lambrechts-Tunnel bei Brunneck über die Rienz führt. Wäre dieser hinweggeführt worden, so stünde es anders. Das ist ein „Objekt" ersten Ranges. Freilich macht das auf den Laien, nachdem er ganze Thalseiten abgestürzt gesehen hat und mit einem abgestumpften Auge ankommt, nur noch geringen Eindruck.

Daß aber eben diese „Objekte" stehen und die Beschädigungen auf das angeführte Maß zurückzuführen sind — daß trotz Allem, was die Elemente gethan, die Festigkeit und Tüchtigkeit des Baues heute noch von allen Sachverständigen gepriesen wird, das ist das Verdienst jener Baiern, die vor zwölf Jahren unter Hügel und Sager diesen schwierigen Schienenweg zwischen Drau und Eisak geschaffen haben — ein Denkmal vaterländischer Thatkraft und Ehrlichkeit. Wenige Monate später sauste der Dampfwagen wieder durch das Land.

Aus solchem Waldesfrieden, wie ich ihn der Vorstellung nahe zu bringen versuchte — aus der Fichten-Enge, welche harzigen Duft haucht, von der vergessenen, mit Farnkräutern bewachsenen Straße hinabzuschauen in das Toben der Wasser — das gestaltet sich zu einer Erinnerung, die schwerlich vergehen wird. Das frühere Bett der Drau längs der Lias-Schichten des südlichen Gebirges ist aufgefüllt. Der Strom, jetzt in sechs, acht, zehn Flüsse getheilt, ist Herr der ganzen Thalsohle. Wo die Straße war, erkennt man an den Wipfeln rothbeeriger Ebereschen, die aus einer Mengung von Wasser, Kalk- und Schieferblöcken, Brennholz, Lehm und Brettern herausragen. Hier oben, bei uns, ist ein Stück der Halde hinabgestürzt. Darum mußten wir auf schwindeligem Pfade so hoch emporklettern, um die Bruchfläche zu umgehen. Wir gelangen hart

an ihren Rand und fühlen den Boden unter unseren Füßen nicht sicher, denn auch er ist von Rissen durchzogen und bald wird der Moos-Rain, auf dem wir gehen, zu den anderen Trümmern in die Tiefe der Drau dort unten hinabgleiten. Auch die „Gatter", Zaunthüren, die zwischen den Aesten der Vogelbeerbäume hängen, deuten auf eine ehemalige Straße hin.

Da oben, wo zweimal viel Blut vergossen wurde im Neuner-Jahr, in der einsamen Wildniß des Waldberges, wo von der übrigen Welt an mancher, enger von den Fichten umdrängten Stelle nichts sichtbar wird, als das Schneefeld drüben am Spitzkofel, die Rettenbachschlucht und ihr Wasserfall — wo der Blick oft nicht einmal mehr ins Thal und zur Drau hinabreicht — da steht eine einsame Kapelle. Hier mag in vergangenen Zeiten mancher Beladene den heiligen Bildern seine Noth geklagt haben. Aus den Blutstropfen sind blutrothe Silenen aufgesprossen — das einzige Grellfarbige in der grünen Einöde.

Unten ist die Straße in Wirbeln verschwunden, aber der Bahndamm erhebt sich über dieselben. Daß auch er von reißender Fluth heimgesucht worden war, ersieht man an der langen Reihe länglicher Vertiefungen auf ihm. Diese Vertiefungen bedeuten die Stellen, an denen die Schwellen lagen.

Die alte Straße, auf der wir oben im Bergwald den neu geschaffenen Tobel umgangen haben, senkt sich nach einer Weile in die Tiefe. Wir müssen, ihr folgend, hinab. Da erblicken wir wieder „Kettenbrücken", den skelettisirten Schienenweg, die Geleise mit Schwellen, die, des Unterbaues beraubt, hier und dort sich durch die Luft ziehen, auf- und abwärts, je nachdem das Wasser sie gebogen hat. Urplötzlich taucht auch, unverhofft wie ein Ungethüm, der breite gelbe Rücken der Straße aus den Kreiseln des Wassers auf, doch nur, um alsbald wieder sich in dieselben zu versenken.

Wenn man in die Drau schaut, so nimmt man wahr, daß sie dermalen aus einer Anzahl kothig breiiger, trüber und einer Anzahl von kristallhellen Flüssen besteht, die alle nebeneinander her fließen und gleichmäßig zerstören. Es ist das Alles ein und der nämliche Strom. Die hellen Flüsse sind das gleiche Wasser wie das trübe — doch ist es durchgeseiht worden durch selbst herbeigeschlepptes Geschiebe. Wo der gelbe Fluß durch einen solchen lockeren Wall, gegen ihn angepreßt, sich durchzwängt, dort kommt er auf der anderen Seite glockenklar heraus.

Nach einer Strecke ist unseres Bleibens da unten nicht mehr. Die ganze Thalsohle verschwindet in Lettenhöhlen und gurgelnden Trichtern. Abermals muß der Berg angeklommen werden. Da geht es steil aufwärts durch Erlengestrüpp, welches die seitlichen Gießbäche begleitet — wir schlüpfen durch Lucken in morschen Waldzäunen, steigen durch raschelnde, herbstlich vergilbte Farne.

Dort unten versuchen es einige Menschen, einen Steg zu machen über den zunächst fließenden Drauarm, damit sie zu den Hirten auf der Südseite gelangen können. Das wird so angestellt. Um das obere Ende eines langen Stammes schlingen sie die Schleife eines Strickes. Das andere Ende des Strickes wird denen, die drüben auf der Schotterbank stehen, zugeworfen. Die herüben schieben den Stamm über die Fluth hinein vor und jene zerren am Strick. Es gelingt allmählich, den Stamm hinüber zu schaffen, daß er mit dem dünneren Ende das jenseitige Ufer berührt. So geht es mit einem zweiten, dritten. Dann wagt sich Einer hinaus und schlägt Pfähle und bringt Geländer an. Die Stimmen dieser Männer hallen herauf. Wir gehen durch das Unterholz, in welchem Pilze gedeihen, in den Fußstapfen der Bergkletterer weiter. Es begegnet uns die Post — ein Mann in Dienstmütze, der die Briefe im Rucksack trägt und sich mit langem Alpenstock forthilft.

Bei der Station Thal muß abermals vom Berge abgestiegen werden, weil sich da ein breiter Graben öffnet. Das Wirthshaus ist „eingemuhrt“, von der Station aber das südliche Geleise hinweggerissen.

So steht das Stationshaus, welches früher auf einer Ebene, inmitten des Thalplanes, sich befand, am Rande eines plötzlich geschaffenen Abgrundes, in den es selbst versunken wäre, wenn dessen Rand um ein paar Fuß weiter vorrückte. Auf dem Abhange liegen die gelben, im Regen verfaulten Haufen des Haidekornes. Wenige Schritte davon gehen wir über einen Schutthügel. Unter diesem liegt ein Garten, Blumen und Bäume, vier bis fünf Klafter hoch vergraben. Am Rande dieses Hügels ist ein Haus eingestürzt. Die Dachsparren vermengen sich schief und steil herabhängend mit dem Schlamme der Höhlung, die sich der Bach gebohrt hat.

Stumm verrichten die Menschen ihre Arbeit. Der Eine schaufelt, aber er thut es so lässig, als bezweifelte er, durch den Schotter hindurch wieder zu seinem überschütteten Herde zu gelangen. Ein Anderer schaufelt auch, aber durch das Fenster seines Hauses hinein.

Denn durch die Thür ist der mit Steinen beladene Strom in Gestalt einer Chaussee oder eines Eisenbahndammes eingedrungen und hat das ganze Haus angestopft mit Bruchstücken. So bleibt dem Insassen, den Raum drinnen zu leeren, nur das Fenster, durch welches er mit seinem Eisen hineinkratzt. Ein Weib daneben muß sich, statt, wie sonst, auf eine Leiter zu steigen, um den Wipfel des Baumes zu erreichen, bücken, damit es die Beeren der Eberesche abklaube, deren höchste Aeste noch aus den Schieferplatten herausschauen. Es wird Branntwein daraus bereitet. Etwas weiter oben haben die Menschen selbst ihr Haus zerstört. Unmittelbar davor war der durchfeuchtete Berg „abgesessen“ und schon der Futterstadel in das

Chaos des Drau-Abgrundes hinein verschwunden. Da zertrümmerten sie das Haus, um die Balken, die Bretter, das Getäfel desselben zu retten. Nur der Kamin ragt noch zwischen den Bäumen empor. Ringsherum, höher den Wald hinauf, aber liegt der ganze Hausrath, Betten und Kästen, Stühle und Heiligenbilder.

Aehnlich erging es — nebenbei will ich es bemerken — heuer dem Brunner Bauern unterhalb der „Huben" im Iselthale zwischen Lienz und Windisch-Matrei. Im vorigen Jahre hat er seinen Wald am Hange abgetrieben — jetzt ist ihm Hab und Gut hinabgerutscht.

Von Nord und Süd her vereinigten sich die Bäche, um die Drau, in welche sie rechtwinkelig einmünden, mit ihrem Geschiebe bald auf diese, bald auf jene Seite zu drücken.

Auf der Station Mittewald stand eine Lokomotive. Was für Menschen gilt, zeigte sich hier an diesem Werkzeuge der Bewegung. „Rast' ich, so rost' ich." Das Eisenwerk der Außenseite war gänzlich mit gelbem Rost überzogen. Monate später stand sie noch dort. Ihr ist der Weg nach Ost wie nach West abgeschnitten. Wenn der Dampf in ihr wieder zu zischen beginnt, dann sausen die eisernen Rosse unbehindert von der Isel zum Toblacher Felde.

Wo zwischen dem Geleise und der Drau sich Wald hinzieht, dort ist jenes allenthalben unbeschädigt geblieben. Am meisten Erdbewegung zur Wiederherstellung der Bahn wird an den Thalhängen zwischen dem genannten Mittewald und Abfaltersbach von Nöthen sein. Das Geleise wird an anderen Stellen angelegt werden. Der Reisende wird dort nicht mehr über grüne Hänge hinweg und hinab auf die Dolomite und in die Erlen-Auen des Flusses schauen, sondern durch kahle Schotterstrecken fahren. Bei Abfaltersbach muß man jetzt, weil die Thalhänge abgebrochen sind, auf Leitern zum Flußbett

hinabsteigen. Vorher aber muß dermalen ein mehrere Kilometer langer Graben durchschritten werden. In diesem Graben sind die Verkehrswege unter Felsblöcken, entwurzelten Bäumen, Schieferblöcken, Brettern, Lehmhügeln und brausenden Wellen verschwunden.

Von Abfaltersbach bis Innichen gelangt man zum Theil auf der Straße, zum Theil auf dem Bahndamm, zum Theil auf Fußsteigen längs der Berghalde. Um Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich auf die oben gezeigten Bilder. Doch ist der Gesammteindruck ein anderer, weil wir nunmehr in die breitere Thalsohle von Hochpusterthal gelangen. Die Flüsse rinnen kreuz und quer durch den ansehnlichen Zwischenraum, der die eine Thaleinfassung von der anderen trennt. Ich erkannte theilweise die Gestaltung der Gegend nicht mehr. So bei Sillian.

Das altbekannte Bett der Drau, die dort in jugendlichem Zwange gehalten wird, das von Damm und Pfählen geradlinig eingeengte Bett, längs dessen man sonst den anmuthigen Weg nach Weitlahnbrunn einschlug, ist leer. Dagegen strömt der Fluß gerade gegen Sillian zu und manche Häuser dieses Marktfleckens sind Inseln geworden. Schlammgraue Getreidefelder werden von grünen Tümpeln unterbrochen, und da, wo man bei einem Durchlaß unter der Bahn hindurchschritt, ist die hohe Wölbung durch eine Mauer von Felsbruchstücken verstopft.

Der böse Vilgraten-Bach mündet mitten in einem „Holzgarten", den er sich selbst angelegt hat. Er hat die Lager und Vorräthe sämmtlicher Sägmühlen, die längs seines Laufes arbeiten, bis hieher vorgeschoben. An anderer Stelle liegt die rothe Holzbrücke unterhalb Sillian, theilweise mit Schlamm bedeckt, schief am Ufer, und Soldaten sind damit beschäftigt, das Wurzelwerk, welches gegen sie angetrieben wird, mit Stangen wegzuräumen. Das einzige Geräusch in

der ganzen öden Landschaft ist das Knarren der Wagen, die jetzt, wo die Straße versunken, auf dem Bahndamm fortgezogen werden, und das Rauschen der Wasser. Am lustigsten sind die Gänse — sie schwimmen allenthalben, über Weizen- und Flachsfelder, über die Kilometersteine der Straße und durch den Fichtenwald.

Die „weite Lahn", von welchem der genannte Ort seinen Namen sich geholt, machte ihrem Namen Ehre. Weitlahn-Brunn war eine der wenigen schattigen Sommerfrischen in der Thalsohle, und alljährlich war das Haus neben den köstlichen Quellen und Brünnlein bis zum Dach von Gästen angefüllt. Alle diese erinnern sich dankbar der Kühlung und des Harzhauches im Lärchwald, der sich bis zur Hausschwelle andrängt. Das ist Alles anders geworden. Durch den Lärchwald, in dem es keine Sommerhitze gab, durch welchen die frischen Lüfte dieser Höhe wehten, geht eine haushohe Steinmuhr herab. Viele Stämme sind geknickt, noch mehrere in der höchsten Noth gefällt worden, um mit Hilfe ihres Astwerkes das Wasser abzuhalten. Jahrzehnte werden vergehen, bis man an der Schwelle von Weitlahn-Brunn wieder den gewohnten Schatten und Waldduft finden mag.

Wer solche Dinge mit anschaut, kann von der „Regulirung" der Hauptflüsse nicht allzu viel Vortheilhaftes erwarten. Wenn die Bauern auf dem Mittelgebirge nicht mehr sicher sind, weil ihr Grund ihnen unter den Füßen in die Tiefe stürzt; wenn aus den engen Gräben, den Falten der Berge, schlammbeladene Gießbäche vorbrechen und Hügel von Schotter und Felsblöcken entweder über das Thal hinschütten oder mit dieser ihrer Fracht den Fluß aufstauen, wegdrängen, verschieben — dann sind die Wehren und Dämme dort unten von geringem Werthe.

Wichtiger noch dünken mir Thalsperren, das heißt Abstaffelungen in den Seitengräben, welche bewirken, daß die Geröll-

massen, statt jäh hinausgeschwemmt zu werden, auf einzelnen Absätzen liegen bleiben. Da wir wohl eine Forstpolizei, aber keine Forstkultur haben, so ist jedes Wort, was die Neubewaldung anbelangt, überflüssig.

Zwischen Weitlahn-Brunn und Innichen war der Schienenweg an vierzehn Stellen durchbrochen. Gleichwohl bot auch hier der Bahndamm den verhältnißmäßig bequemsten Weg. Es bewährte sich da, wie allenthalben, die vorzügliche Anlage. Ringsherum Seen und nagende Wasser, auf dem Damme sicherer Pfad.

Wenn man sich Innichen nähert, gewahrt man auf der Südseite des Schienenweges das zur Gemeinde Vierschach gehörige einsame Gasthaus „zum Lercher". Dort spielte sich vor meinen Augen ein seltsamer Auftritt ab.

Die Weiber heulten in der Stube, die Weinfässer im überschwemmten Keller stellten sich auf den Kopf. Die Drau drängte gerade gegen das Haus. In dieser Noth wurden die Männer mit Ketten und daran festgebundenen Stricken am Lande befestigt und wateten so bis an die Hüften in die reißende Drau, um mit Balken und Bäumen darin einen „Fürbau" anzubringen, der das Haus schützen sollte. Während dessen wurde in der Stube gebetet. Von Zeit zu Zeit kam einer der Männer triefend herein, um sich beim Feuer mit warmem Getränke zu stärken. Die Fensterscheiben klirrten vom Donner der Wasser.

Von allen bis dahin gesehenen menschlichen Ansiedelungen war Innichen am meisten verheert worden. Klafterhoch lag der Schutt in den Gassen. In vielen Armen raste der Sextener Bach an den Häusern vorüber. Der „Adler", der „Bär", das „Rössel" wurden bespült. In die Flur aller dieser Häuser führten Holzstege hinab. Doch waren die armen Leute nicht unzufrieden damit, daß die Straßen in reißende Wildbäche ver-

wandelt waren. Sie hofften, daß diese wegen des großen Gefälles ihnen den angehäuften Schotter wegschwemmen würden.

So wurde über Schlamm und durch stehende Wasser, über aufgeweichten Grund und zerwühlte Erde hin die Toblacher Hochfläche (150 Meter niedriger als der Brenner) erreicht. Hier verkündet das hohe Kreuz die Wasserscheide zweier Meere.

In den Hohen Tauern.

In den norischen Bergen, wo die Wasser von weißen Feldern in die Tiefe stäuben, zwischen den Gipfeln der Hohen Tauern, um welche, als zweite Verklärung, sich Sage und Märchen webt, dringen in einem und um einen tosenden Strom heiße Quellen aus dem Erdinnern. Man nannte die Stätte und den Strom, in und um dessen Eiswasser die heiße Fluth aufquillt, in alten Tagen Gastuna, Gastaun und Gastyn, heutzutage ist sie als Gastein zu hohem Ruhm gelangt. Fern ab von den breiten Verkehrswegen der Menschen ist die Ansiedlung in die Schlucht schneebedeckter Gneisfelsen eingebettet. Gleichwohl war sie, soweit das Andenken der Völker und die Aufzeichnungen der Geschichte reichen, immer im Munde der wechselnden Geschlechter gewesen, als wäre es nicht eine Alpenwildniß, sondern eine Stadt voll von Leben und Denkmälern.

Wer im Winter dort hinaufsteigt und die hohen Dampfsäulen betrachtet, die sich aus der verschneiten Landschaft erheben, dem mögen die wandelnden Dünste, wie sie an den Eisorgeln des Wasserfalles emporschweben, sich zu Gestalten umwandeln, welche die Flucht der Erscheinung versinnbildlichen.

Die einen sind Wildfrauen und „enterische (heidnische) Leute", an welche bis heute die Erinnerung in den hölzernen Hütten nicht geschwunden ist. Es sind Schattenbilder wilder Urbewohner, die hier hausten, bevor Kelten, Römer, Germanen, vom verhängnißvollen Verlangen nach Gold getrieben, über die Pongauischen Hochpässe stiegen. Die Wildfrauen und enterischen Leute, welche in den Umrissen, die ihnen heute noch in der Einbildungskraft der Menschen zukommen, sich zu ihren Urbildern verhalten mögen, wie Lindwürmer und Drachen zu den von der Oberfläche der Erde verschwundenen Thieren der Vorzeit, werden im Gasteinischen Mythus als die Ur-Insassen dieser Thäler genannt. Sie vergossen kein Blut und bearbeiteten, von Krankheit nicht heimgesucht, die Erde mit einem goldenen Pflug, den sie vor ihrem Abzuge in den Schluchten des Bärnkogls versteckten.

Gleichwohl nimmt man noch zu Zeiten die eine oder andere dieser Gestalten wahr. Manchmal hängen noch Wildfrauen auf Graten ihre Wäsche aus — das sind Nebelfetzen und Schneeflecke an Hochkaren, oder es fällt von unsichtbarem Baume, den sie unnahbar pflegen, ein Apfel in die Gasteiner Klamm hinunter. Ihre zwölf goldenen Götzen sind in der Klamm verborgen. Jeder Reisende erspäht dort vom Eilwagen aus die Höhle, die „enterische Kirche". In dieser kommen die Götterbilder während der Johannisnacht so weit herauf, daß derjenige sie erbeuten mußte, der im jähen Augenblick des Emportauchens das Bannwort zu sagen verstünde. Bis aus Böhmen kommen noch alljährlich Goldgierige in der Zaubernacht zum Heiligthum der in Märchen verwehten Gastein-Insassen.

Ein Tauernwindstoß, die Wildfrauen verschwinden im Stäuben des Sturzes, der selbst die Flucht der Dinge andeutet — und es erheben sich, in geschabte Felle gekleidet, mit Schlägeln

in den Fäusten, Gestalten der Ambisonten und Ambidraven. Es sind Kelten. Sie kommen auf ihrem Wanderzug von Südost nach Nordwest. Von einer Sage gelockt, kamen die Stämme, deren Ahnen einst vielleicht in den taurischen Bergketten Hochasiens nach Gold geforscht hatten, zu den Gerölllagern beim Naßfeld und fanden gewiß schon die Spuren älterer Arbeiten im Gastein. Den Fluß südlich der Berge nannten sie Drava (Drau), den nördlich derselben Isonta (Salzach). Sie selbst wurden nach ihnen geheißen (von ambi, um, und den genannten Flußnamen. Von ersterem, Ambisontes, später im Deutschen Bisonz-Gawe, stammt auch das heutige Wort Pinzgau). Gar nichts ist von diesen norischen Keltenstämmen erhalten, nur Spuren ihrer Worte haften noch an den flüchtigen Wassern.

Vieles, was einheimische Geschichtsauffassung, welche jenseits der Deutschen vornehmlich „Römer" sieht, der Arbeit dieser zuschrieb, beispielsweise die Spuren „römischer" Meißel an den Wänden über der benachbarten Kitzlochklamm, ist gewiß von Kelten vollbracht worden, unter deren beliebteste Thätigkeiten der Bergbau gehörte.

Im flüchtigen Tanze der Gestalten mag der Fremdling noch gar viele andere Aufzüge angedeutet sehen. Auf Maulthieren bringen — die Gastuna und ihre Berge sind längst von den Soldaten Latiums dem Lande Noricum beigefügt worden — römische Söldlinge Salz von Juvavum nach Aguntum (Innichen) oder Aquileja. Jahrhunderte vergehen und andere Karawanen klingelnder Tragthiere schleppen die Ausbeute der Gruben über den Korntauern nach der Goldstadt in den Lagunen, oder Wein, Seide, Früchte aus wälschen Gauen den Kaufhäusern des Nordens zu. Zu einer Zeit, in welcher auch die „Straßen" sich nicht eigneten, nähere Pfade über höhere Päße einzuschlagen. Dann tauchen die Paläste der „Gewerken" auf, die reichen Wechselstuben der „Perkherren",

der Weitmooser und Rosenberg — dann die Knechte unduldsamer Erzbischöfe, wie sie die Fluthen der Salzach über den Friedhof der „Lutherischen" leiten — endlich die Posthörner, die wehenden Schleier, die Landauer, die Oberkellner und die Eisenbahn-Fahrpläne.

Das Gold und die heißen Quellen waren es, welche die Menschen in dieses Hochthal lockten. Längst aber hatte das Gold mit seiner Anziehungskraft gewirkt, bevor von den heißen Sprudeln irgendwo die Rede war. Die Anlage so mancher Grube, mag sie nun heute noch offen, oder von Gletschern zugedeckt sein, reicht gewiß weit über den Beginn der christlichen Zeitrechnung hinauf. Auch die Sage gesteht ihnen dies Alterthum zu, will aber mit der „Entdeckung" der Quellen, welche doch sicherlich schon den allerersten Eindringlingen auffallen mußten, nicht über das siebente Jahrhundert wegrücken. In diesem Säkulum, nämlich 680, soll es, wie uns das Bild in der Vikariats-Kapelle lehrt, gewesen sein, daß zwei Jäger durch Zufall auf warme Wasser stießen. Es ist dies eine Geschichte, wie sie auch von Karlsbad und mehreren anderen Thermen erzählt wird. Ohne Zweifelsucht kann man dieselbe, gestützt auf den Satz, daß eine und dieselbe Anekdote, an mehrere Oertlichkeiten angeknüpft, überhaupt erdichtet sei, mühelos unter die Legenden verweisen.

Es ist hier nicht der Ort, uns in die Sagengeschichte von Gastein zu vertiefen. Sicherlich waren viele Jahrhunderte hindurch die Badeanstalten um ein Vieles einfacher, als heute in den bescheidensten „Bauern-Badln" Tirols oder Kärntens, wie etwa im „Bärenbad" in Stubai oder im „Bärenbad" bei Sachsenburg an der Drau.

Den rechten „Aufschwung", wie man sich heute ausdrückt, nahm Gastein erst, nachdem Friedrich, Erzherzog von Oesterreich, als einundzwanzigjähriger Jüngling im Jahre 1436 in

das stille Tauern-Hochthal kam, um dort, vom Heiligen Land zurückgekehrt, seinen wunden Fuß zu baden. Wie wir aus unseren eigenen Erinnerungen wissen, giebt es keine bessere Empfehlung für einen Kurort, als den Besuch hochgestellter Männer und Frauen.

Und es scheint in der That, als ob sich ihm die Geister des Wassers gütig gezeigt hätten. Denn das beschädigte Bein brauchte er sich erst fünfzig Jahre später als römische Majestät abschneiden lassen. Seine Angst, von der Geschichte einst „der Einbeinige" benannt zu werden, ist gleichwohl gegenstandslos geblieben. Vielleicht beschäftigte er sich schon in seiner Gasteiner Sommerfrische mit der Aufgabe, das von ihm gewonnene Anagramm A. E. I. O. U. (eine der von ihm angegebenen Lösungen ist: Austria Erit In Orbe Ultima) recht vielseitig zu deuten. Er war ein ruhiger, sanfter Herr, der sich nicht gern stören ließ, und während dessen fünfundfünfzigjähriger Regierung das heilige römische Reich einen ausgiebigen Schritt zu seinem Grabe zurücklegte.

Wer nennt die Namen der Fürsten, Erzbischöfe, Ritter und edlen Herren, die entweder siechen Leibes oder auch sommerlicher Kurzweil wegen während der folgenden Jahrhunderte in die Gastein pilgerten? In Muchars Gasteiner Geschichte kann eine Schaar Solcher aufgelesen werden. Indessen aber fingen die Quellen schon an mit dem bedacht zu werden, was man heute „Reklame" nennt. Insbesondere waren es zwei echte Kinder des sechzehnten Jahrhunderts, Paracelsus und Thurneiser, in deren Köpfen sich alchemistische Träume mit Ahnungen von späteren Errungenschaften des Wissens vom Leben zusammenfanden, welche Wunder von den Gasteiner Wassern zu erzählen wußten. Sie glaubten an den Geist des Gestirns, an die unsichtbare Mumia, an den Spiritus vitae, aber unsere Gelehrten werden gern zugestehen, daß wir über die Gründe

der Heilkraft jener Quellen heute nicht mehr wissen, als jene Kabbalisten.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert wäre wohl auch noch das Auftauchen der Familie Straubinger zu vermelden, von deren Nachkommen Einer sich heute noch den König von Gastein nennen kann. Ihr Name ist mit der Geschichte der Gaststätten dortselbst untrennbar verbunden.

Wie sich Gastein allgemach umverwandelte, davon können die Wege Zeugniß ablegen, auf denen seine Gäste ihm zustrebten. In älterer Zeit war es damit so bestellt. So lange nicht ein Saumweg durch die Klamm hin gebrochen war, mußten die Reisenden erst einen Berg an- und dann absteigen, bevor sie die ebene Flur des Gasteiner Thalbodens erreichten. War es doch mit dem Zugange zu den beiden Nachbarthälern Großarl und Rauris bis vor wenigen Jahren gerade so bestellt, denn alle diese Thäler münden in unzugänglichen, von ihrer Ache durchtosten Schlüften aus, welche über die Höhe hinweg umgangen werden müssen.

So klommen denn während des Mittelalters die Leute, die nach der Gastein wanderten, von Lend ab die vielblumigen Anger, die mit Alpenrosen, Lärch- und Ahornbäumen bedeckten Matten an, jenseits deren die heutige Straubinger Alp liegt. Alsdann kamen sie zum Joch, wo sich ein schöner Abblick in das grüne Thal Gastein aufthut und ein Hinüberschauen zu den weißen Tauern-Wällen. Auch den Hochkönig mit seiner Kapelle erblickten die Wanderer, die Uebergossene Alm und den Dachstein.

War jene Ouvertüre zum Schaustück „Gastein" ergreifender, als der Prolog, den heutigen Wanderern die Donner der Stürze, der Wiederhall der Klamm in der Sprache des Tauern-Alten vorreden? Ich entscheide es nicht.

Dort oben, auf dem Joche, fanden die Reisenden — was heute noch zu sehen — eine in der Gastein viel verehrte Heilige,

Solängia, welche den eigenen Kopf in ihren Händen trägt. Ihr Bildniß befindet sich in der Kapelle des Joches. Dort geschah ein oft erzähltes Wunder. In alten Zeiten befanden sich drei Gasteiner auf einer Pilgerfahrt im Gelobten Lande, wo sie viel von Sonnenhitze und den Unbilden der Türken zu leiden hatten. Da flehten sie zu Gott und sagten, sie wollten gern sterben, wenn sie nur noch einmal ihre Gastein sehen könnten. Als sie auf der Rückkehr zu diesem Joche kamen und den schönen Thalboden mit den Fernern vor sich liegen sahen, starben sie. Noch sind die Spuren ihrer Tritte, vom Volke emsig besucht, auf den großen Felsblöcken sichtbar. Die Stätte der Höhe des alten Saumweges heißt zu den drei Wallern. Wenn jene Einfurchungen nicht die Tritte der Waller sind, so können sie als Spuren der Eiszeit, als Gletscherschliffe, am wandernden Geschiebe gelten.

Vielleicht ergeht es dem Leser ebenso wie mir und er versenkt sich mit Hilfe seiner Einbildungskraft nicht ungern in jene entlegenen Zeiten, wo die „elenden Pilgrime“ über jene Höhen hinweg, nach vielen Mühen, heißen Verlangens voll zu den Wassern im rauhen Gebirge trachteten, den Griechen gleich, die zu dem „von winterlichen Stürmen durchwehten“ Murmelquell Dodonas wanderten. Man kann sich alsdann neben den dampfenden Wassern Thaumaturgen vorstellen, wie einen Paracelsus, der den Gästen der Quellen von seinen Reisen „gen Granatan, durch Preuß, zu den Frankreichischen und Crabaten, durch Romaney und Neapolis“ und von der Scheidung des Wassers in Salz, Korallen und Sirenen erzählte. Die Zuhörer unterschieden sich von den heutigen Gästen in Bezug auf malerisches Interesse wohl ebenso, als sich ein solcher Vortrag von der heutigen Demonstration eines Badearztes nach aufgehobener Table-d'hote über die „elektro-magnetischen“ Eigenschaften des Badewassers abhebt.

Nachdem, während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, durch die Schriften obgenannter Schwärmer sowohl, als durch die eines Tabernämontanus (eines zu Bergzabern geborenen Wunderdoktors), dem als Arzt des Kurfürsten von der Pfalz, der freien Reichsstadt Worms, des Fürstbischofs von Speier vieler Einfluß zukam, der in seinem Thesaurus aquarum Gastein unter die kräftigsten Heilmittel einrechnete — dann durch Günther von Andernach und zahlreiche Skribenten das Gasteiner Bad allenthalben bekannt gemacht worden war, fanden sich allmählich eine Menge von fürstlichen Personen ein, deren Katalog hier nicht gegeben werden soll.

Insbesondere war es der prunkliebende geistliche Hof von Salzburg und die Herren des Hauses Oesterreich, welche durch ihre Anwesenheit und ihre Spenden die Bade-Ansiedelungen vermehrten und verschönerten. Es muß da, einigen Andeutungen der Chronisten zufolge, mitunter sehr lustig gewesen sein. Im heutigen Französisch würde man sagen: Ce n'était pas toujours comme il faut, mais c'était très-rigolo.

Will man auch annehmen, daß gewisse fahrende Gestalten, von denen die warmen Bäder in jenen Jahrhunderten schaarenweise heimgesucht wurden, die rauhe Alpenluft nicht ertragen konnten, so darf man doch nicht zweifeln, daß Episoden im Badeleben eintraten, welche denjenigen, die über die Sittenlosigkeit unserer Tage jammern, ein Kopfschütteln abnöthigen mußten. Gastein wurde noch in unserem Jahrhundert zeitweilig auch im Winter von Lebemännern besucht. Es scheint auch, es habe früher zu Gastein, wie an anderen Orten, Vollbäder gegeben. Diese mußten allerdings dem Leben in mancher Hinsicht eine andere Gestaltung geben, als die Einsamkeit der jetzt ausschließlich gebrauchten Wannenbäder.

Einen weiteren Fortschritt für Gastein bedeutete die Anlegung des (älteren) Weges durch die Klamm. Das war, im

Vergleich zur jetzigen Straße, eine wirkliche Via mala, doch immerhin gegen die Nöthigung, zuerst ein Joch anzusteigen, ein erheblicher Fortschritt. Sie zog durch Holzgallerien hin, hing da und dort an Ketten und würde wohl manchen unserer modernen nervösen Reisenden zur sofortigen Umkehr veranlaßt haben.

Im sechzehnten Jahrhundert standen allenthalben in der Gastein Gewerkhäuser, welche sammt dem Wohlstand der Thalbewohner, meist durch die Verfolgung der Protestanten, verwüstet wurden. Es ist hier nicht der Ort auf jene Begebenheiten ausführlicher zurückzukommen. Die meisten Spuren jenes Wohlstandes bewahrt Hof Gastein. Das Moser'sche Haus mit seinen Bogengängen und der Kirchhof mit seinen Denkmälern verdienen auch jetzt noch einen Besuch. Auch die Rosenberg, welche drüben im Markte Rauris sich einen erkerreichen Palast erbauten, sind mit der Geschichte dieses Marktfleckens eng verwebt. Es war das die Zeit des Goldsegens, wo das Volk von Gastein noch an die „schwarze Schule" von Venedig, an wunderwirkende Goldsucher und schatzhütende Gnomen der Wildniß glaubte. Ausführlicheres Gepräge der Stimmungen, welche jener Seite des Gasteiner Lebens eigenthümlich sind, habe ich seiner Zeit in den „Denkwürdigkeiten eines armen Goldsuchers" gegeben, die in meinen „Gasteiner Novellen" enthalten sind.

Endlich kommt das neunzehnte Jahrhundert, die Aera des Gleichmachens. Zunächst wird eine gute und sichere, großen Fuhrwerken zugängliche Straße an den Wänden des linken Achen-Ufers hin eingesprengt. Menschenfreunde errichten allenthalben Unterkunftshäuser auch für Solche, auf die außer dem Elend des Siechthums noch andere Noth des Daseins drückt.

Dies ist überhaupt ein ansprechender Zug im Wirken der Gönner dieses Alpenthales. Der Kaiser Franz von Oester-

reich hat sich durch solche Schöpfungen in unseren Augen vielleicht ein würdigeres Denkmal gesetzt, als dasjenige, was ihm auf dem inneren Burgplatz zu Wien aufgerichtet worden ist, und auch, was der Erzbischof Pyrker hier für kranke Soldaten gethan, wird den Ruhm seiner Epopöen überdauern.

Gastein ist jetzt ein modisches Bad mit allen Einrichtungen, ohne welche der Stadtmensch unserer Tage nicht auszukommen vermeint. Es wäre eine Therme, wie viele andere, ständen die Eckpfeiler der stillen Eiswelt nicht da, flammten nicht die Regenbogen im Sturm der Schaumwolken seiner Wasserstürze und wehte nicht jene Luft aus den hohen Einöden herab, die in Blut und Nerven des Ankömmlings gewiß nicht minder segensvoll eingreift, als die Brunnen der Tiefe. Dies ist es, was die alte Gastuna zur in ihrer Weise einzigen Heilstätte unseres Erdtheils macht.

Zum Schluß noch etwas aus der Geschichte des Thales, was weit über die Geschichte seiner Ansiedler hinausragt.

Wie drüben im grünen Thalboden und an den Hängen der Rauris, liegt auch in der Gastein viel Geschiebe aus der Eiszeit. Die verschiedenen Stufen des Gesammtthales, Naßfeld, Böcksteiner Thal und die eigentliche Gastein stellten damals Terrassen eines und des nämlichen Gletschers dar, den an den jähen Absturz-Bruchstellen gewiß breite, blauende Klüfte durchzogen.

Nach dem Hinschwinden desselben entstanden zwei Seen, der eine füllte das Böcksteiner Thal, der andere die tiefere Gastein aus. Der obere See stürzte in die Gastein, der untere in die Salzach ab, als Andeutung derselben ist der Fall im Wildbad und der von Lend geblieben — beide sicherlich durch die abreibende Wucht des eigenen Wasserdruckes schon um ein Beträchtliches zurückgesägt. Bestände das Gestein nicht aus kristallinischem Fels, sondern aus dem weicheren Kalk oder Do-

lomit, so sauste der Sturz des Wildbades gewiß schon viel weiter südlich und die Ansiedelung wäre der wilden Flucht der weißen Wellenpfeile, ihres schönsten Schaustückes, beraubt.

Vorahnend wirft die Einbildungskraft der Thalbewohner ein anderes Gemälde von Gastein auf fernen Hintergrund. Dort, wo jetzt, heißt es, das Patschker-Gütl neben dem Böcksteiner Wege steht, wird sich einst der letzte „Käs-Kessel" (Sennhütte) befinden. Es ist dies ein Bild wiederkehrender Eiszeit. Mag ein solches in entlegenen Jahrtausenden verwirklicht werden oder nicht — wir und unsere spätesten Nachkommen werden uns stets erfreuen an Gastein und an der Pracht der Hohen Tauern. Ueber der Kräftigung des Körpers dürfen wir nicht vergessen, daß inmitten solcher Herrlichkeit auch unser Sinn erstarkt und sich gern vom Wust des Alltäglichen Dingen zuwendet, welche die Selbstsucht abschwächen und den Willen veredeln.

Auf der Goldzeche.

„Wen trifft es diesmal, über Weihnachten das Haus zu hüten?" sagte der Hutmann der Knappen, als sie bei einer Lampe um den mächtigen Ofen herum saßen.

Es entstand eine Pause. Niemand wollte sich zur Uebernahme dieser Aufgabe melden. Die Männer sind wetterhart, aber sie sehnen sich nach anderen Gesichtern. Sie gehen gern in die Heimath, die Meisten haben Weib und Kind. Es haust sich nicht leicht in der Einöde. Und wenn sie daran denken, daß kein Haus im ganzen Welttheil so hoch über den Wohnstätten der Menschen aufgebaut ist, wie dieses, so überkommt sie in der Winternacht mitunter trotz aller Gewöhnung ein grauses Gefühl. Auf dem großen ledernen Gemein-Bett, wo

seit vielen Jahrzehnten die Schlafstätten als Eindrücke in die zusammengenähten Kuhhäute angedeutet sind, zu schlafen, das verschlägt ihnen freilich nichts, besser aber ist es gleichwohl im Bett daheim, in der getäfelten schönen warmen Stube.

„Wen trifft's?"

Keine Antwort. Nur verlängerte Züge aus den Tabakpfeifen.

„Bleib halt ich," sagte ein großer, starkknochiger Mann, indem er sich von der Bank erhob.

Der Hutmann besann sich eine Weile und entgegnete: „Mir ist's recht, daß der Windische* Sepp heroben bleibt. Heimgehen kann er über die Feiertage doch nicht. Das ist zu weit für ihn. Aber es ist halt doch schreckbar einsam da heroben. Will ihm denn nicht Einer Gesellschaft leisten?"

Aber die Frage traf nur stumme Zuhörer. Man vernahm nichts, als das Knistern harter Schneekörner, welche ein sich erhebender Ostwind von der vor dem Hause aufgeschaufelten Wand gegen die Scheiben warf.

„Also bleibt der Sepp allein," fuhr der Hutmann mit einer Betonung wie ein Mann fort, der bei einer Versteigerung sagt: „Niemand mehr? Zum letzten Mal!"

Nachdem dieser Alp weggenommen war, begann wieder das gewöhnliche Gespräch. Ueber was unterhalten sich die Knappen in hoher Einöde? Von der großen Lawine vom Jahre 1847, die tief unten den Thalbach auf die andere Seite gedrückt; von dem Erfrorenen, der in der Mitte abgebrochen ist, wie sie ihn aufhoben; wie ihm der Tod angekündigt war, weil ein paar Tage vorher sein zum Trocknen aufgehängter Schuh zu Boden fiel; von den vielen Hexen, die vor einem Gewitter als Vögel herumfliegen; vom Stier, der im Sommer in die Gletscherkluft

* Windisch in den südöstlichen Alpenländern so viel wie Slovenisch.

fiel und verschwand; von den Knappen, die sich in alter Zeit gegen die Golderz-Räuber bewaffnen mußten; von den drei goldenen Leuchtern im Stollen, den man nur in der Sonnwendnacht offen findet; von der Hexe, die Getreidekörner aus dem Schneepfad auf den Tauern nimmt — es sind aber keine Getreidekörner, sondern lauter Goldmünzen . . . . . .

Und was Alles sonst noch die Knappen in einsamer Winternacht reden.

Der Windische Sepp war der Einzige, der sich nicht aufmerksam an diesen Gesprächen betheiligte. Er starrte vor sich hin. Aus der Frage, die er urplötzlich an den Hutmann richtete, konnte entnommen werden, daß ihm die Gegenstände des Gespräches seiner Kameraden wie abgeschmackte Märchen vorkamen.

„Ich bitt' Euch, Herr Hutmann, ich möcht' wissen, wie hoch Einer vom Meer da heraufsteigen müßte, bis er zu unserem Berghaus kommt?"

Diese Frage unterbrach die Reden der Anderen. Keiner von Allen hatte jemals daran gedacht, sich eine solche vorzulegen. Man hörte eine Weile nichts, als das Ticken der vielen groben Taschenuhren in Horn und Tombak, die unter den Hüten der Knappen an Holznägeln hingen.

Der Verwalter lächelte und antwortete: „Du bist ein Windischer, Sepp, und hast mehr vom Meer gehört, als Deine Kameraden, weil es ganz nahe an Deiner Heimath ist. Doch freut's mich, daß Du auch über etwas Nutzes nachdenkst. Merk' Dir also. Wenn Du vom Meer bis dahin steigen willst, wo drunten im Thal der Kirchthurm von Pockhorn steht, so mußt Du um dreitausend vierhundert und vierzig Fuß Dich über seine Fläche erheben. Unser Berghaus da aber, auf dem Goldzech-Tauern, über Gletschereis und dem Zirmsee, das ist um weitere fünftausend dreihundert und sechzig Fuß höher

als der Boden, auf dem die Pockhorner Kirche aufgebaut ist, und immer noch um viertausend zweihundert und fünfzig Fuß höher als das oberste Eis auf dem großen Pasterzen-Gletscher, zu dem die Leute bis von fremden Welttheilen herkommen, um die Menge Eis zu betrachten."

Der Slovene schwieg, um nachsinnend diese Zahlen seinem Fassungsvermögen anzubequemen. Nach einer Weile sagte er: „Weil ich doch schon im Fragen bin, so möchte ich auch noch um das gebeten haben. Ich bin nicht hier daheim und kenne mich oft gar nicht aus. Wenn ich meine Kameraden von Tauern reden höre, so reden sie oft nacheinander von Kärnten und von Salzburg. Wohin gehört denn unser Goldzech-Tauern?"

„Nach Kärnten," entgegnete der Hutmann. „Aber Du gehst keine Stunde weit, bis auf den Grat hinauf, dann bist Du in Salzburg. Das erste Salzburger Thal, in das Du hinabschaust, ist Rauris, zur Linken hast Du alsdann die Fusch und zur Rechten Gastein. Und gerad' unter Dir ist der Rauriser Goldberg mit seinem großen Kees.* Dort ist auch ein Berghaus neben dem Eis, aber so hoch liegt's nicht, wie das unserige. Solltest einmal an einem Sonntag, wenn's Sommer wird, hinaufsteigen und dort herum schauen."

„Gewiß thu ich's," sagte der Sepp ruhig.

„Gleichwohl," fuhr der Hutmann fort, „bist Du schon in Salzburg gewesen. Freilich, wie ich sehe, ohne es zu wissen. Unter der Erde nämlich. Unsere Stollen gehen unter dem Grat durch und weit ins Salzburger Gebiet hinein. Es ist so wie in Hallein, wo die Salzgruben unter dem Salzberg fortgehen und am Ende mit denen von Berchtesgaden zusammenstoßen. Da gehst Du unter der Erde aus Oesterreich nach Baiern. Und wie oben im Tageslicht bei der Grenze

* Gletscher.

die Hoheits-Tafeln und Schlagbäume aufgerichtet sind, so ist unter der Erde mitten im Stollen ein Gitter. Das ist dort die Grenze von den beiden Ländern unter der Erde."

Während der Hutmann den Windischen Sepp in dieser Weise über einige in der Unterwelt vorhandene Dinge belehrte, zogen es die Knappen vor, einem unter ihnen zuzuhören, der ihnen von einem sagenhaften unterirdischen See im Roßkopf die unerhörtesten Dinge erzählte.

Der Hutmann ging in seine Schreibstube und holte eine Landkarte der Umgegend von Heiligenblut, Rauris und Gastein. Er gab sie dem wißbegierigen Windischen. Dieser beugte sich darüber hin, indem er die Lampe näher rückte.

Der Hutmann verließ diesen Raum bald. Zunächst wollte er, soweit es der schmale Gang erlaubte, der zwischen dem Berghause der Goldzeche und der vor ihr aufgeschaufelten Schneewand von den Knappen freigehalten worden war, nach dem Wetter sehen.

Noch wehte der scharfe Ostwind und trieb Wolken von grobkörnigem Schnee gegen das Haus. Doch war es nicht sonderlich kalt. Die Sterne zitterten in hohem Glanze.

„Oben geht Südwind," sprach der Hutmann vor sich hin, „wir werden am Ende schlechte Feiertage bekommen."

Der Orion flackerte wie Lampen, welche Zugwind bewegt. Ein sicheres Anzeichen, daß zweierlei Luftschichten verschiedenartigen Wärme-Inhaltes übereinander hinflossen. Alsbald zog sich der Hutmann in die Schreibstube zurück, in der sein Bett stand.

Die Knappen aber begannen sich über ihren Kameraden lustig zu machen.

„Ich thät mir das Studium auf die Zeit aufsparen, in der ich das Haus hütete," bemerkte der Eine.

„Verdirb Dir die Augen nicht," sagte ein Anderer. „Es pressirt nicht so. Bis Du im Sommer nach den schwarzen

Kritzern, die da abgemalt sind, herum gehen kannst, ist's noch Zeit genug."

Der Windische Sepp ließ sich durch all dies nicht irre machen. Es war das erste Mal, daß er die Gegenden, über welche er so viel zu hören bekam, auf einer Karte nebeneinander verzeichnet fand. Die großen Gletscher waren durch hellblaue Farbe bezeichnet. Sie nahmen einen großen Theil des Raumes ein.

Nach und nach verstummten die Spottreden. Die Meisten gähnten. Die Knappen gingen nach und nach zu ihrem aus zusammengenähten Kuhhäuten gebildeten Bett. Jeder tauchte den Finger in den Weihbrunnkessel und murmelte dabei einige Worte. Endlich wurde auch der Sepp müde. Er legte sich zu seinen Genossen.

Von draußen schaute der Schnee bleich durch die engen Fensterluken. Es ist wie ein Kirchhof, und der Mensch, der hier oben in der Nacht wacht, mag sich vorkommen, als ob er zwischen Leichensteinen und regungslosen Geistern läge. Unten im Thale, wenn der Winter auch noch so hart über dem Land liegt, hört man doch Wasser rauschen, hie und da die Stimme eines verspäteten Menschen, eines wachsamen Hundes und — noch lange vor Tagesanbruch — das Geläute einer Glocke oder das Hämmern einer kleinen Schmiede, das Geräusch einer Säge.

Hier ist die Welt stumm. Der hellere Glanz des Mondes oder der Sterne über dem Schnee und eine Lichte am Himmel, die sich Niemand erklärt, machen das Schweigen noch seltsamer. Dazu kommt das Gefühl, daß die Natur auf schier unübersehbare Zeit regungslos bleibt. Nach vielen Monaten hat sich hier fast noch nichts verändert. Unten wandelt die Natur ihr Gesicht mit dem Gang der heiligen Zeiten. Da oben schauen Ostern und Pfingsten aus wie die Weihnacht: weiß und starr.

Unter solchen Gedanken schlief der Knappe ein.

Gegen Mittag des nächsten Tages hörte die Arbeit in der Grube auf. Die Knappen rüsteten sich zur Abreise, um die festliche Zeit in der Heimath zuzubringen.

Man nahm ein wenig Brot und Branntwein mit auf den Weg. Da der Sepp „gamen" (das heißt das Haus hüten. Vergl. gothisch gaumanjans, die Wächter) sollte, so ließ man ihm Mundvorrath auf acht Tage zurück. Allerdings sollten die Knappen schon nach vier Tagen mit neuen Vorräthen wieder zum Berge fahren. Aber es konnte schlechtes Wetter eintreten, der Gang verzögert werden — und besser ist besser.

Der vom Hutmann gefürchtete Südwind hatte sich gegen Mittag schon einigermaßen fühlbar gemacht. Es war nicht unmöglich, daß ihrem Abmarsche durch Lawinen, welche sein warmer Hauch oben loslöste, und über den Weg nach Pockhorn hinabrollte, gefährliche Hindernisse entgegengestellt werden konnten.

Der Hutmann gebot deshalb seinen Leuten, noch ein wenig zu warten, bis er dem Sepp das nöthige Pulver eingehändigt haben würde.

Mit diesem Pulver verhielt es sich folgendermaßen.

Geht der Südwind und wird die Oberfläche des Schnees etwas angefeuchtet, also schwerer als die darunter liegenden weißen Schichten, so genügt oft ein kleiner Anstoß, um dieselbe zum Abrutschen zu bringen. Während des Abrutschens aber vergrößert sich die Masse und es ballt sich zuletzt auch der noch nicht durchfeuchtete pulverförmige Schnee durch den vom Rutschen der oberen Schicht ausgeübten Druck mit hinein. Eine solche Erschütterung kann recht wohl von einer Schallwelle der Luft ausgehen.

Wer „gamt", bekommt deshalb den Auftrag, während des Ab- oder Aufstieges seiner Kameraden jede halbe Stunde aus

einem großen eisernen Böller, der wie ein Cylinder aussieht und oben eine etwas größere Oeffnung, mittels welcher er angezündet wird, unten eine ganz kleine hat, einen Schuß zu lösen. Kommen die Kameraden auf ihrem Wege irgend wohin, wo über ihnen die Schneehalde sich nicht ganz ruhig und geheuer anschaut, so warten sie so lange, bis oben vom Berghause der Schuß, durch den Wiederhall verstärkt, herabdröhnt. Rührt sich dann nichts, so können sie es wagen, unter der drohenden schiefen Ebene hinweg zu gehen.

So ging also der Hutmann hinauf unter den Dachboden, um aus einer Kiste den nothwendigen Schießpulver-Vorrath herauszunehmen.

Die Knappen, ihre ledernen Rucksäcke umgehängt, in denen sie ihre Lebensmittel heraufzutragen gedachten, und die Schneereifen in der Hand, warteten unten in der Hausflur. Sie waren eben im Gespräche über die Reihenfolge begriffen, in welcher sie hintereinander zu gehen gedachten. Denn um der Ermüdung, die durch das Einsinken in den tiefen Schnee entsteht, vorzubeugen, ist es herkömmlich und nothwendig, daß immer Einige voraustreten, um den Andern Fußstapfen zu machen. Dieses Geschäft ist mühsam und es müssen die Vortreter sich fortwährend ablösen. — Der Hutmann ist der Einzige, der von der Verpflichtung des Vortretens ausgenommen ist.

Die Schneereifen sind Vorrichtungen, welche die Fußsohle an zu tiefem Einsinken hindern sollen. Sie bestehen entweder aus einem Reif in Form eines Kreises, der mit Schnüren durchzogen ist — einem sehr groben Siebe zu vergleichen — oder aus Brettchen, die, unter den Fuß gebunden, ausschauen wie ein kleiner Schemel oder Rost. Etwas erleichtern diese Hölzer den Gang im tiefen Schnee allerdings. Doch wäre es ein Irrthum, zu glauben, daß die gewaltige Anstrengung dadurch aufgehoben wird.

Wäre der Aufenthalt, der durch das Vertheilen des Pulvers eintrat, nicht gewesen, so würde wohl schon wenigstens ein Theil der Knappen den Abstieg angetreten haben. Nun aber warteten sie auf den Hutmann und rückten sich wechselseitig ihre Säcke zurecht oder hantirten mit den Schnüren ihrer Schneereifen.

Auf einmal wankte das Haus wie in einem Erdbeben. Man hörte das Klirren der eisernen Spangen und Haken, mit denen das Dach des Hauses in die nebenan ragende schützende Felswand eingelassen ist.

Wie wenn ein Geschoß unter die Knappenschaar eingeschlagen hätte, flog diese auseinander. Den Meisten hatte der Schreck die Zunge gelähmt, nur Wenige schrieen: „Die Lawine!"

Fast Alle drängten sich der Thür entgegen, die aus der Flur unmittelbar in den Stollen führt.

Ja, es war in der That Lawinen-Donner gewesen, welcher das seltsame Haus erbeben machte. Aber nicht von einer Lawine allein. Das sollten sie alsbald wahrnehmen.

Der Hutmann stieg mit dem Windischen Sepp rasch vom Dachboden herab. Nachdem sich die Knappen von ihrer Bestürzung erholt hatten, kamen sie aus dem Stollen wieder heraus. Es war stockfinster im Vorhaus. Nun zündeten sie Kerzen und Grubenlichter an. Bei ihrem Scheine entdeckten sie, daß das ganze Berghaus im Schnee steckte.

Jetzt galt es zu wissen, ob sie mitten in die Lawine hinein gerathen waren. Verhielt es sich so, dann war ihre Lage eine sehr schlimme. Es konnten alsdann sechs, acht Tage vergehen, bis sie sich so weit durchgearbeitet hatten, daß sie das Tageslicht wieder zu sehen bekamen.

Die Knappen verloren ihren Gleichmuth und jammerten. Einige sagten, sie würden, da sie fast Alles aufgezehrt, zusammen Hungers sterben.

„Ruhig!“ sagte der Hutmann kalt und gemessen. „Niemand wird hier sterben.“

Diese Beruhigung wirkte so weit, daß sofort Einige die Thür öffneten und mit Schaufeln und Spaten die Schneemauer zu bearbeiten begannen, welche gegen dieselbe hingedrückt worden war. Andere trachteten die Fenster vom Schnee zu befreien.

Groß war die Freude Aller, als nach wenigen Spatenstichen der helle Himmel hereinschien.

Es war offenbar, daß nur der äußerste Rand der Lawine über das Haus hingegangen war. Sämmtliche Knappen liefen jetzt heraus, um nachzusehen, wohin diese ihren Lauf genommen habe. Da bot sich ihnen ein erstaunlicher und von Keinem erwarteter Anblick.

Nicht nur über ihnen war eine Lawine losgebrochen, sondern allenthalben im weiten Halbkreis des Gletscherthales. Die eine hatte die andere wachgerufen. Noch stäubte es da und dort empor. Berge waren hinabgerollt. Die meisten lagerten über dem Zirm-See. Dort, wo im kurzen Sommer das Wasser die Felsblöcke mit dem Brande der Alpenrosenkelche und das Himmelblau mit dem der Gentianen oder den grauseidenen Glanz der Glimmerwände wiederspiegelt, dort lag es jetzt hochgethürmt von zusammengepreßten und herabgewetterten Flocken. Keine menschliche Einbildungskraft konnte sich vorstellen, daß an der Stelle dieses weißen Berges jemals ein ebenes glänzendes Becken gewesen sein mochte.

Den zu Thal gestürzten Bergen folgten in den von ihnen aufgerissenen Furchen winzige Nachzügler, unbedeutendes Schneegeröll.

Das Haus hatte keinen besonderen Schaden gelitten. Ein kleines Stück des Daches am Eck war abgerissen und der Schornstein fehlte. Er lag jetzt auch unten in den weißen Berg eingekeilt, der sich dort erhob, wo der Zirm-See fluthete.

Die Fluth war jetzt ein unter dem Berg zersplitterter, zerriebener Haufen von Eisplatten.

So lange bis Thür und Fenster den Tag wieder voll einlassen konnten, brannten die Lampen und Kerzen. Als die Oeffnungen hergestellt waren, ließ der Hutmann sich die Knappen im Kreise aufstellen. Sie nahmen die Hüte ab und sprachen das Gebet nach, welches er ihnen vorsagte. So verehrten die einsamen Männer die Macht, die über Allem waltet und welcher die Geschlechter der Menschen so tausendfach verschiedene Namen gegeben haben.

Nunmehr wurde der Abstieg angetreten. Jeder grüßte den Sepp und wünschte ihm einen glücklichen Heiligen Abend und gute Feiertage.

Lange schaute er den Kameraden nach, wie sie über die herabgerollten Hügel auf- und abstiegen. Manchmal rief er ihnen zu, schwächer wurden ihre Antworten; denn sie hatten Mühe. Ueber manchen Lawinenwulst schritten sie leicht hinweg, weil die Oberfläche hart war. In manchen sanken sie aber trotz der Schneeteller und Reifen tief ein, weil sich der umgewühlte Tiefschnee, der weichere Staub, oben befand oder solcher dem abgestürzten Hügel später nachgerollt war.

Erst als die letzten schwarzen Gestalten jenseits des Zirm-Sees verschwunden waren, ging der Knappe in das jetzt lautlose Haus zurück. Er war jetzt so allein, wie vielleicht kein Mensch in unserem ganzen Erdtheile. Allein in der Wüste der Hohen Tauern, im Angesichte der Kälte und des starren Schweigens. Er war nur ein schlichter Mann und konnte deshalb nicht ahnen, daß auch diese Wüste voll Leben ist. Aus diesen unermeßlichen Vorrathskammern werden die Flüsse gespeist, die im heißesten Sommer, fern in Fluren des Ostens, das fruchtbare Tiefland tränken.

Unter der weißen Wucht liegt schlummernd die grelle

Blumenpracht des Sommers, der die Einöden mit Farben schmückt, bei deren Anblick sich der Wanderer bewegt und gerührt fühlt. Gottes sind die hohen Eiswüsten — Gottes ist die ganze Erde und sind alle Welten.

Der Knappe mochte jetzt nachdenken, wie in der ärmsten der Hütten, über welchen er wolkenhoch verlassen hauste, Vorbereitungen für die geweihten Stunden angingen, in welchen selbst die Thiere reden und die Obstbäume seines gefährdeten Grundes in der Mitternacht von ihm zum Mahle eingeladen werden.

Das Weib bäckt in der Küche Früchtebrot. In der Vorrathskammer hängt Fleisch, die seltene Speise. Der gläubige Sinn richtet sich auf und gedenkt manchmal eines Lichtes, das in der Finsterniß erschien. Die Fackeln werden hergerichtet, damit sie leuchten, wenn der einzige Gang angetreten wird. Denn, noch bevor der Wind aus der Tiefe den Schall der Glocken heraufträgt, die vor Mitternacht zur Anbetung des Geheimnisses der Menschwerdung des Göttlichen rufen, macht sich der Arme auf den Weg und steigt bei ihrem Schein durch die Winternacht der Berge hinab. Er schreitet durch Schnee, er gleitet über Eisplatten. Allenthalben sieht man Funken durch das Dunkel von Berghalden langsam herabkommen. Der Mensch, der kümmerlich sein Brot ißt, hört im kerzenhellen Heiligthum vom Friedensreiche und von der Liebe, die Alles umfangen hält. Endlos hallen jetzt die Glocken über die Erdkugel hin und bringen Allen die gleiche Botschaft: Auch euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus!

Da regt sich Zauberleben im Wasser und in den Schlüften der Erde. Die Thiere preisen diese Nacht, und im verschneiten Wald flüstern die Tannen. Alle Kreatur verspürt unsägliche Bewegung. Es ist wie Ahnen alten Daseins und zukünftige Umgestaltung dem Lichte entgegen.

Solche Empfindung rührt sich in den Insassen der Einöde. Bald sah der Einsame den rothen Schein auf den Höhen. Weder ihm, noch einem seiner Kameraden war es jemals begegnet, allein hier zu sein. Denn es blieben immer zwei Männer bei einander in der Wildniß, damit der Einzelne, wenn ihm etwas Uebles widerführe, nicht völlig verlassen sei.

Diesmal aber hatte er sich, um den Anderen, die alle Weib, Kind oder Heimath hatten, die Freude nicht zu verderben, mit dem einsamen Wachen einverstanden erklärt.

Als der rothe Schein verblich und Alles zuerst fahl, dann schwarz wurde, überkam ihn aber doch ein Gefühl, welches er bis dahin nicht gekannt hatte. Es ergriff ihn die Sehnsucht nach Menschen, nach irgend einem der dürftigsten Häuser des Hochgebirges. Dann konnte er plaudern und von der Festzeit reden. Schier reute es ihn, mit seinem Anerbieten vorgetreten zu sein.

Aber bei einem der tapferen Männer mit den wettergefurchten Gesichtern, die auf den Hohen Tauern arbeiten, kann solche Empfindsamkeit nicht lange vorhalten. Sie wich, als er sich die Lampe in der großen Stube anzündete.

Dann brannte er sich seine Tabakpfeife an. Während er sonst am liebsten Landkarten betrachtete und in den Büchern des Hutmanns las, die von Bergwerkskunde, Erdbeschreibung und Naturgeschichte handelten, nahm er dem festlichen Tage zu Ehren das einzige Buch zur Hand, welches sich in der Knappenstube befand. Es lag auf einem Brette neben dem Ofen und hatte gewiß schon über ein Jahrhundert der Andacht gedient. Man sah dies an den abgegriffenen Blättern, an deren Rändern sich die Finger in der Farbe des Grubengesteines vielfach abgedrückt hatten. Es war eine Sammlung von Heiligen-Legenden. Ihre Wunderthaten erzählten von der Kraft der Männer und Frauen, die gegen die Welt stritten.

Mit Staunen durchlas der Mann, dessen kindlichem Sinn keinerlei Zweifel aufstieg über die thatsächliche Wirklichkeit der berichteten Begebenheiten, die Seiten dieses Buches. Nachdem er je eine Viertelstunde gelesen hatte, lehnte er sich zurück gegen die getäfelte Wand und dachte über den Inhalt nach. Manchmal auch stand er auf und schaute nach dem schmalen Streifen Himmel und den Sternen, welche zu erblicken die Schneemauer gestattete. Die Gedanken sind besser auf solchen Höhen und die Sterne scheinen heller.

Es fiel ihm seine verstorbene Mutter ein, die an dem nämlichen Tage starb, an dem sie ihn zum ersten Mal zur Schule geführt hatte. Sie war, als sie, ihn abzuholen, ihm entgegen ging, in den Wildbach gestürzt, und es vergingen Tage, bevor man ihre Leiche fand. Vielleicht schaute sie von dort oben, aus dem Glanz des Himmels herab, zu ihm, dem einsamen Mann. War er nicht erst heute, mitsammt den Genossen, wundersam gerettet worden? Gewiß vergaß sie seiner heute nicht dort oben, wo es noch viel freudevoller zuging, als im mitternächtigen Festschein der Kirchen. Und der Vater, an den er sich kaum erinnerte — der Vater, dessen Leib dort unten lag, jenseits der Berge, in der italienischen Erde, wo er mit vielen hundert Landsleuten und Kameraden den Tod fand vor den Kanonen des feindlichen Bollwerkes — sollte der nicht auch seiner gedenken — des einsamen Sohnes?

In seiner Vorstellung war die Familie wieder bei einander. Der Raum verschwand. Sehnsüchtige Rückerinnerung zugleich und Freude kehrten bei ihm ein. Er hörte auf zu lesen und schaute bald still vor sich hin, bald wieder zum beschränkten Himmel, an dessen Gewölbe ein flimmernd helles Stück der weißen Straße zu sehen war.

Oft begegnet es dem einsamen Menschen, daß ihm weit entlegene Zeiten in einem flüchtigen Augenblick zusammenzu-

fließen scheinen. Während dieser blitzschnell durch seine Vorstellung zieht, unterscheidet er nicht, ob es ein Bild aus der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft ist, was er ihm bringt.

So geschah es dem Knappen. Es war ihm, als säße er, ein Kind, in seinem Gitterbettchen und hörte die Stimme der Mutter, welche ihm vorsagt: „Vater Unser, der Du bist im Himmel!"

Wie verrannen die Stunden? Er verspürte es nicht. Es war nun der Augenblick gekommen, in welchem die Menschen der Tiefe den ersten Glockenhall vernahmen, der sie zum mitternächtigen Gottesdienst ruft.

Zu dieser Stunde geschah etwas Wunderbares. Es däuchte dem Einsamen plötzlich, als ob er etwas davon hörte. Und dennoch wußte er, daß dies unmöglich ist. Es war hunderte Mal von den Kameraden gesagt worden. Ueberrascht ging er in das Vorhaus. Dort hörte er den Hall noch deutlicher. Als er aber die schwere Thür geöffnet hatte und in der Richtung gegen das Thal hinabhorchte, blieb die Luft stumm. Kaum war er wieder in der Flur, so ließ sich der Hall abermals vernehmen und diesmal wieder stärker. Er wiederholte den Versuch noch ein- und zweimal. Es blieb aber immer das Gleiche. Bei geschlossener Thür hörte er die Töne, draußen vor dem Hause schwieg die Welt unter den Sternen in ihrem weißen Gewand, in ihrer Eis-Erstarrung.

Es fehlte wenig und er fürchtete sich. Es kam ihm Alles plötzlich so seltsam vor. Er ging wieder hinein und flüchtete sich zu seiner Lampe, als ob das eine Gesellschaft wäre.

Aber es währte nur wenige Augenblicke und seine Befremdung verwandelte sich in das äußerste Erstaunen, denn jetzt war keine Täuschung mehr möglich. Die Töne kamen nicht aus dem Thale von außen her, sondern aus dem Innern

des Berges — aus dem Stollen, der in das Vorhaus, in die Flur mündet.

Jetzt waren Tritte und Stimmen zu unterscheiden. War es möglich, daß diese Wesen von Fleisch und Bein angehörten? Sepp hatte sämmtliche Knappen, mit Ausnahme nicht eines Einzigen, fortgehen gesehen. War es denkbar, daß irgend ein anderer Mensch durch das verschlossene Thor hatte hineinkommen können, ohne von dem Wachenden gehört zu werden?

Hatten seine Gedanken schon vorher — insbesondere auch als Nachwirkung des erschütternden Ereignisses vom Nachmittag — eine Richtung nach dem Uebersinnlichen genommen, so überkamen ihn jetzt eindringend die Schauer einer anderen Welt. Er wagte es nicht, nach der Thür zu gehen.

Diese Mühe wurde ihm erspart, denn jetzt hallten die Tritte auf dem Gange. Schon bewegten sie sich der Thür zu. Nun wurde an das Holz und das Eisen derselben gerührt.

Die Thür öffnete sich, und während der Sepp sie regungslos anstarrte, traten drei Männer herein, alle schwarz, in Bergmannstracht, gekleidet. Sie blieben einen Schritt vor der Schwelle stehen. Hätte der Knappe seine Besinnung gehabt, so wäre ihm nicht entgangen, daß sie schier ebenso betroffen waren, als er selbst. Das dauerte aber nur einen Augenblick. Dann nickten sie ihm grüßend zu und gingen, ohne ein Wort zu sprechen, auf die Lade zu, in welcher der Hutmann seine Schreibereien verwahrte.

Sepp war unfähig, ein Wort zu sprechen. Einer der Männer öffnete die Lade, suchte unter den dort liegenden Papierstücken herum und holte eine Mappe hervor. Von den gespannten Blicken seiner zwei Genossen verfolgt, breitete er ihren Inhalt auf dem Tische aus, der sich gerade unter der Lampe befand und von welchem sich Sepp zurückgezogen hatte,

um den Ofen als Bollwerk zu benützen. Schweigend entfalteten sie die Papiere. Das umfangreichste unter denselben fesselte besonders ihre Aufmerksamkeit. Sie entfalteten es und betrachteten es genau, indem sie sich nebeneinander stellten.

Man hätte den Flug eines Schmetterlings in der Stube vernehmen können, so still verhielten sich Alle. Nur hie und da ein Knistern des steifen Papiers.

Niemals in seinem späteren Leben hat Sepp angeben können, wie lange dieser Auftritt dauerte. Endlich, mochte es nun nach kurzer oder langer Frist gewesen sein, legten die drei Männer die Papiere in den Kasten zurück. Bevor sie das Zimmer verließen, nickten sie abermals dem Knappen zu. Dann gingen sie hinaus, lautlos wie sie gekommen waren. Noch ein klirrendes Geräusch und die Schritte entfernten sich, im Stollen verhallend.

War das Wirklichkeit oder Traum? Mag dem sein, wie immer, es war die Christnacht des armen Sepp.

Er wagte es nicht, das Lager in der Schlafstube aufzusuchen, sondern schlief gegen Morgen ermattet auf der Ofenbank ein.

Als er die Augen aufschlug, war es spät am Vormittag. Doch zeigte dies nur die Uhr an, denn draußen herrschte noch Dämmerung. Der Christtag hatte sich schlimm eingestellt. Vom Südwind war unermeßliches Gestöber über Berg und Thal hereingeweht worden, eine Schneemenge, unter welcher bereits die Unebenheiten der gestern herabgewetterten Lawinen verschwanden. Noch immer schneite es. Im warmen Winde fielen Flocken, nach der Ausdrucksweise der Bergbewohner so groß wie Leintücher. Sepp begriff, daß er von der Welt abgeschnitten war, denn bei solchem Schneefalle hätte ein ganzes Heer von Menschen mit allen Hilfsmitteln das Berghaus nicht zu erreichen vermocht.

Den ganzen Tag über wurde es kaum hell. Schon drei Stunden nach Mittag mußte Sepp die Lampe anzünden. Der Sturm raste fort. Gegen Abend bebte die Bergwelt abermals unter Lawinen. Sepp verspürte es am Klirren der Fenster, welches der Luftdruck hervorbrachte, wenn auch die Lawine in der Entfernung einer Stunde abgegangen war.

Das Haus blieb verschont. Keine Lawine ging über sein Dach. Aber draußen donnerte es fort, wie von den Feuerschlünden einer Völkerschlacht. Es war nicht mehr möglich, das Hausthor zu öffnen. Genützt hätte es dem nunmehr Gefangenen auch nichts, weil er im Schneewehen nicht einen Schritt weit hätte vor sich hin blicken können. Manchmal ging ein Geheul über den Berg hin, als ob viele Tausende von Menschen in der höchsten Angst schrieen. Es wehte den Schnee durch die Fugen der geschlossenen Fensterscheiben herein. Nicht nur Flocken kamen herab, sondern der Sturm riß von den Berghalden ganze Felder frisch gefallenen Schnees ab, nahm sie hoch mit sich hinauf, zerrieb sie wirbelnd in Berge von Staub und ließ sie als solche, bei zeitweiliger, plötzlicher Erlahmung seiner Kraft hier und dort in die Tiefe fallen, um sie alsbald wieder ins Thal zu jagen oder auf einen anderen Berg hinzuwerfen.

Sepp sah ein, daß man ihm lange Zeit hindurch nicht würde Hilfe bringen können. Er setzte sich demnach anfänglich die tägliche Zehrung selbst herab, indem er nur etwa den dritten Theil von dem aß, was ihm als Nahrung für einen Tag bestimmt worden war. Aber schon am dritten Tage nahm er wahr, daß er auf diese Weise sicher verhungern müsse. Er ließ deshalb verzweiflungsvoll sein Sparsystem fallen und aß, als ob die Kameraden schon morgen zurückkehren könnten.

Aber es schneite fort, Tag und Nacht, ohne Aufhören.

Es wurde jetzt nicht mehr Tag im Haus, denn es steckte bis über das Dach hinaus im Schnee, und ein Vorübergehender hätte darüber hinschreiten können, ohne etwas von seinem Dasein zu verspüren.

Endlich wurde das dem Knappen so unerträglich, daß er das Hausthor aushob und mit aller Gewalt sich einen Schacht zum Licht zu graben unternahm. Nach zweitägiger Arbeit ließ er davon ab — die angehäuften Wehen schienen dort undurchdringlich. Lag ja doch das Thor, wie die meisten Fenster, gegen Süden, von woher es stöberte.

Nunmehr gerieth er auf den Gedanken, auf der Nordseite einen Theil der Bedachung abzubrechen und dann sich durch den Schnee zu wühlen. Wider Erwarten gelang ihm dies rasch. Schon nach zweistündiger Arbeit schoß das Licht in breitem Strome herein.

Aber welch ein Licht! Es war wieder das herrlichste Wetter geworden. Keine Wolke zog über den Himmel hin. Der arme Knappe mußte die geblendeten Augen schließen.

Nun machte er sich an die andere Arbeit, einen Schacht von außen her gegen eines der Fenster zu graben, damit er am Tage einige Helle in der Stube habe. Das war von oben herab leichter, weil er sich die Stellen aussuchen konnte, an welchen der Schnee augenscheinlich weniger dicht gegen das Haus anlag. Noch vor Mittag hatte er die Arbeit vollendet und ein Fenster erreicht.

Er ging nun in die Stube hinab, um die neue Wirkung des Lichtes in ihr zu beobachten. Seltsam — wie warm doch auf solchen Höhen im hohen Winter die Sonne scheint! Rasch war der Schneeanflug vom Fenster weggeschmolzen. Jetzt lagen die Frostblumen der Scheiben, die schon vorher dagewesen waren, im Sonnenlicht. Die Prismen der Eispalmen funkelten sofort in allen Farben. Es war aber eine vergängliche

Pracht, denn alsbald zerflossen sie knisternd zu Wasser und schwammen auf dem Fensterbrett.

Freilich war das Alles schön. Aber als der Knappe nach seinem Mundvorrath sah, fand er den letzten Bissen. Wie erging es ihm, wenn die Kameraden trotz des schönen Wetters noch immer nicht durch den Schnee brechen konnten?

Er sprengte die Speisekästchen (Kost-Truhen) sämmtlicher Knappen. Es fand sich, wie er voraussah, nichts darin vor. Sie hatten vor der heiligen Zeit, in welcher sie ihre Vorräthe erneuern wollten, Alles aufgezehrt.

Der Hunger quälte. Jetzt erschreckten ihn allerlei Phantasieen. Er meinte, die drei schwarzen Männer hätten ihm den Hungertod geweissagt. Die Angst der letzten Tage, die Abwechselung der letzten Stunden verwirrten ihm die Sinne.

So wie er am heiligen Abend, nachdem er lange seiner entschlafenen Eltern gedacht, den Hall im Stollen zuerst für Glockenton aus der Tiefe, alsbald aber für die rufenden Stimmen der Hinübergegangenen gehalten hatte, so gab ihm die Rückerinnerung jetzt ein Bild, als ob er drohende Gespenster gesehen hätte.

Aber der Hunger erwies sich stärker als das Blendwerk. Er verzagte nicht.

Wozu waren denn die Säcke aus Schweinehaut, die oben auf dem Dachboden lagen? Gewiß nicht blos zum Erz-Hinabschleifen nach dem Pochwerk. Er brauchte ja nur die Borsten abzubrühen und sie in Riemen zu schneiden. Gebraten oder gesotten waren sie gewiß ein ausgiebiges Nahrungsmittel. Und giebt es ein fetteres Fett, als das der Unschlitt-Kerzen? Es war zum Braten der Striemen zu verwenden, aber auch zum Einbrennen der Suppe, falls er sie sott.

So vergingen abermals fünf Tage. Am sechsten versagte die Zunge den Dienst. Sie würgte ihm den Erzsack nicht mehr hinunter.

Jetzt beschloß er, einen Stollen durch den Schnee zur Thür zu graben, um auch diese öffnen zu können. Es gelang. Wieder drang Licht ins Vorhaus.

Nunmehr aber schwand die Kraft rasch. Fünfzehn Tage waren seit dem Heiligen Abend hingegangen, die Schwelle des neuen Jahres längst überschritten.

Es war der Abend des Dreikönigsfestes. Perachta geht um, die hehre Frau. Sie wandelt im Lichtenschein, von glänzenden Dienerinnen umgeben, über die Berge. Des Nachts sieht man ihre Fackeln im verschneiten Wald glänzen und durch die Fenster blickt sie in die Wohnungen der Menschen und spendet Segen.

Indessen spähte Sepp in fiebernder Sehnsucht nach der Tiefe. Sie kamen wieder nicht. Noch immer vermochten sie den Schnee nicht zu überwinden.

Noch ein paar Tage, sagte er vor sich hin, und es wird überstanden sein. Aber ich fürchte mich vor dem Ende. Doch Gottes Wille geschehe!

Fast dämmerte es schon. Aber es war noch so hell auf der dem Lichte wieder geöffneten Flur, daß ihre entlegensten Winkel überschaut werden konnten. Da — unmittelbar neben dem Eingang zum Stollen — was war denn das?

Ein Korb. Als ihn Sepp anrührte, klirrte es. Das war das nämliche Klirren, das er am Heiligen Abend nach dem Abgange seines unheimlichen Besuches vernommen hatte. Dieser Gedanke zuckte ihm sofort durch den Kopf.

Wein, sechs Flaschen; geräuchertes Fleisch; Brot; süßes Backwerk. Ein solches Fest der Erscheinung ist noch nie gefeiert worden. Nicht im Schnee der Hohen Tauern, nicht bei den Gastmählern der Tiefe. Der Knappe sang die halbe Nacht fort. Ein Wanderer des Volkes der Hohen Tauern hätte glauben können, es sei einer jener „singenden Knappen“, einer der vor

Jahrhunderten verbrannten protestantischen Bergleute, die aus Rache den Eingang zu ihren Stollen unsichtbar machten, „verblendeten" und jetzt als Geister in der Tiefe des Bergwerkes lutherische Lieder singen.

Zwei Tage später näherten sich schwarze Punkte. Sie wurden allgemach größer. Ein dunkles Band wand sich über den weißen Schnee herauf. Sie schritten Mann hinter Mann. Es war die Hilfe. Der Hutmann ging wieder als der letzte.

„Ein Biss'l lang ausgeblieben, Sepp," sagte er. „Hast Dich wohl gut unterhalten?"

Am Abend erzählte der Sepp dem Hutmann seine Geschichte — den Auftritt mit den drei Männern aber zuletzt.

„Weiß Alles, lieber Sepp," unterbrach er ihn. „Schau, ich habe doch ein Vorgefühl gehabt, sonst hätte ich, wie früher, das Haus auf Weihnachten leer gelassen. Aber ich dachte mir, der Schlaufuchs, der Hutmann vom Rauriser Goldberg drüben, wird einmal die Gelegenheit benützen und herüber kommen und unsere Pläne durchstöbern. Es ist eine alte Ueberlieferung, daß unsere Stollen irgendwo drüben in Salzburg mit den Raurisern zusammenstoßen. Ich hab' es immer geglaubt.

Jetzt haben wir den Beweis. Der Hutmann hat mir nach Döllach hinausgeschrieben und Alles gebeichtet. Sie haben sich Wein und Essen mitgenommen, um sich bei uns da heroben einen lustigen Tag zu machen, denn sie wollten auch den Christtag über da bleiben. Schade, daß ich nicht heroben war — wir wären recht lustig gewesen. Aber die Pläne hätten sie freilich nicht zu sehen bekommen."

Der Sepp schämte sich und wollte sich entschuldigen.

Der Hutmann aber fuhr lächelnd fort: „Brauchst Dich nicht zu schämen, Sepp, war manchem Hochgelehrten auch nicht besser gegangen. Verflixte Geschichte das, so ein Besuch aus der Unterwelt. Es war ihnen aber selbst nicht wohl bei der

Geschichte, wie sie Dich so haben dasitzen gesehen. Der Hutmann schreibt's, da lies!"

Nach einer Weile fügte er noch bei: „Nu, und da haben sie halt für Dich einen Theil von ihrem Imbiß zurückgelassen. Den anderen Theil haben sie später mitten im Stollen verzehrt. War kein schlechter Spaß für sie — sechs Stunden her, sechs Stunden hin — immer unter der Erde! Ich denke, sie lassen's in Zukunft bleiben — auch wenn sie wissen, daß Niemand daheim ist. So einen Heiligen Abend erlebt man einmal, aber nicht wieder!"

Nach Prägratten.

Was nachstehend erzählt wird, ist keine Nachahmung etwa von Adalbert Stifter oder von Rosegger, die in ihren Erzählungen das feindselige Auftreten der Naturgewalten mit Wahrheit schildern. Es ist kein novellenhafter Zug in meiner Darstellung. Dieselbe reiht aneinander, was im Verlaufe weniger Stunden in den Sinnen Eindruck zurückließ.

Die weißgrünen Teller der Fliederblüthe, die Heckenrosen und die blauen Glocken der kletternden Atragene spiegeln sich im Bergbach. Sie spiegeln sich, wenn er hell ist. Rast er aber gelb und braun daher, mit Sträuchern, Hölzern, Wurzelwerk untermengt, dann ist es aus mit dem Spiegel. Denn im Hochsommer erblindet er gar oft von den Nachwirkungen der Nachmittagsgewitter. Der Spaziergänger im Thale, der in Gedanken versunken neben dem spiegelnden Bache einhergegangen ist, reibt sich die Augen, wenn er diesen urplötzlich geschwellt und suppenschlammig erblickt. Am Himmel über dem ganzen Thale kein Wölkchen. Ja, doch über dem schnee-

bedeckten Grat, von dem ein Theil durch eine Lücke der hohen Vorstaffeln herausschaut, hängt es weiß, wie zerrissene Vorhänge. Diese haben den Bach so verändert, dort war das Wetter, von dem der Spaziergänger in der Tiefe nichts verspürt hat.

Im Hochsommer hallt die Welt von Kuckucksruf, Bachrauschen und Glockentönen. Jeder Werktag ist im Sommer des Hochgebirges ein Fest, denn der ganze Sommer erscheint ja als kurze Pause zwischen zwei Wintern. Vielleicht verlohnt es sich, diese auszuhalten, um die Freude des Sommers zu kosten.

Jetzt ist es im Thale, obwohl auch dieses schon hoch genug liegt, so hoch wie anderswo die Bergspitzen, so warm geworden, daß ein milchglasiger Sonnenflitter über den Berghalden liegt. Sonst hat man das Höhenrauch genannt, und die Stubenweisen haben es ausgeklügelt, daß der opalfarbige, durchsichtige Flor von dem Rauch der Torfmoore an der Weser herrührt. So etwas kann man sich freilich nur zwischen vier Wänden ausbrüten.

Wer auf einem Bergpfad abwärts gegen das tiefere Thal herausgeht, murrt jetzt oft über sein Schicksal. Allenthalben kommen ihm auf dem schmalen Steige Heerden entgegen, die zu den hohen Alpen wandern. Das mächtigste der Rinder mit seiner Blechglocke läutet ihnen voran, alle haben den Sack, in dem ihr Lecksalz steckt, als Halstuch um den breiten Nacken geschlungen. Müde Lämmer werden von den Hirten getragen. Und hinterdrein folgen die Menschen, Jung und Alt, und vermengen ihre treibenden Stimmen mit denen der angestrengten Thiere. Auf schlüpfrige Felsen klettert der Wanderer, um den neugierig sich ihm entgegen drängenden Hornträgern auszuweichen.

Hier und dort steigen leichte Nebel mannshoch aus dem

nassen Boden auf. Hat es doch gestern gewittert im ebenen Fruchtthal, das Getreide und das heranreifende Obst zusammengeschlagen. Aus dem Hochgebirge kommt schlimme Kunde. Der und der Bach soll „gar so schrecklich thun". Etwas Genaues weiß Niemand. Der Wirth sagt: „Mir scheint, die Kalser können nicht heraus, es müßten ihrer schon etliche da sein." Warum kommen sie nicht heraus? Weil ihnen der eine oder der andere angeschwellte Bach die Brücken „vertragen" hat.

Unser Thalbach war hell. Aber da auf einmal kommt ein Seitenbach in ihn herein, der aussieht wie flüssige Ackerscholle. Die Leute auf dem Felde erzählen, daß es „dort drinnen" fürchterlich gehagelt hat, daß die Almen ganz weiß geworden sind. Und aus dem tiefen weißen Hagel sind nach und nach schwarze Fluthen geworden. Alles das paßt nicht zu den schönen Grasufern unseres Baches, an dem die Vergißmeinnicht blühen.

Indessen setzen wir unseren Weg nicht thalabwärts, sondern gegen die Berge hinein fort. Was ist denn das für ein Schaustück? Da werden ja auf einmal vor einem ärmlichen Wirthshaus die Koffer ausgeladen, welche die Reisenden doch weit hinein in die Bergwelt bis in ihre Heimath hinauf fahren lassen wollten. Es sind Händler, die von weit her kommen, aus Preußen oder gar aus Rußland, wo sie den Winter und Frühling über ihrem Erwerbe zugebracht haben. Jetzt wollen sie heim und da sind sie mit den übrig gebliebenen oder eingetauschten Waaren und mit allerlei Geschenken zurückgekehrt.

Schon sind ihnen die ersten Mädchen in der Tracht ihres Hochthales begegnet. Sie haben ihnen vergnügt zugelächelt und hinaus gerufen: „Alles wohlauf daheim?" und sind immer munterer geworden, je höher sich einige der schneefleckigen Grate über die Lücken der Vorberge herausgehoben haben. Und jetzt

auf einmal wird Alles abgepackt und der Hausknecht trägt in den Schupfen, was auf dem Wagen war, von den großen Kisten an bis zu den Wetzsteinen und den hochfüßigen Leimpfännchen.

Was ist's? Einen Büchsenschuß weit vom Hause kommt kein Wagen weiter, und es will viel heißen, wenn der Fußgänger das Wasser und seine Anschwemmsel überschreiten kann. Da, schau nur hinauf! Der rothe Graben hoch dort oben in der Gebirgsfalte, der war gestern noch nicht. Und was dort am Berg hing, das liegt jetzt Alles über der Straße. Der Bach haust noch jetzt, obwohl schon vierundzwanzig Stunden seit dem Unwetter hingegangen sind, so, wie wenn die ganze Sintfluth herabkäme. Reiten, „Sattel-Fahren", kannst du auch nicht, denn in den steilen Bach, in dem Alles Schaum ist, wagt sich kein Thier und ginge es hinein, so fände es keinen Boden zum Auftreten, weil die Blöcke und Steine noch immer fort rollen.

Da haben wir's ja schon. Gleich das nächste Haus ist vom Seitenrand der Muhr erwischt worden. Du mein Gott, im Keller unten brennen sie jetzt Lichter, damit sie den Schlamm und das Gerölle und das Wasser ausschöpfen können, unter dem die Fässer begraben liegen. Weinende Weiber gehen über den Schlammberg, der vor dem Haus liegt, sie schaufeln und rechen, und ein langes Brett, auf dem das breitere Schaumwirrsal überschritten werden soll, tragen sie rathlos bald hier, bald dorthin, aber überall schieben es die Wellen alsbald wieder zur Seite. Das arme Gärtlein, an dem die Hausmutter so viel Freude hatte! Die Spitze des Pflaumenbäumleins, an dem es sich schon grünlich rundete, schaut aus dem groben Geschiebe, auf dem es glitzert, von feuchten Glimmerblättchen — aber nur die Spitze, denn der Stamm ist gewiß geknickt und zersplittert. In der Laube liegt die Muhr klafterhoch und die

Bank, die vor der Rosenhecke stand, streckt einen Spahn ihrer Seitenlehne aus dem Gestein in die Höhe. Die Latten des an einzelnen Stellen noch sichtbaren Zaunes sind gegeneinander gedrückt und geneigt, wie die Gewehre einer Pyramide.

Wir entblößen uns die Füße bis über das Knie hinauf und gelangen über den so vermuhrten Theil der Straße, indem unsere Fersen tiefe Abdrücke im angeschlämmten Boden zurücklassen, welche, sobald sich die Füße mit eigenthümlichem Klatschen daraus emporgehoben, sofort mit Wasser angefüllt werden. Die Wasser überschreiten wir, indem wir uns an den Zweigen der Bäume und Sträucher festhalten, deren Standorte durch sie zu schaumbespritzten Inseln geworden sind. Viele Menschen, welche die Wasser durchwaten müssen, um zu ihren Heimathsdörfern zu gelangen, machen es uns nach. Weiber, Kinder auf dem Rücken schleppend, versuchen den Uebergang. Hier giebt es keine Zimperlichkeit. Jedes sucht mit möglichst geringer Durchnässung seiner Kleider durch die Fluth zu kommen.

Wenn wir jenseits wieder auf ganz gebliebener Straße angelangt sind, so erreichen wir bald den Hauptstrom des Thales. Bevor wir noch seine Wellen sehen, werden sie uns durch den Donner verkündigt, den die auf ihrem Grunde unabläßig gegeneinander geschlagenen Felsblöcke hervorbringen, sowie durch den eisigen Hauch, der vom Strome über die mit Glimmerblöcken bedeckte Au hereinweht. Denn es ist Alles schiefergraues Eiswasser, Abtraufung der Gletscher, was da hinabsaust. Ein Theil des Wassers fliegt gegen Felsen angeschlagen ohne Zusammenhang mit dem Strom durch die Luft — wir haben die Wassergewalt in ihrer blödesten, wildesten und gefährlichsten Gestaltung vor uns. Jeder wird sich die Frage vorlegen, was aus einem Menschen würde, der in die Strömung geriethe, und Jeder sich die Frage mit der nämlichen Empfindung des Grauens beantworten.

Alle diese Dinge erregen Furcht und die Furcht macht Götter. Da steht ein zitterndes Weib, welches sich scheut, die Muhr zu überschreiten, deutet auf den Himmel und sagt: „Oben geht der Südwind. Der Bauer dort wird auch nit viel schlafen heut Nacht.“ Und damit weist sie auf ein Haus hart am Strom, dem die Wellen schon bis zum Zaun des kleinen Gärtchens kommen.

Bald vernehmen wir ein Gewirre vieler Stimmen und sehen etwas Rothes durch die Fichtenäste leuchten. Es ist ein Bittgang um Abwendung der Gefahr. Sie gehen, laut Gebete hersagend, langsam hinauf zum Gnadenort, sie tragen ihre Kreuze und die grellfarbigen Fahnen. Dort auf schroffem Felsen steht die weiße Kapelle, ein Dutzend Thurmhöhen über den Nöthen des Thales. Sie schaut jenen Eisfeldern entgegen, aus denen die Verwüstung herabkommt.

Der Zug ist im Walddickicht des Hanges verschwunden. Aber jetzt begegnen uns andere Gestalten. Man kann sie Flüchtlinge nennen, denn sie kehren vor einem Feind um, der ihnen unbesiegbar dünkt. Aus einem Graben ist ein Wildbach herausgekommen, der die Straße mit hohem Schutthügel zugedeckt hat und jetzt in drei Armen auf seiner breiten Höhe herabdonnert, dem nahen Strome entgegen.

Schon ehe wir die Ufer der drei Rinnsale auf dem Schuttrücken erspähen, sehen wir die aufzuckenden, in die Höhe geschleuderten Wellen derselben. Wir steigen die überrieselten Hänge des Schuttrückens an und erblicken hundert Menschen, Männer, Weiber und Kinder, die durch das Wasser von der Fortsetzung ihres Weges abgeschnitten sind. Niemand will sich hindurchwagen. Drei Donner wetteifern miteinander: der des nahen Thalstromes, der des Wassers in diesen neuen Rinnsalen und derjenige der Blöcke, die sich wälzen.

Am jenseitigen Ufer ist eine Anzahl von Menschen damit

beschäftigt, Bäume zu fällen. Wir glauben einen Augenblick, sie wollen uns damit zu Hilfe kommen, indem sie einen Nothsteg vorbereiten. Diese Hoffnung ist eitel und nichts fällt ihnen weniger ein, als an uns zu denken. Sie haben genug mit sich und ihrem Hab und Gut zu thun. Sehen wir denn nicht drüben, jenseits des Schuttwalles, wie eines der Rinnsale nicht geraden Weges in die klafterhohen Sprühungen des Stromes abstürzt, sondern es vorzieht, den grünen Hag zu überdecken? Dort zwischen die Eschen hinein, wo das vielblumige Gras schon hoch und schier für die Sense reif dasteht, fließt es zäh und grau. Schon sind lange Dreiecke von zertrümmertem Glimmer in den grünen Plan vorgeschoben.

Da halten nun die Weiber oben am Bache, der Schwellung Antrieb nach anderer Richtung hin zu geben, die breiten Tannenwipfel so lange in das Wasser, bis die Männer Zeit gewinnen, den Stamm, der den Wipfel trägt, fest in das noch übrig gebliebene Ufer einzufügen. Mittlerweile aber haben diese Anderes zu thun. Sie wagen sich mit Hacken hinein, wo der Schaum und die Wellen ihnen über die Schultern fliegen, und räumen Stämme und Steine in den anderen Rinnsalen weg. Je weniger sich das Wasser dort staut, desto mehr fließt dort hinab und desto ärmer an Fluth wird der Arm, der die Wiese bedroht. Wird über diese ausgebreitet, was vom Berge herabpoltert, dann wird die Sense viele Jahre nimmer über den Grund hinschwirren und die Hausthiere müssen ihre Ställe verlassen, weil ihnen der Mensch kein Futter mehr reichen kann.

Der Dichter Horatius erzählt von einem thörichten Menschen, welcher an einen Fluß kommt und dort, um das jenseitige Ufer zu erreichen, geduldig so lange warten will, bis der Fluß abfließt. Hier stehen eine Menge Solcher, die ihm gleichen, ohne daß man das Recht hätte, sie in ähnlichem Sinne

thöricht zu nennen. Denn all die Rinnsale, welche gestern das Unwetter einiger Stunden erzeugt hat, müssen allgemach schwinden. Freilich so schnell, wie Viele hoffen, wird sich die Wuth nicht besänftigen, denn noch immer sprüht der dreitheilige Bach einem hochgewachsenen Menschen über den Kopf hinaus und noch immer brüllt er so, daß es nicht möglich ist, mit denen, die jenseits stehen, ein Wort zu wechseln. Sie würden auch unseren Aufforderungen keine Folge leisten, sie kümmern sich nur um schirmende Abwehr. Daß die Brunnen dieser Wasser („Gießen") noch lange nicht versiegt sind, das zeigt ein Blick zur Rechten, hoch oben in die Furche des Berges hinauf. Dort hängt weißlich ein Wasserfall, hoch über den Fichten, halb zwischen irrenden Nebeln, das ist der Ausbruch des Ungethüms. So lange dort statt des breiten Bandes nicht ein Faden sichtbar wird, kann des Getöses hier kein Ende sein.

Einer aber ist da, der hat keine Zeit zu verlieren, er muß hinüber über die drei Rinnen. Er hat zwei kräftige Rosse eingeschirrt. An seinen Wagen hängen sich vier oder fünf der stärksten Männer, um ihn zu beschweren und es den Wellen härter zu machen, daß sie ihn von den Rossen abspülen. Jetzt gehen die zögernden Thiere hinein in den Schwall. Sie straucheln, sie sinken und heben sich, denn der Stein weicht unter ihrem Huf. Der Wagen neigt sich — er erhält das Gleichgewicht wieder. Wie eine Flamme den Gegenstand einhüllt, der sich in ihr mit dem Sauerstoff der Luft verbindet, so umlodert der Schaum diesen Zug. Beklemmt schauen ihm die Menschen am Ufer zu. „Drüben ist er!" läuft es jetzt von Mund zu Mund.

Wir Andern trachten wohl auch sehnsüchtig hinüber, aber wir haben keine Rosse. Es bleibt nur die Umkehr übrig.

Es muß hier jetzt ein anekdotischer Zug erzählt werden. Begegnet ist er dem Verfasser, aber es braucht nicht Jedem gerade

so zu ergehen. Er gehört also nicht streng in das Bild hinein und doch gehört er wieder dazu — weil in einem Bild nicht nur das am Platze ist, was drinnen sein muß, sondern auch das, was drinnen sein kann. Der Verfasser verhehlt den Mißmuth nicht, der ihn alsbald überkam, als er sich den Weg zum Ferner verlegt sah und er geschlagen umkehren mußte, wo ein Roß siegte.

In geringer Entfernung entdeckte er vor einem Hause eine Anzahl von Brettern. Er lud zwei davon auf seine Schultern und schleppte sie mühevoll zur ersten der stäubenden Rinnen. Von den am Ufer, das stetig abbröckelte, Angesammelten schien Keiner an solches Hilfsmittel gedacht zu haben, denn dasselbe wurde mit Freudenrufen empfangen. Die Absicht war, nach Ueberschreitung des ersten Rinnsals, die Bretter nachzuziehen und sie alsdann über die anderen zu legen. Auf diese Weise konnte das Ufer erreicht werden.

Als die Bretter übereinander, damit sie sich unter der Last nicht zu sehr neigten, gelegt waren, ließ es sich einer der Anwesenden, ein vierschrötiger Mann, der schon lange nach einem Uebergange ausgelugt hatte, nicht nehmen, zuerst mit schweren Schritten darüber zu gehen, nicht nur aus Ungeduld, als der Erste über dieses Rinnsal, das tobsüchtigste von allen dreien, zu kommen, sondern auch, um den Nachfolgern Muth zu machen. Er kam ohne Anstand zu der Gruppe von Büschen, die jetzt eine Insel geworden war. Als darauf ich die Brücke überschritt, kam er in unberechneter Gefälligkeit einen langen Schritt mir auf derselben, die stark schwankte, entgegen, um mir die Hand zu reichen. Das war das Letzte, was ich von dem Uebergange sah, denn im nächsten Augenblicke drangen mir die Wellen in Mund und Ohren, ich triftete mit Blitzesschnelle gegen den Hauptstrom abwärts. Sofort stieß ich mit der Hüfte gegen einen harten Gegenstand, den alsbald die

linke Hand umklammerte. Es war eine vom jenseitigen Ufer vorragende Fichtenwurzel. Nun konnte ich mich aufrichten und in einem weiteren Augenblicke stand ich auf der Insel. Nun erkannte ich, was geschehen war. Der Steg hatte die gleichzeitige Belastung von uns zweien nicht ausgehalten, war zusammengebrochen und fortgeschwemmt worden.

Der Mann, der kleine zwei Schritte mir entgegen gemacht, hatte die Vorsicht nicht unterlassen, sich mit der linken Hand an einem Stamm festzuhalten. Darum konnte er noch rechtzeitig wieder auf die Insel zurückspringen.

Drüben war ich, aber noch blieben zwei andere Rinnsale vor uns. Dieselben waren minder wüthend — oder, in der Sprache des Berglandes gesagt, sie „thaten nit gar so schiech. Es war aber Zeit, denn weiter oben befanden sich schon wieder Solche, welche das Wasser „abkehrten", und zwar mit Erfolg. Auch ihnen galt es, ihren Wiesgrund auf der anderen Seite zu schützen. Schon waren sie mit ihrer nothdürftigen Wehr nahezu fertig und in Folge dessen schoß mit jedem Augenblick mehr Wasser in die noch zu überschreitenden beiden Rinnsale, während sich die Fluth in dem soeben „überschrittenen" (in Ermangelung eines anderen Wortes gesagt) etwas verminderte. Es durfte nicht gezögert werden.

Die an ihrem Wehr Beschäftigten hatten taube Ohren, theils vor Selbstsucht, theils vor Wassergebrause. Endlich fand sich ein Italiener bereit, im Verein, in geschlossener Kette mit mir und dem Mißgeschicksgenossen, die zwei anderen Arme zu durchwaten. Wie die Wolken auf der Straße, die fußhoch mit Staub überlagert ist, um den Fußgänger wirbeln, so umsauste uns Flugtraufe und Schaum. Trotz Beugungen und Zerren, trotz Strauchelns kamen wir hinüber.

Es kann hier erwähnt werden, daß die meisten Schutzbauten, die der Einwohner des Hochgebirges vereinzelt zur Ver-

theidigung seiner Gründe vornimmt, dem heiligen Nepomuk, als dem Patron des Wassers, ungefähr die nämliche Zumuthung stellen, wie es anderweitig dem heiligen Florian begegnet. „Heiliger Sanct Florian, verschone mein Haus, zünd' andere an!"

Die Strömung, welche dieser mit seinen „Holzblöcken" oder Steinwehren zurücktreibt, stürzt sich mit verdoppelter Wucht gegen den grasigen Uferrand, der Jenem gehört. So ist die ganze Schutzbauthätigkeit etwas, was nach Schopenhauer dem Bösen im Allgemeinen gleicht: ein Hinüberwälzen des Uebels von sich auf Andere. Würden die Kräfte und Kosten vereinigt, so wäre Allen geholfen. Aber von einer Einflußnahme der Behörden ist nirgends etwas zu erspähen. Unsere Anarchisten könnten hier lernen, daß ihr Lieblingssatz, „die beste Regierung ist gar keine", doch seine faulen Seiten hat.

Dort oben auf dem Grate brennt noch ein Wald, den während des Unwetters ein „Himmelblitzen" anzündete. Der Hauptstrom unten donnert, nicht wie Geschützfeuer einer Völkerschlacht, sondern viel unheimlicher und stärker, weil es hier nicht einen Augenblick Unterbrechung giebt. Wohl begegnet uns abermals ein Bittgang mit einem vergoldeten Schutzengel, mit Fahnen und grün bekränzten Jungfrauen, auch mit einem vergoldeten Priester unter dem Baldachin.

Aber über die Brücke dort zu fahren, ängstigt sich der Fuhrmann. Weiter oben ist das „verlorene Haus". Dort hat eine Lawine den Wohnsitz zerstört, und die Insassen sind in der Fremde verdorben und verschwunden. Im Hochthale drinnen mäht auf steilsten Halden der Bauer dürftiges Heu mit Steigeisen an den Füßen, die fruchtbare breite Sohle dieses Hauptthales aber gehört der Willkür des Flusses.

Wenn Einer wissen will, welcher Oertlichkeit diese Darstellung gilt, der wisse: der Wildbach, der den Darsteller abtriftete, ist der Leibnigg-Bach, das Hochthal ist Prägratten,

der Hauptfluß aber ist die Isel, welche die Wasser des Großen Venediger herabbringt. Und mitten darin liegt ein volkreicher Markt, Windisch-Matrei, mit Gericht und anderem Zubehör des Kulturstaates.

Aus dem Jagd- und Wildschützen-Leben.

In einer armseligen Schenke des deutschen Hochgebirges, die kaum je vom Fuß eines Reisenden betreten wird, fanden sich einst allerlei Leute zusammen. Sie waren alle mühselige Menschen aus den Hütten des Hochthales.

Bald ging es so zu, wie in der spanischen Venta, in welcher der Pfarrer des Don Quijote die „Geschichte von der unziemlichen Neugier" las, oder in der Jacobs'schen Erzählung: „Der Mittag auf dem Königssee."

Zwischen jener Gesellschaft auf dem Königssee und dieser in der Waldschenke gab es aber mehr als einen Unterschied. Der vornehmste war der, daß sich die erste, die auf dem wundersamen Eilande des heiligen Bartholomäus, fast ebenso sehr langweilte, als ob sie in einem Eisenbahn-Waggon der ersten Klasse gefahren wäre. Glücklicherweise fand sich ein Mann, der ihr verschiedenartige Abenteuer aus den Bergen erzählte. Somit war der Noth abgeholfen.

In der Schenke war es anders. Leute von dem Schlag, wie er da zusammenkam, langweilen sich niemals. Man theilte sich in abgerissenen Sätzen Allerlei mit, was im Schatten der Kalkfelsen, am Fuß der dünnen Schleierfälle, die ins Krummholz niederwehen, auf den Höhen, unter denen mancher See blaut, vorgeht.

Ich glaube, es ist schade, daß nicht Alles im Gedächtniß

festgehalten wurde, was die Männer untereinander besprachen. Doch habe ich viel davon für mein Skizzenbuch gerettet.

Der Verwunderung, welche nach dem Ausspruch des Weisen die Grundlage für die Begabung des darstellenden Künstlers bildet, ist es zuzuschreiben, wenn nachstehende Geschichte, so frisch fast, als es die Eindrücke jener Stunden gaben, den weißen Blättern überliefert werden konnte.

Unsere Geschichte aber versetzt den Leser sofort an den Rand dieser Berge, und zwar in den Tag des wunderreichen Festes von Unserer Lieben Frau Himmelfahrt.

Hell glänzte die Sonne des Spätsommers. Man sah im Dorfe nichts als Kränze und Sträuße. Große Mengen duftiger Pflanzen wurden aus den Kirchen herausgeschleppt und nach Hause gebracht. Man hatte sie im Kerzenschein der Kirchen unter festlichem Gesang weihen lassen.

In der Stube bleiben die Blumen zwölf Monate hindurch, bis wieder die Mitte des August-Monates kommt. Sie sind dem Obdach und den Menschen ein Schutz. Zieht Gewittergewölk herauf, rollt der Donner, so wirft die Hausfrau eine Hand voll dieser Kräuter in die Herdflamme. Der Rauch, welcher von ihnen aufsteigt, verscheucht den Blitz.

Oben, hoch über dem Dorf, auf den steilen Grashalden unter den jäh abfallenden Kalkschrofen zerstreut, standen viele Höfe neben Eschenbäumen und rauschenden Brunnen. Dort hinauf sah man ganze Garben von Blumenkelchen aus der Kirche über die schmalen Steige emporwandeln.

Meist waren es Doldenpflanzen, die kräftig duftenden Kinder des beginnenden Spätsommers — und die Sonnenstrahlen dieser Zeit erhöhten den Glanz ihrer Farben. Wenn die Leute das thun, so scheint es, als ob die Seele des Sommers, der bald dahinscheidet, noch vor seiner Entkräftung, in ihre Lieblingshüllen eingeschlossen, für den langen Winter mit

in die dunkle Behausung genommen werden sollte. Glanz, Licht und Duft werden heimgetragen.

Der feierliche Umgang war vollendet. Die Mädchen, weiß gekleidet, bekränzten Hauptes, kehrten heim. Die letzten Böller hatten ihre bläulichen Rauchwolken entsendet. Im Dorfe schickte man sich an, die geschmückten Altäre von der Gasse wegzuräumen, an denen die vier Evangelien gelesen worden waren. Die Teppiche und heiligen Bilder, die man vor die Fenster hinausgehängt hatte, an denen sich die Procession vorbei bewegte, wurden wieder hereingenommen. Was nicht eine entferntere Heimath hatte, drängte sich in die Wirthshäuser oder stand auf dem Platze vor der Kirche herum.

An der Kirche befand sich ein Bild, den heiligen Rochus darstellend, wie er die Pestkranken heilt. Gerade unter diesem unterhielt ein Mann in Jägertracht emsig einen ganzen Kreis von Zuhörern. Seine Worte begleitete er durch Bewegungen seiner rechten Hand, die nur dann auf einen Augenblick zur Ruhe kam, wenn er die Pfeife, die er in ihr hielt, zum Mund führte. Es war ein hübscher Bursche. Der Zug um die Lippen, der seine Reden begleitete, deutete darauf hin, daß ihm weniger an der Wahrheit, als daran lag, seine Zuhörer zu verblüffen.

„Ja," sagte er, „da war ich am Hirschberg, und wie der Meßner unten in die Frühmesse läutet, fängt der Auerhahn an, seine Sense zu wetzen — hehehehe dede! Aha, denk ich mir, der Hahn thut. Wohl hab' ich ihn schon um eins in der Nacht schnackeln gehört, aber das Wetzen, das hat er erst angefangt, wie es über das Fichten-Kar her lichter worden ist. Ich pürsch mich zu. Wie er einen großen Schlag thut, muß ich alleweil still halten. Nur wenn er wetzt, kann ich weiter gehen. Auf einmal Sch, Sch, Sch — streicht er ab und schwingt sich gerad bei mir auf den nächsten Baum ein. Er

lugt auf mich herunter, aber er sieht mich doch nit. Da denk ich mir: »Wenn nur am End' nit, wenn nur am End' der Waldl, der lange Daxl da — den hab ich bei mir g'habt — mit seiner Ruthen nichts anfangt, daß er mir gar an eine Stauden hin wedelt!« Mir ist nichts Anderes übrig blieben, als mich auf den Boden werfen, und den Hund hab ich unter mich 'nunter druckt. Aber das war weiter kein Liegen! Mit dem rechten Fuß komm ich gegen einen umgeworfenen Baumstamm, so daß ich den Fuß alleweil in die Höh halten muß. Der Teufel halt' das lang aus! Alle Himmel-Donnerwetter, da fallen mir gar Schrot aus dem Zwilling! Der Pfropf war zu locker und viel zu klein gewesen. Und wohin fallen sie? Gerad auf ein großes, welkes Lattichblatt! Und — Sch, Sch, Sch, der Hahn ist davon!"

Großes Gelächter des umstehenden Kreises belohnte die Kunst des Erzählers.

Der wurde dadurch in der Fortsetzung seiner Geschichte nicht wenig ermuntert. Er fuhr lebhafter fort: „Es war nur gut, daß es auf der Seite vom Hirschberg schon etwas aper* war. Wenn Schnee gelegen wär, so hätt es ja bei jedem Schritt gekracht, der Hahn hätt mich noch viel geschwinder gesehen, und im Hinspringen auf dem harten Schnee kannst Du Dich auch nit so geschwind anhalten, als im Aperen. Aber — wie's halt sein will, ich bin ihn doch wieder angesprungen, habe aber immer nur zwei Sprünge machen können, dann hab ich immer wieder still stehen müssen. Auf einmal: Gack! Gack! streichen Hennen über den Baum aus. Nu, jetzt war's eh' bald aus mit dem Gefalz. Wie er sich zum Abwärtsstreichen anschickt, treff ich ihn. Wenn der Hahn abwärts streicht, da sind im Fittig die meisten Lücken. Ihr wißt ja,

* aper = schneefrei.

daß es nichts Schlechteres giebt, als mit dem Schrot gegen die Federn schießen. Ich schieß ihn flügellahm — dann los ich meinen Waldl. Ulo, faß! Der Hahn kann nit laufen und kommt gar noch in einen Windwurf hinein — da hat ihn der Dachsel gleich gehabt, und —"

Hier unterbrach ihn einer der Umstehenden, ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren.

„Du, Lenzl, geh erzähl uns einmal, wie's denn mit dem Wirth von der Gaisau gegangen ist, den sie erschossen gefunden haben?"

Das war dem Lenzl ein gefundenes Thema.

„Mit eigenen Augen hab ich's gesehen, weil ich noch einige hundert Schritt vor der Kommission vorausgegangen bin."

Und da begann er in seiner weitschweifigen Weise ein seltsames Bild aufzurollen.

Man mußte ihm zugestehen, es war deutlich.

Man wurde dorthin geführt, wo der Waldwuchs aufhört und die steilen, kurzgrasigen Böden beginnen, auf denen gern das Gemswild wechselt. Dann sah man eine erschossene Haselhenne, die sich auf den Boden niedergedrückt hatte, als sie einen gewissen Daxl wahrnahm, der so roth war wie der Waldl des Lenzl, und den sie für einen Fuchs gehalten hatte — hinterher aber war ein Mann gekommen und hatte sie mit sicherem Schuß getroffen. Dann hinter dem Haselhuhn eine alte Weißtanne, die man umgesägt hatte, damit die Hirsche im ärgsten Winter an den Zweigen etwas zu äsen hätten. In den Aesten hingen viele vom Frühthau bereifte Spinnennetze, in deren Mitte blutrothe welke Blätter, die irgend ein Wirbelwind herauf verschlagen hatte. Dann kamen noch ein paar Tannen, von denen mächtige Baumbärte herabhingen, die Lieblingsspeise der Gemsen in rauher Zeit — alsdann aber — nun, da lag der Wirth von der Gaisau, das Gesicht gegen

den Boden gekehrt und dabei saß der rothe Daxl. Gras und Steine ringsherum sind von Blut geröthet. Zeugen der Blutthat waren das Gebirge und das blaue Flachland im Hintergrund. Es war Niemand um den Wirth, als der Daxl und Fliegen, die ihn umsummten.

Dann sah man eine merkwürdige Gesellschaft, lauter Joppen, aber Uniformsmützen und Bergstöcke; Gendarmen, einen Schreiber mit rother Nase und einem langen Papier unter dem Arm; den Gerichtsarzt mit goldener Brille und Träger mit einem Schlitten. Der Daxl zeigte die Zähne.

Dann wurde der Wirth mit einem Tuch zugedeckt. Die Ungebildeten der Gesellschaft, die „Nicht-Herren", die Holzknechte und Träger beteten stehend ein Vaterunser und einen Englischen Gruß, bevor sie den Schlitten in Bewegung setzten. Als sie am schmalen Fahrsträßchen im Thal ankamen, wurde ein brennendes Licht am Schlitten befestigt.

Das Alles schilderte der Jäger-Lenzl. Sein Schlußurtheil aber lautete: „War seiner Lebtage ein rechter Lump, der Kerl. Guter Bock, Gais oder Kitz, war ihm Alles gleich. Nur herumlumpen — Fleisch verkaufen, Decken verkaufen, ein Jäger war derselbige seiner Lebtage lang nicht. Aber die Frau möcht Einen derbarmen."

Derselbe Mann, der vorhin den Lenzl zum Erzählen aufgefordert hatte, fragte: „Und 'rauskommen is nichts?"

Der Jäger sah ein, daß er sich hier den Burschen gegenüber auf einen glatten Boden begeben habe. Er zuckte die Achseln, pfiff seinem Waldl und entfernte sich.

„Der Förster war's!" flüsterte es in der Reihe.

Derjenige aber, der mit Lenzl gesprochen hatte, schnitt allerlei Grimassen. Es war, wie wenn er sagen wollte: „Redet Ihr, was Ihr wollt, das weiß ich besser."

Alsbald verließ auch er die Gesellschaft. Augenscheinlich

war er in dieser, die des Festtages halber gut gekleidet war, der Aermste gewesen. Er trug sich freilich wie die Uebrigen, aber seine Joppe und seine kurzen Beinkleider erschienen abgeschabt. Hinter sich her zog er zwei zusammengekoppelte Hunde. Seine schweren Schuhe trug er unter dem Arm — er ging, um sie zu schonen, barfuß.

Jetzt ging er vor das Dorf hinaus, in der Richtung gegen den Berg hin. Als er um die Ecke eines grauen Zaunes bog, über den reife Fliederbeeren herabhingen, begegnete ihm ein Mensch, der auf einem über Kopf und Rücken gelegten Brett eine schwere Last trug. Es waren Käsleibe, die er von der Alpe herabbrachte.

Als dieser den Mann mit den zwei Hunden erblickte, blieb er verwundert stehen. Aber seine Beine schlotterten, bis er die Bürde, unter welcher er gekrümmt ging, plötzlich aus der Bewegung in das Gleichgewicht des Stillstandes gebracht hatte. Das war ein Senne.

„Nu, wo aus denn, Toni?"

„Zum Förster," antwortete der Mann.

„Hat er Dich etwa gar in Arbeit aufgenommen?" fuhr der Senne fort.

„Ja, ich und Arbeit — einen Verdienst, den giebt's bei mir nit, daß Gott derbarm'. Ich seh schon, mich bedeutet's nichts mehr auf der Welt."

„Du bist halt auch nie zufrieden. Wenn ich's nur so gut hätt' wie Du! Da schau mich an, wie ich mich schinden muß. Was soll denn ich erst sagen? Von Branntwein oder Tabak seh ich oft den ganzen Sommer nichts, oder von Speck, und die letzte Woche haben wir nit einmal Salz gehabt," erwiderte der Senne.

„Ich wollt' gern von Tabak und Salz nichts wissen, wenn ich keine Kinder zu ernähren hätt'," sagte Toni. „Du thust

Dir noch immer leicht. Du hast doch Milch. Aber wenn Du einmal daheim gar nichts mehr hast!"

„Warum kriegst Du denn keine Arbeit?"

„Holzarbeit!" rief Toni und lachte bitter laut auf. „Holzarbeit, ich krieg ja keine! Wie ich zum Förster kommen bin und ihn darum gebeten, daß er mich zulasset, hinten an die Steinwand, wo sie jetzt Zieben hauen — weißt, was er gesagt hat? Einen solchen Lumpen, hat er gesagt, kann ich nit brauchen, so einen Wilderer!"

„Was, Du ein Wilderer? Da hab ich doch auch noch nie etwas davon gehört," sagte der Senne überrascht.

Hätte es ihm seine Last erlaubt, so hätte er den Kopf geschüttelt. „Wer muß Dir denn das aufgebracht haben?"

„Ich weiß es nit," sagte Toni seufzend. „Der Förster wird sich's so einbilden, weil ich nichts hab und doch lebe — wenn er nur wüßt, wie elendig! Ja, hat er gesagt, wenn ich Dich nehm', dann machst Du mir die anderen Holzknecht' gerad auch noch zu Lumpen. Aber ich schaff euch nach und nach noch alle ab. Lauter Wälsche müssen mir her. Von denen weiß ich doch gewiß, daß sie mit keinem Wildpret etwas zu thun haben wollen."

„So was hätt der alte Förster doch nie gethan," entgegnete der Senne.

„Alles hab ich ihm erzählt, wie bei mir gar kein Verdienst nit ist. Und nicht erbarmt hat's ihn."

„Hast ihm denn auch gesagt, wie sich Deine Kuh erstürzt hat?" fragte der Senne.

„O, da ist er erst recht herb worden. Es geschieht mir gerad recht, hat er gesagt. Ich hätt auf die Kuh schauen sollen, anstatt dem Wild nachsteigen. Von der ganzen Magdalener Alp, hat er gesagt, ist heuer noch kein Stück zu Grund gegangen, gerad das Deinige."

„Was kannst denn Du dafür?“ lachte der Senne laut auf.

„So, und wer kann mir etwas vom Wildern nachreden, hab ich nachher gerufen und bin ganz zornig worden. Und dabei hab ich ihn angeschaut, daß er für eine Weil nimmer gewußt hat, was er sagen soll. Dann hat er wieder von der Kuh angefangt und auf die Letzt hat er gesagt, wenn er einmal erfahren hätt, daß ich wieder ein ordentlicher Mensch wär, dann sollt ich kommen. Alles Bitten hat nachher nichts mehr geholfen. Für mich allein hätt ich so nicht gebeten, bloß wegen meiner Resel und wegen der Kinder hab ich's gethan. Er hat aber weiter nichts mehr wissen wollen.“

Geläute von unten unterbrach die Unterredung. Es läutete elf Uhr, das heißt Mittag. Die beiden Männer zogen ihren Hut ab und schwiegen eine Weile.

Darauf fuhr Toni fort: „Aber erst, wie ich schon an der Thür war, sagt er noch einmal: »Hör, Toni, Du hast zwei Hund'. Die jagen alle zwei. Wenn ich sie wieder einmal laufen seh, schieß ich sie über den Haufen. Wenn Du sie mir aber verkaufen willst, gieb ich Dir sechs Gulden dafür.« Was hab ich thun wollen? Ich hab sie geholt daheim, wenngleich meine Kinder sich daran geklammert und geweint haben, daß man's bis zum unteren Kramer hinunter gehört hat.“

„Ich hätt sie ihm nit geben,“ sagte der Senne.

„Drei Gulden behalt ich,“ fuhr Toni fort. „Mit denen reis' ich ins Unterland hinunter und mach einen Floßknecht.“

„Da geh her,“ sagte der Senne, indem er mit seinem eisenbeschlagenen Stock Toni nach einer Denktafel, einem „Marterl“, hinwies, welches gerade an der Ecke des Zaunes hinter einem mit blutrothen Nelken und purpurblüthigem Wundkraut bedeckten Kalkblocke aufgerichtet stand.

Darauf war ein Mann zu sehen, dessen Kopf, über dem ein schwarzes Kreuz schwebte, und Hände aus einem Flusse

hervorragten. Oben saß Gott Vater in Wolken, unten aber standen die Verse:

An von meinen Jugendjahren
Bis zu meinem Sterbetag
Bin ich auf dem Inn gefahren,
Bis jetzt wird der Inn mein Grab.

„Lesen kann ich nit," sagte Toni.

„Braucht's nit," entgegnete der Senne. „Das ist der Wildbühler Jakob, den sie aus dem Inn gezogen haben. Ein schlechtes Geschäft das. Wenn ich eine Stuben voll Kinder daheim hätt, so ging ich nie auf den Floß."

„O mein Gott," jammerte der Toni, „ich wollt, ich wär da, wo der Wildbühler Jakob ist!"

Der Senne schaute ihn verwundert an. Solche Ausbrüche kommen beim Volk der Berge nicht leicht vor. Er begriff nicht, wie der Andere den Muth so sinken lassen konnte. Er rückte an seiner Kraxe hin und her, um sie wieder in eine bequeme Lage zu bringen. Nicht minder drückte er an den Worten herum, welche er Toni sagen wollte, um ihm Trost zuzusprechen.

Da kam ein Mensch mit einem Tragkorb voll Pech. Dieser half ihm aus der Verlegenheit.

„Halt, Seppl!" rief er diesem zu, „wir gehen so zusammen. Schritt halten können wir auch, denn Jeder hat schwer geladen. Behüt Dich Gott, Toni. Wenn wir wieder zusammenkommen, wird's wohl anders sein."

Nun wendete er dem Toni den Rücken und ging neben Seppl her. In diesem Augenblicke trat ihnen im Hohlwege der Jäger Lenzl entgegen. Er pfiff ein lustiges Lied.

„Guten Morgen, Seppl," antwortete er auf dessen scheuen Gruß. „Wo aus? Pech? Habt auch wieder in unserem Wald gestohlen. Ja, ein bißl pecheln, ein bißl schwärzeln, ein

bißl betteln, so seid Ihr Volk. Hol Euch der Teufel alle miteinander. Was sagest jetzt, wenn ich Dich anzeigte? Haha! Haha!"

Damit ging er lachend weiter. Seinem munteren Gesichtsausdruck war wohl zu entnehmen, daß mit dieser Drohung diesmal wenigstens kaum Ernst gemacht werden würde.

Der Toni aber, der des entgegengesetzten Weges ging, murmelte vor sich hin: „Ja, anders wird's sein. Ich wollt, es regnete sechs Wochen lang Pulver auf die ganze Welt und dann käm ich mit einem Zündhölzel!"

Mittlerweile war der Lenzl auch hinter Toni hergekommen.

„Hast schon Mittag gegessen heut, Toni?" rief er diesem im Vorbeigehen zu, indem er ihm auf die Schulter klopfte.

„Mittag hätt's wohl schon lang geläutet da drinnen," entgegnete dieser, indem er auf die Stelle seines Magens deutete.

„Aha!" sagte Lenzl. „Weißt was, Toni — ich weiß, Du bist ein alter Steig-Arbeiter und hast allweil ordentlich zu thun gehabt beim früheren Förster. Schad' daß Dich der nimmer nehmen will. Heut ist Himmelfahrtstag. Ich geh jetzt zum Gaisauer Wirth und Du gehst mit und läßt Dir was zu essen geben. Ich zahl's."

Der Toni besann sich nicht zweimal und nickte, indem er tausend Dank sagte.

Dabei konnte er sich nicht genug wundern, daß der Jäger Lenzl gerade zum Gaisauer Wirth ging. Dieser war doch erschossen worden und von niemand Anderem, als einem Jäger. Wie konnte also in dem Haus sich ein Jäger gern sehen lassen?

Ja, ja, wenn nur eine gewisse schwarzäugige und schwarzhaarige Dirne nicht gewesen wäre, mit der rothen Nelke hinterm Ohr und den über der Stirn zusammengeflochtenen Zöpfen! Das war die Kellnerin in der Gaisau.

Daß der Jäger-Lenzl es durch die Nachreden, die über des

Wirthes Tod gingen, bei der Kellnerin Cenci nicht verdorben hatte, das konnte man schon am Empfang sehen. Das war eine Munterkeit!

„Was giebt's denn heut?" sagte Lenzl.

„Zu essen haben wir freilich gar nichts mehr, es ist Mittag schon lang vorbei," sagte das Mädchen verlegen.

„So? Und was hab ich denn im Hereingehen auf dem Herd draußen für einen großen Hafen stehen gesehen?"

„Das sind noch Erdäpfel!"

„Erdäpfel," sagte Lenzl. „Schad, Toni, daß ich Dir mit nichts anders aufwarten kann, als mit Erdäpfel."

Alsbald erhob er sich und ging in die Küche hinaus. Dort hob er den Deckel von dem eisernen Hafen. Ein schmackhafter Dampf stieg aus demselben empor.

„Du, Cenci, bring uns nur gleich den ganzen Erdäpfel-Hafen!" rief der Jäger.

Das Mädchen wurde über und über roth. Der Topf enthielt nichts, als ein mächtiges Stück Rehbraten.

„Da thu ich auch mit," sagte der Jäger zum armen Toni. „Da schau, da schau — die guten Erdäpfel!"

Der Toni lachte vergnügt in sich hinein, seit langer Zeit wieder zum ersten Mal.

„Himmelsakerment," fuhr nach einer Weile der Jäger fort, „jetzt haben wir den Stieg weggesprengt und dennoch stehlen sie uns immerfort die Rehböck! Es ist zum Teufelholen!"

Der Toni schien diese Art von Jägerei im vorliegenden Fall ganz nach seinem Geschmack zu finden. Er äußerte kein Wort des Unwillens über die Wilddiebe.

„Ich muß mit der Wirthin reden," sagte Lenzl, nachdem er den letzten Bissen seines Antheiles gegessen hatte.

Dann stand er auf und verließ das Zimmer. Mittlerweile fanden sich mehrere Burschen ein. Alles trank Wein.

Auch dem Toni setzte die Kellnerin ein Glas voll vor, obwohl er es sich verbat.

„Der Herr Jagdgehilfe zahlt's schon!" sagte Cenci.

Plötzlich erschien ein großer, langer, hinkender Mann, den Niemand grüßte. Es war ein in Jägertracht gekleideter Mensch mit starken Backenknochen, breitem Mund und schmaler Stirn. Er befand sich offenbar in der schlechtesten Laune. Er stampfte herein, ohne von Jemand Kenntniß zu nehmen und schlug hinter sich die Thür zu.

„Ein Seidl Wein!" schrie er.

„Ist es wahr," brüllte er alsdann die Kellnerin an, „daß an Petri Kettenfeier ein Schießen da war in der Gaisau?"

„Nu freilich," entgegnete Cenci. „Der Wiener Herr, der alle Jahr den Grafen besucht, hat's ja gegeben. Aber seid denn Ihr nit auch dabei gewesen?"

Das Mädchen wußte gut, daß der Jäger nicht dabei gewesen war. Damals hatte sie sich gewundert, jetzt freute sie sich über seinen Aerger, denn kein Mensch wollte von ihm etwas wissen.

„Nein, ich war nit bei dem lumpigen Schießen, das wär mir schon zu minder gewesen," sagte er, mit dem Glas auf den Tisch stoßend.

„Nu, warum fragt denn nachher der Förster, ob ein Schießen war?" fragte jetzt schnippisch die Kellnerin, die den Förster Thomas schon deshalb nicht leiden konnte, weil er der einzige Gast war, der ihr noch nie etwas Angenehmes über ihren Wuchs gesagt hatte.

„Weil ich, weil ich —" schrie der Jäger, indem er mit der Faust auf die Bank hieb.

„Weil ich gar nicht eingeladen war," ergänzte die Kellnerin.

Ein Gelächter der Burschen folgte dieser Bemerkung. Diese, denen der Förster, über den allerlei Sagen von verübten Grau-

samkeiten gingen — unter Anderem schrieb man ihm das Verschwinden eines Burschen zu, den man zum letzten Male im Walde gesehen haben wollte — überaus widerwärtig war, freuten sich über seine Demüthigung. Von allen Seiten spähte man ihn aus, um diesem Verdachte auf seine Berechtigung zu kommen. Die Bemühungen der pfiffigsten Burschen hatten bis jetzt keinen Erfolg gehabt.

In ihrer Erbitterung wählten sie keineswegs feinfühlige Mittel, um den Jäger überall zu ärgern, wo er ihnen in die Quere kam. So machten sie es auch diesmal. Sie stellten sich, als ob sie sich leise unter sich unterhielten, sprachen aber doch so laut, daß ihr Widerpart jedes Wort vernehmen mußte — ein ächter Gebirgsbauernwitz.

„Du," sagte Einer zum Anderen, „wer hat denn eigentlich aufs Haupt das Beste gewonnen?" Und dabei nahm er eine seltsam dumm-schlaue Miene an.

„Nu, wer wird's gewonnen haben, wißt es denn nit?" sagte ein Aelterer mit verständnißinnigem Zusammenzwicken der Augen. „Der Jäger-Lenzl hat's gewonnen, das weiß ja Jeder."

„Nit wahr ist es!" rief ein Dritter, „der —"

Aber dieser gut gemeinte Beitrag zur Steuer der Wahrheit wurde übel aufgenommen. Einige schwere Fauststöße in die Rippen belehrten den Unschuldigen, daß es sich hier nicht um eine sachgemäße Erörterung des Schießens, sondern darum handle, den Thomas zu ärgern.

Der Jäger-Lenzl war keineswegs der Gewinner gewesen, aber Jeder wußte, daß Niemand dem Thomas so zuwider war, wie dieser. Der Lenzl stellte das sanguinische Temperament dar.

Er war der lustige Jäger, dem es bei Bier und Wein auf ein Schock fabelhafter Geschichten nicht ankam. Seinen Dienst verrichtete er pünktlich. Er ließ sich nicht narren. Wehe Einem seiner Untergebenen, wenn ihm bekannt geworden wäre, daß

er vor einem gewaltthätigen Wilddieb das Hasenpanier ergriffen hätte! Kam ihm ein forstberechtigter Bauer mit leeren Ausflüchten, beispielsweise er brauche einen langen Stamm zu einer Dachrinne, drei andere zu einer Reparatur im Haus, wieder einen zum Flicken an der Arche (hölzerne Eindämmung des Wildbaches), und er erfuhr hinterher, daß die Stämme an einen Flößer verkauft wurden, so traf den Schuldigen erbarmungslos schwere Strafe. Dagegen wußte er recht wohl durch die Finger zu schauen, wenn sich ein armer Teufel einen Karren voll Brennholz im Wald holte, oder beim Abkratzen von Harz überrascht wurde.

Auf diese Beliebtheit konnte der Lenzl um so mehr stolz sein, je feindseliger ihm der Pfarrer, den Bauern in allen übrigen Stücken ein Orakel, gesinnt war. Diese Feindschaft hatte er sich auf folgende Weise zugezogen. Bis jetzt war es seit Undenklichem Gepflogenheit, bei Umzügen wie dem heutigen, an Frohnleichnam oder am Herz-Jesu-Fest, junge Buchen als Schmuck in die Dorfgasse zu stellen. Durch diesen Brauch wurde der ganze Buchenstand verwüstet. Wenn man den Pfarrer darauf aufmerksam machte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Zur Ehre Gottes, zum Schmuck der Kirche, ist das Kostbarste nicht einmal gut genug.“ Der Lenzl aber glaubte, daß es Föhren oder Birken auch thäten. In rauhen Gebirgsgegenden ist es ohnehin schwer, Buchen aufzuziehen. Wenn ihm dann auch noch die jungen Stämmchen, kaum so stark gewachsen, daß man Hoffnung auf das Fortkommen des Baumes hegen konnte, abgeschnitten wurden, um zwei Stunden lang zwischen Pflastersteine gesteckt und dann abgewelkt in die Herdflamme geworfen zu werden, so war all sein Bemühen für die Waldkultur umsonst.

Der Lenzl aber hatte in diesem Streite gesiegt. Er hatte sich unmittelbar mündlich an ein Mitglied der Landesregierung

gewendet, und so war verfügt worden, daß der Gebrauch von Buchenstämmchen zur Zierde der Häuser bei kirchlichen Festen nach wie vor freistehe, aber nicht mehr, wie früher, unentgeltlich, sondern gegen eine Taxe von so und so viel.

Das hatte geholfen. Man sah jetzt fast ausschließlich nur mehr Birken, und die schönen Neupflanzungen, die der Lenzl hinten beim „Nassen Graben" angelegt hatte, behielten ihre Ruhe. Die Stämmchen waren zwar alle noch knickig, wie sie es in der Jugend sind, aber es ließ sich ein gutes Wachsthum erwarten.

Der Pfarrer hatte übrigens noch einen anderen Grund, ihm nicht grün zu sein. Er war zwar ein überaus strenger Herr, gleichwohl aber kam er sehr häufig mit dem Förster, dem Zollaufseher und einigen der wohlhabenderen und frömmsten Ortsangehörigen da und dort im Hinterstübchen des „Löwenwirthes" oder des Bräuhauses im benachbarten größeren Dorf zusammen. Da blieb man bei Tarok und Wein oder Bier oft bis lange nach Mitternacht zusammen. Es ereignete sich nicht selten, daß der Lenzl, der meist sehr spät nach Haus ging, dem heimkehrenden Pfarrer in der Dorfgasse begegnete. Dann verfehlte er niemals, mit eiserner Stimme zu rufen: „Ich wünsch recht gute Nacht, Herr Pfarrer!" Kein Nachtwächter schrie jemals so laut und Alles fuhr an die Fenster. Das war dem Pfarrer höchst widerwärtig. Aber als kluger Mann that er nichts dagegen.

Indessen hätte es doch einmal fast Anlaß zu einer gerichtlichen Klage gegeben. Der Pfarrer aber hielt es auch in diesem Fall für besser, den Tauben zu spielen. Er predigte nämlich gegen das Laster des Wirthshauslebens und der Trunkenheit. Er schilderte mit sehr kräftigen Worten, wie spät oft die Trunkenbolde heim kämen. Er rief: „Es wird eins, es wird zwei —!" Da hörte man unter dem andäch-

tigen Volk eine Stimme, welche ganz laut ergänzend sagte: „Und der Pfarrer sitzt noch beim oberen Bräu!“ Es war die des Lenzl gewesen.

Bei den Bauern hatten ihm diese Geschichten merkwürdiger Weise nicht geschadet. So freute es die Burschen, daß sie den Thomas mit ihm ärgern konnten. Sie schilderten die Pracht des „Bestes“, das ein silberner mit Dukaten durchspickter Kranz gewesen sein sollte, während es in Wirklichkeit nur ein mit vergoldetem Silber beschlagenes Waidmesser vor.

Zu allem Ueberfluß trat in diesem Augenblick auch noch der Lenzl in die Stube. Das war dem Thomas zu viel. Er trank rasch seinen Wein aus, ging so schnell als es sein etwas hinkender rechter Fuß erlaubte gegen den Ausgang und schlug die Thür hinter sich zu. Allgemeines Gelächter begleitete seinen Abzug.

Aber auch der Lenzl war nicht mehr so gut gelaunt, wie vorhin. Offenbar mußte ihm die Wirthin etwas gesagt haben, was ihm nicht gefiel. Er murmelte vor sich hin, schaute zerstreut herum und that, als ob er nicht bemerkte, daß der größte Theil der Anwesenden ihn betrachtete.

Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Toni,“ sagte er, „geh mit mir hinaus!“

Sämmtliche Bursche grüßten den Jäger als er fortging. Der Toni folgte ihm erwartungsvoll.

„Toni,“ sagte er draußen neben dem Brunnen, „jetzt mußt Du mir einen Gefallen erweisen.“

Der Toni erschöpfte sich in Betheuerungen seiner Bereitwilligkeit.

„Ich weiß,“ sagte Lenzl, „daß Dir der Förster nicht grün ist. Du brauchst Dir also kein Gewissen daraus zu machen, wenn ich Dir etwas aufgeb, was dem vielleicht nicht recht gefällt.“

„Gewiß nit, gewiß nit," sagte der Toni eifrig.

„Nu, also hör. Du thust jetzt Alles, was Du kannst, um 'rauszukriegen, was der Förster in den nächsten Tagen thut und treibt, wo er hingeht, dann kommst Du zu mir und sagst es mir. So, und Deinen Taglohn hast Du da gleich im Vornehinein."

Mit diesen Worten drückte er ihm eine Banknote in die Hand.

Ehe sich der Toni von seinem Erstaunen, so viel Geld zu besitzen, erholen konnte, hatte sich Lenzl eiligst entfernt. Einen solchen Schatz hatte er nie geträumt.

Das Allererste war denn nun auch, sofort in seine Hütte zu gehen und das Geld seinem Weibe zu übergeben. Noch mehr als die Frau über das Geld, freuten sich die Kinder darüber, daß der Vater seine zwei Hunde wieder mit heim brachte — eine Freudenbezeugung, welche von den Thieren durch zahllose Sprünge erwidert wurde.

Der Toni aber machte sich alsbald daran, seinen Lohn abzuverdienen. Er ging nach der Gaisau zurück, um von dort aus die Spuren des Thomas zu verfolgen.

Nicht weit davon, am Bach der Gaisau, einem lichten, schnellen Wasser, waren einige Kohlenbrenner an ihrem Meiler beschäftigt. Der Bach trieb ein Schöpfrad, aus diesem floß in Zwischenräumen Wasser in eine Rinne, in der es fortlief, bis zum Meiler, dessen Entzündung es herabfallend verhinderte. So qualmte der Meiler, daß die Kohlenbrenner alle Augenblicke etwas zurücktreten mußten, um frische Luft zu schöpfen.

„Habt Ihr den Förster Thomas nit gesehen?" fragte sie Toni.

Der Eine der Beiden konnte ihm Aufschluß geben.

„Ich meine, er ist gegen die obere Schmiede hingegangen," sagte er.

Die obere Schmiede war eine verrufene Oertlichkeit. In

ihr fanden sich gerne allerlei Leute zusammen, denen sonst Niemand gern Obdach gab, Karrenzieher, feiernde Knechte, hausirende Weibsbilder.

Der erste Gedanke Toni's war, der Förster möchte dort hinaufgegangen sein, um nachzuspüren, ob nicht etwas im Fache des Wilddiebstahls dort vorgehe, vielleicht auch, um im Hause Nachsuchung zu halten.

Schon die Wegstrecke, die dorthin zurückzulegen war, machte einen unheimlichen Eindruck. An mehreren Stellen befanden sich rothe Marterln, welche Menschen darstellten, die in Lawinen gerathen oder von denselben in den nebenan klaffenden Abgrund geworfen worden waren. Denn hier wühlte sich der Bach der Gaisau in einer Tiefe von mehreren hundert Fuß seine Bahn durch eine kaum drei Klafter breite Felsklamm. Da hinab führten entsetzliche, schwindelige Steige, die nur von Holzknechten zur Zeit der Trift benutzt werden, wenn es sich darum handelte, festgerannte, in der Enge übereinander gehäufte Holzscheiter mit den stachelspitzigen Stangen und Haken wieder flott zu machen. Der Toni kannte diese Steige, er hatte sie mehr als einmal in früherer Zeit gehen müssen, um sein saures Brot zu erwerben. Milchblau rannte dort unten das eingezwängte Wasser, dessen Dröhnen durch den Wiederhall der Wände verstärkt wurde.

Heroben hingen an Fichten hier und dort Rechen. Sie dienten dazu, zwischen ihren Hölzern das Heu aufzuhängen, mit welchem man im Winter, wenn tiefer Schnee den Boden bedeckte, die Hirsche füttern mußte. Denn daß alsdann Noth über die Thiere des Waldes kam, das bewiesen die abgenagten Spitzen des zwei- bis dreimal mannshohen Krummholzes, das in der Gestaltung ungeheuerlicher, grüner Armleuchter sich vom steinigen Grunde erhob. Im Winter schaute es oft nur eine Handbreit aus der weißen Decke.

Der herannahende Mensch wurde den Thieren der Wildniß manchmal durch die schrille Stimme eines mißtrauischen Schwarzspechtes angekündigt. Habt Acht, ihr alle, die ihr von der Waffe des Zweibeiners zu fürchten habt!

Als Toni aus dem Gehölz trat, sah er die Schmiede vor sich. Trotz des Feiertages glühte dort Feuerschein. Der Schmied, ein grauer, verwetterter Kerl, stand vor der Thür und rührte in einem hölzernen Schäffel herum.

Der Bach, der dort, vor seinem Eintritt in die Klamm, ruhig floß, bewegte ein großes Rad, das sich langsam drehte. An ihm war eine Stange befestigt, die durch das Mauerwerk hindurchging und drinnen den Blasbalg trieb.

„Eh, Schmied, was machst Du denn da?" sagte Toni hinzutretend.

„Heublumen thu ich als Hennenfutter kochen," sagte der Schmied freundlich. „Wenn nachher der Herbst kommt, wird ihnen der Grind (Kopf) weggehackt."

Aus der Miene des Alten war zu ersehen, daß ihm der Toni nicht unwillkommen war. Gewiß, denn der Toni gehörte zu Jenen, an denen Leute wie der Schmied nichts zu beneiden haben. So scheu und boshaft solche Menschen gegen Beamte und „Herren" oder gegen die Wohlhabenden der Bevölkerung zu sein pflegen, so gut verhalten sie sich meist gegen „Häuter", wie der Toni. Gegen Jene handeln sie, als ob sie Mitglieder einer stillschweigenden Verschwörung gegen dieselben wären. An den Letzteren haben sie nichts auszusetzen.

Trotz dieses Entgegenkommens hielt es der Toni nicht für gerathen, sofort zum Zweck seines Besuches überzugehen. Sie sprachen vom heutigen Umgang, vom Wetter, vom bevorstehenden Bartholomäi-Markt.

Endlich sagte er: „Ist Dir der Thomas schon lang nimmer unterkommen?"

„Was fallt Dir ein, in den Wald geh ich nit und bei der Hitz hält sich das Wildpret den ganzen Tag versteckt."

Toni schaute den Schmied erstaunt an.

„Ich hab ihn doch heut im Wirthshaus gesehen," sagte er, dem Schmied in die Augen schauend.

Der lachte laut auf.

„Ach, Du redest vom Förster!"

„Von wem denn?" fragte der Toni erstaunt.

„Ich hab geglaubt, vom Hirschen Thomas. Vor drei Jahren ist ein guter Hirsch angeschossen worden, aber davongekommen. Der geht seither krumm, viele Jagdgehilfen kennen ihn. Und weil er krumm ist, drum heißt er seither Thomas, wie der Förster."

„Das hab ich nit gewußt," entgegnete Toni. „Ich hab aber schon den zweibeinigen Thomas gemeint."

„Wohl," sagte der Schmied, „der ist dagewesen. Er braucht für die neuen Steigarbeiter hinten im Nassen Graben, dort wo der Jungwald steht, Schaufeln und Hacken. Er hat mich gefragt, ob sie noch nicht fertig sind. Freilich giebt er mir was zu lösen, ich wundre mich aber nur, daß er sie nit beim Eisenkramer Michele anschafft, der sie ihm billiger geben kann, als ich mit meiner Handarbeit."

„Vielleicht hat er einmal einen Streit mit ihm gehabt," sagte Toni. „Der Thomas streitet ja mit allen Leuten."

Der Schmied betrachtete den Toni und erwiderte nichts. Nach einer Weile begann er in der sprunghaften Weise, wie sie solchen Leuten eigenthümlich ist, die Schönheit von Tonis Weib zu loben. Er pries ihn glücklich, daß er ein solches Weib besitze. Weit und breit, sagte er, sei ein zweites nicht zu finden. Trotz seiner grauen Haare sei er noch vernarrt in sie.

Der Toni lächelte und meinte, sie sei durch die vielen

Kinder nicht schöner geworden. Die Lobsprüche des Alten ärgerten ihn nicht, was vielleicht diejenigen junger Bursche zu Weg gebracht hätten. Gleichwohl waren sie ihm nicht ganz angenehm, weil er trotz seines schlichten Gemüthes die Verwunderung heraushörte. Es däuchte ihm, als ob der Schmied sagen wollte, er könne nicht fassen, wie ein solches Mädchen ihn, den Toni, habe nehmen können.

Jeder Forstbeamte, sei es ein fürstlicher oder ein kaiserlicher, hätte sich nicht zu schämen gebraucht, die Moidel als Frau zu begehren. Sie war „so viel fein". Daß sie die Werbung des armen Toni angenommen hatte, galt als Wunder.

Der Toni verlor seinen Zweck nicht aus den Augen. Er wollte so viel als möglich über den Förster Thomas erfahren. Der Schmied wußte nichts Besonderes. Daß der Förster über die Rohheit solcher Jäger geschimpft hatte, welche einen Wilderer ohne Weiteres anschießen, war nichts Neues. Am letzten Sonntag war das wieder beim Unteren Wirth geschehen. Der alte Josele, der so viele Jagdgehilfen abgerichtet hatte, ein Lehrer und Vater der Jäger, hatte ihm dort widersprochen.

Der Thomas aber war so zornig geworden, daß er schier den Alten bei seinem weißen Bart gepackt hätte, wenn er nicht von den Anderen gehindert worden wäre. Der Thomas hatte gebrüllt, der Josele sei ein Unmensch und jeder Jäger ein schlechter Kerl, der dem Wilderer ohne Weiteres an Leib und Leben gehe.

Der Toni schüttelte den Kopf. Sofort aber erhielt er Gelegenheit, sich noch mehr zu verwundern.

Es nahte sich ein Mensch, den der Schmied schon aus einiger Entfernung als den Schreiner Poldl erkannte. Er trug den Kopf tief gegen die Erde geneigt, als ob er auf dem Boden etwas suche. Als er herangekommen war, schritt er,

ohne aufzuschauen, alsbald zum Brunnentrog, in den ein mächtiger Strahl des Bergwassers herabfiel.

Neugierig traten Beide hinzu und sahen sofort, daß das Gesicht des Ankömmlings mit Blut bedeckt war.

Der Poldl wusch sich. Von Zeit zu Zeit jammerte er. Aus abgerissenen Wörtern erfuhren die Beiden, daß er beim Förster Thomas gewesen war und dieser ihn geschlagen hatte.

Der Thomas hatte im Auftrage des Fürsten, bei dem er als Förster angestellt war und der die Jagd in diesem Gebirge auf viele Jahre hinaus gepachtet hatte, die Rechnungen zu bezahlen, die für Arbeiten bei den Jagdhäusern eingereicht wurden. Dem Thomas gefiel das nicht immer. Er ließ sich den Empfang der Gelder vorher bestätigen, zahlte aber diese nicht aus, sondern vertröstete. Nicht leicht wagte Jemand, etwas dagegen zu sagen, aus Furcht in Zukunft jegliche Arbeit zu verlieren. Diesmal hatte es der Poldl, der einige Schränke aus Eibenholz geliefert, verweigert, seine Quittung herzugeben, bevor er das Geld in Händen hatte. Deshalb hatte ihn der Förster geschlagen.

„Was wirst jetzt thun?“ sagte Toni.

„Ich muß mir's halt gefallen lassen,“ entgegnete der Schreiner.

„Ist immer etwas für den Lenzl,“ dachte sich der Toni.

Indessen meinte er, daß er um seinen Tagelohn noch mehr thun müsse.

„Ist er daheim, der Thomas?“ fragte er den Schreiner.

„Nein, ich hab ihn hinter mir her fortgehen hören,“ entgegnete dieser.

„Behüt Gott, Schmied!“ sagte der Toni.

„Auch so viel!“ erwiderte dieser kurz.

Mittlerweile war auch der Jäger-Lenzl nicht saumselig gewesen. Auch er hatte sich auf die Fährte des Försters gemacht.

Beim Gaisauer Wirth hatte er sich, wie er das längst glaubte, abermals überzeugt, daß der Förster auf Umwegen zum eigenen Vortheil Wildpret verkaufe, wovon auf seiner Rechnung nie ein Wörtlein verlaute. Was wäre das für ein Vergnügen gewesen, einmal den ganzen Hergang vom Anfang bis zum Ende, vom Schießen bis zur Ankunft des Fleisches in einer Wirthshausküche, abzulauern und es irgendwo den Honoratioren zum Besten zu geben!

Bald befand sich der Lenzl auf einem Bergsteig, der zu einer Lichtung führte, von wo weite Umschau zu halten war. Vom Steige weg drang der Blick über den hoch mit Farnkräutern und schon verwelkten Alpenrosen bewachsenen Rand in eine Schlucht hinab, in welcher sich ein Bach sammelt. Dort erheben sich Tannen, unter denen sich Erdbeeren und graues Knabenkraut ansiedeln.

Manchmal blieb der Lenzl stehen und schüttelte den Kopf. Er hatte junge Stämme gesehen, die bereits faul geworden waren. Die Schuld trug Niemand als der Thomas, der dieselben als junge Pflanzen zu lange unter dem Hochholz stehen gelassen und dieses erst weggeräumt, nachdem sie in ihrer Entwickelung schon Schaden gelitten hatten.

Dagegen erblickte er an anderer Stelle die Spuren seiner eigenen Thätigkeit. Da fanden sich junge Fichtenpflanzen in einer Lichtung vorsorglich durch darüber hingestreute Zweige vor Hitze und Frost geschützt. Hier hatten vor Jahren einige Stämme, in welchen der Borkenkäfer erschienen war, gefällt werden müssen, aber glücklicher Weise gelang es dem Ungeziefer, welches die Winter dieser Berggegenden nicht ertragen kann, nicht, sich auszubreiten. In diesem Jahre war der Lenzl noch nicht an dieser Stelle des Waldes gewesen und er hatte daher für Alles gesteigerte Aufmerksamkeit. Er sah jede Hirschfährte und es entging ihm nicht, wenn auf der schwarzen Pflanzen-

erdedecke des weichen Steiges ein Reh auf seiner Rast einen Eindruck zurückgelassen hatte, der für jeden Anderen, als einen Jäger, unentdeckbar gewesen wäre. Aus den Lichtungen war manchmal bis auf den Fluß hinauszuschauen.

Diesen Steig hatte das Aerar gegen die Pechsucher angelegt. Weil diese das Absterben der schönsten Stämme herbeiführen, sollten sie abgeschreckt werden. Erstlich konnten die Forstleute, wenn sie nicht mehr nothwendig hatten, sich mühsam durch Gestrüpp und Unterholz hindurchzuwinden, die bedrohten Gegenden leichter abgehen und dann reichte auch schon das Bekanntwerden der Anlegung des Steiges hin, um die Missethäter zu verscheuchen.

Hier und dort standen Moosbänke als Ruheplätze für die Späher. Auf einer solchen, um welche herum Alpenrosen, blaue Globularien und zweiblätterige Convallarien mit weißen Sternen, sowie Schwarzbeergestrüpp gediehen, rastete der Lenzl. Er zog sein Fernrohr hervor und schaute in die wipfelsummende Wildniß. Da erblickte er die Spiele der Rehe, welche um eine Lichtung herum auftauchten und wieder verschwanden.

Der Steig war mitten durch den Hochwald in Zickzack-Linien gezogen, auf dem Boden schwarz von Pflanzenerde, zu beiden Seiten aber gelb und roth von dem Wurzelwerk, welches bei der Anlage hatte durchschnitten werden müssen. Er endigte auf einem hoch über dem Abgrund vorspringenden Felsen.

In der Tiefe sah man von dort aus einen ausgedehnten Anger, der noch vor wenigen Jahren eine Wiese gewesen war, den man aber seither mit Buchen und Fichten bepflanzt hatte, und auf welchem sich bereits, in Gruppen vertheilt, die Bäume vielversprechend als „wundervolle Jugend“ erhoben.

Mitten drin lag eine bewegungslose Masse, einem grünlich mit Moos überwachsenen Felsblock nicht unähnlich. Lenzl

richtete sein Fernrohr darauf und erkannte einen Menschen, einen Grenzwächter.

Es wurde oft von Schwärzern Tabak über das Joch herübergetragen, obwohl man, um ihnen das Gehen sauer zu machen, einen Theil des Steiges an der Wand weggesprengt hatte. Aber der Befehlshaber der Grenzwächter war ein sogenannter „Dienstfex". Seine Untergebenen mußten lernen, wie man unter niedrigen Kartoffel-Stauden sich so verbergen und bewegen könne, daß kein Schwärzer etwas davon gewahre, ja es wurde Sorgfalt darauf verwendet, daß sie in ihrer Haltung unbelebte Gegenstände, Sträucher und Felsen nachahmten. Vermuthlich war dieser Inspektor irgendwo um die Wege, sonst hätte wohl der dort unten keinen Felsen gemacht.

„Ihr armen Teufel!" sagte Lenzl vor sich hin, im Stillen gelobend, wenn er wieder einmal im Bräuhaus oder beim Löwenwirth mit den Honoratioren zusammensäße, dort gleichfalls Strauch und Felsblock zu machen — zur Wuth des Inspektors.

Er enthielt sich nicht, hinter dem Gestrüpp versteckt, einen besonderen Ruf erschallen zu lassen. Es war ein eigenthümliches Gellen, wie er es bei manchem Streifzug im Walde wohl von Schwärzern als Warnungszeichen erlauscht hatte.

Der Mann fuhr auf. Der Lenzl aber trat, laut auflachend, den Rückweg an.

Auf diesem begegnete er dem Toni. An einem Abhang, der mit armseligem Krummholz bewachsen war, sah er ihn herumsteigen und rief ihn zu sich. Da dieser Abhang dem Mittag zugewendet, ziemlich abgeschunden und vielfach mit Geröll bedeckt war — eine ächte „Zundern-Weide" — hielten sich dort viele Giftschlangen auf und es ließ sich nicht gerne Jemand auf ihm sehen, und barfuß schon gar nicht. Auch die Knaben des Dorfes, die „Klaubholz" sammelten, mieden

ihn. Dagegen bot er eine gute Aussicht auf viele Wege. Wenn sich Jemand dort hinter einer Zunderstaude verbarg, so konnte er weit umherblicken, ohne daß er selbst gewahrt wurde.

Ehe der Jäger den Toni fragen konnte, ob er etwas über den Förster wahrgenommen habe, deutete dieser auf die Wiese hinab, durch welche der Bach der Gaisau fließt. Dort erkannte er deutlich die Moidel, die ohne das Wissen ihres Mannes sich zur Grummet-Mahd verdingt hatte, um ein paar Kreuzer ins Haus zu bringen. Dem Toni wurden darüber die Augen feucht.

Offenbar hatte der Bauer, dem die Wiese gehörte, des schönen und besonders heißen Wetters wegen sich vom Herrn Pfarrer die Dispens erwirkt, das Heu ausnahmsweise an einem Feiertage einzubringen. Sie beobachteten alle Bewegungen der schönen Frau. Unermüdlich war sie mit ihrem Rechen thätig.

Eben als sie sich ziemlich weit von den anderen Arbeiterinnen entfernt hatte, schritt der Förster Thomas über die abgemähte Wiese her auf sie zu. Sie konnte ihn nicht eher wahrnehmen, bis sie seine zudringliche Hand auf ihrem Nacken spürte.

Sie wandte sich um und stieß einen Schrei aus. Im nächsten Augenblick hatte der Thomas einen Schlag mit dem Rechen gegen die Brust erhalten. Die anderen Mägde wurden neugierig, unterbrachen ihre Arbeit, deckten ihre Augen mit der Hand gegen die Sonne und schauten hinüber.

Der Förster ballte seine Hand drohend zusammen, schrie irgend etwas Unverständliches und ging eiligst längs des Baches weiter. Der Toni aber starrte den Lenzl sprachlos an.

„Hab mir's doch gleich gedacht, der Kerl wildert!“ sagte dieser lachend.

Der Toni antwortete nichts.

Der Jäger aber fuhr fort: „Siehst es, Toni, jetzt weißt es auch, warum Dir der Förster keine Arbeit giebt. Betteln für Dich soll die Moidel bei ihm und —"

Er vollendete seinen Satz nicht. In einem Augenblick war der ganze letzte Auftritt vor ihm gegenwärtig. Im zehnten Theil einer Sekunde beleuchtete das Blitzlicht eines Traums ihn, wie er vor dem Widersacher stand, und diesen selbst: „Mache, daß Du weiter kommst, ich kann keinen Wilderer brauchen. Es ist mir verboten, Personen, die des Wilddiebstahls verdächtig sind, zu einer herrschaftlichen Arbeit zuzulassen."

„Ich bitt halt noch einmal recht schön, Herr Förster, wegen meinem Weib und für die Kinder."

„Schick mir Dein Weib — nein, mach, daß Du hinauskommst!"

So war es gewesen.

Der Toni ließ sich jetzt nicht mehr halten. Wie ein kollernder Stein flog er über den steilen Abhang hinab. Der Jäger sah ihm nach. Moidel wehrte ihrem Manne ab, als er sie vor allen Leuten herzen wollte.

„Toni," sagte sie ruhig, „heut hab ich noch was zu reden mit Dir!"

Und das hatte sie auch, als der Bauer kam und mit Ausdrücken seiner Zufriedenheit das Zeichen zum Einstellen der Arbeit gab.

Das war freilich etwas Seltsames, was er da zu hören bekam. Als sie Arm in Arm zu ihrer Hütte heimkehrten und die Stechfliegen am Föhrenwaldsaum, in der Nähe der langsam sich fortbewegenden Heuwägen, ihnen Blutstropfen aussogen, erzählte die Frau.

Der Thomas war ein Mensch, dessen man sich, wie sie

meinte, zu Allem versehen konnte. Als sie selbst Sennerin war auf dem Grünkogel, hatte er die Sparren aus dem Dach gerissen und war wie ein Marder herabgekrochen, um sie mit seinen Zudringlichkeiten zu beschimpfen. Damals war er verheirathet gewesen. Er hatte, weil er selbst ein längst heruntergekommener und verdorbener Adliger war, ein „herrisches" Haus geführt. Da er es „nobel" gab, hatte er auch die „herrische" Sitte des Weihnachtsbaumes, die im Thale unbekannt war, eingeführt. Die wurde aber Veranlassung, daß ihm seine Frau entlief und nie mehr zu ihm zurückkehrte. Er kam in Trunkenheit am festlichen Abend nach Hause, riß den Weihnachtsbaum mit den angezündeten Kerzen aus dem Brettchen, in dem er befestigt war und schlug damit die arme Frau, die Brandwunden davon trug.

Dem Bräuer, dessen Bier als Gift galt, lieferte er aus dem Walde die Tollkirschen, welche den Hopfen vertraten. Darum sah man ihn und seine Genossen dort auch niemals etwas anderes als Wein trinken.

Den Gaisauer Wirth hatte kein anderer erschossen, als er. Dabei blieb die Moidel fest stehen. Der Toni wandte ihr ein, daß keiner mehr, als der Förster, über die Jäger schimpfe, die sich solcher Verbrechen schuldig machten.

Moidel aber verzog ihren feinen Mund und lachte bitter. Was sie antwortete, bewies freilich, daß sich der Förster zu verstellen wußte. Einmal hatte er eine große Summe Geldes für verkauftes Holz an die Kasse des Fürsten in der Stadt abzuliefern. Dort war er in die Gesellschaft liederlicher Weiber gerathen, die ihn bestahlen und entliefen. Als er nach Hause kam, klagte er weinend seiner Frau vor, er habe das anvertraute Gut auf eine ihm unbegreifliche Weise verloren. Der Fürst schenkte ihm die Summe. Er aber ging, in Begleitung seiner guten Frau, um den Schein zu retten, jeden Abend zu

der schwarzgesichtigen Mutter Gottes, die in einer Kapellen-Nische am Anfange des Dorfes steht und betete dort laut, daß er das verlorene Gut wieder finde. Auch stiftete er auf zehn Jahre dorthin das Oel für ein zweites Lämpchen.

„Und den Burschen, den man nimmer gesehen hat, den Wildbühler Martl, wer hat etwan den auf dem Gewissen?“ unterbrach Toni Moidel, indem er ihr fest in die schwarzen Augen schaute.

„Frag nicht. Er war's, der an dem Abend, wo der Martl zum letzten Mal im Wald gesehen worden ist, mit einem falschen Bart am Gaisauer Bach da gestanden hat. Er hat ihm aufgepaßt — er, der Thomas und kein Anderer. Der Schmied darf so durchtrieben sein, wie er will — manchmal verrathet er sich doch. Und der Schmied weiß es, ganz gewiß. Hat's eine Karrenzieherin erst ganz laut erzählt!“

Aber wie beweisen?

Wäre er drei Stunden früher bei der Hütte gewesen, von welcher der Senne mit den Käslaiben niedergestiegen war, der um Mittag den Toni am Zaun vor dem Dorf getroffen hatte, so hätte er ein anderes Gesicht gemacht.

Dort hatte sich am Nachmittag Folgendes zugetragen.

Der Förster Thomas war wegen seines krummen Fußes ein schlechter Bergsteiger, aber gleichwohl sah er sich veranlaßt, an diesem Nachmittag zur Brunnenwald-Alpe hinaufzusteigen.

Dort hatte er einen Bekannten und Vertrauten. Er ging, so schnell es sein steifer Fuß erlaubte. Ueberall begegneten ihm Almerinnen, welche die geweihten Kräuter in ihre Hütten trugen. Aber er wich ihnen geflissentlich aus und schritt lieber seitwärts durch das Krummholz, als daß er sich von ihnen grüßen ließ.

Anstatt den Weg entlang über die morschen Prügelbrücken zu gehen, welche über die Bergwasser gelegt waren, überschritt

er diese auf den großen Blöcken, mit denen ihr Bett besäet ist.

Endlich erreichte er die Hütte. Sie lag an einer Felswand. Ueber diese kam ein Sturz herab, der selbst eine glasklare, umgebogene, durchsichtige Wand bildete. Diese flimmernde Wand zitterte hell in einem Tümpel neben der Hütte wieder. Auf dem Gras lagen Kalktrümmer herum. Man wußte nicht, war es eine Wiese, über welche ein Bergsturz hingegangen, oder ein Steinfeld, auf welchem hie und da Gras sproßte.

Ein hungriger Hund schnupperte ihn an und die Ziegen standen neugierig auf den Blöcken umher, welche mit rothen Flechten, wie mit Blutflecken, überdeckt waren.

Der Senne, den sie den „wilden" Xaverl hießen, weil er einen Kropf hatte, wie ein Kretin, beantwortete den Gruß des Försters mürrisch.

„Morgen fahren wir ab auf die Niederalm," sagte er.

„Gehen wir in die Hütte," erwiderte der Förster.

Nach einer Weile kam ein Almenbettler gegen die Hütte heran. Das war Einer von jenen, die auf den Sennhütten Butter und Schmalz betteln gehen, um, wie sie sagen, den Winter über leben zu können, in Wirklichkeit aber die Spenden sofort um wenige Kreuzer zu verkaufen und diese in Branntwein zu vertrinken.

Er trug einen Mantel, den er gestohlen hatte. Er hatte vor ein paar Tagen im Gestrüpp eine Kuh stehen gesehen, welcher der Hirt, dem es zu warm sein mochte, seinen eignen „Kolter" (Regenmantel) um den Hals gebunden hatte. Das war jetzt der Hauptanzug des Bettlers.

Dieser Mann war vom Heraufsteigen durstig geworden. Er ging deßhalb, ehe er beim wilden Xaverl vorsprach, zunächst zur Wasserrinne, die sich der Senne mittelst ausgehöhlter Baumrinde zu einem Brunnenrohr umgestaltet hatte.

Die drinnen hatten die Schritte des Bettlers nicht gehört, weil sie vom Klingeln der Ziegenglocken übertönt wurden. Durch die breiten Ritzen der lose über einander gelegten Balken der Hütte drang aber gleich das nächste Wort in einem Augenblick, in dem die Ziegen etwas ruhiger waren, an die Ohren des Bettlers, als er sich zum Trinken auf die Kniee niederließ.

Eben wollte er, nachdem der Durst gestillt war, einen Apfel anbeißen, den er aus der Tisch-Schublade einer Bauernstube, in welcher man ihm zu essen gegeben, gestohlen hatte, als er den Arm wieder sinken ließ. Er blieb knieend.

„Thut's nit ein Fünfer auch, Xaverl?" sagte der Förster in einem schier bittenden Ton.

„Bei Leib nit," entgegnete dieser kurz.

„Meinst etwa, ich habs zum Verwerfen?"

„Stat," sagte der Xaverl ruhig. „Meinst etwa, ich weiß nit, wie Dir der Lenzl auf Schritt und Tritt nachschaut? Ein Wort kostet's mich und ich hab einen Hunderter auf der Hand."

Der Bettler vernahm jetzt einen Seufzer.

„Verlang eh wenig," sagte jetzt wieder der Senne.

„Ist das Grab wenigstens so, daß es kein Mensch findet und kein Hund oder kein Fuchs aufkratzt?"

„Das mußt Du wissen, Forstner, Du hast es ja gemacht!"

„Ich . . . hab nur wissen wollen, was Du dazu meinst?" erwiderte der Thomas ängstlich.

„Dem Wildbühler Martl seine Knochen vertragt kein Fuchs mehr," sagte der Xaverl.

„Giebst wohl noch immer Steinplatten drauf?" fuhr der Förster fort.

„Es schaut's ein jeder Mensch für ein Steinmannl* an.

* Steinmannln, kegelförmig zusammengeschichtete Platten-Haufen deuten auf dem Hochgebirge den Weg an.

Und damit sie's noch recht glauben, habe ich ihm auch noch einen Steck eingesteckt, der zum Joch weist."

Es entstand eine Pause.

„Du, Xaverl, mit meinem Fuß thuts es nimmer recht," sagte der Förster. „Bin heut da herauf recht müd worden. Ich leg mich aufs Heu."

Der Bettler hatte genug gehört. In wenigen Augenblicken war er außerhalb des Gesichtskreises der Sennhütte.

Es war heute so heiß, daß die Schwüle sogar bis zu dieser Höhe drang. Das Weidvieh wurde arg von Regenbremsen gequält, und die Wasserfälle schienen vernehmlicher zu rauschen, wie es in drückender Gewitterluft zu geschehen pflegt.

Sei es die bleierne Hitze, sei es — genug, innerhalb der Hütte geschah etwas Seltsames. Sie erweiterte sich zu einer Einöde, in der zerstreut Zirben und zerzauste, flechtenbedeckte Tannen standen. Es war ein einsamer Bergwald und Nacht, gegen Tagesanbruch. Da lag ein Verwundeter neben einem Wassertümpel im Fieber. Wo sein Finger hingriff, glitt er über schlüpferigen Reif, der aus der Erde stieg. Der Hauch des steinigen Bodens fror, wenn er in die Nacht hinauf kam. Bis ins Mark bebte der verwundete Mensch, wenn er die Unendlichkeit um sich betrachtete.

Die Nebel regneten nicht und aus den Augen trat keine Thräne.

Das Blut quoll langsam, wie der Tropfen dort aus der Steinrinne auf den Fels, aus dem Fleisch in den kleinen, grünen Bergsee. Es quoll, aber die Fluth ward davon nicht warm. Der Mensch betete, aber Gott war nicht gnädig.

Es schwirrte wohl hin und her über den Himmel — aber es waren nicht die Fittige erlösender Engel, sondern die Jochgeier, denen eine Atzung werden sollte. Bald konnten sie ihren Schnabel durch die Rippen nach dem Herzen tauchen und seine

Muskeln, die jetzt in Verzweiflung zuckten, nach vielen Zacken auseinander tragen.

Dann schrie es hoch oben wieder. Es waren wilde Rufe. Dort flogen Zugvögel, welche die Sonne nicht aufgaben, sondern ihrem Glanze über Wüsten nachzogen.

So riefen die wilden Vögel und sangen die Wasser. Aber es blieb Nacht und sein Blut quoll fort —

Jetzt kam ein Meer von Dünsten, das gegen die niedrigeren Zacken brandete. Es stieg höher. Die Sonne ging auf — ein kupferfarbener Strahl zuckte gegen ihn — abermals krachte das Mordgewehr . . .

Nein, es war nur Wetterleuchten, was in die Hütte drang und das krachende Getöse war der erste Donnerschlag.

Thomas fuhr mit einem Schrei aus seinem Schlaf.

„Uns thut's nichts," sagte der wilde Xaverl, der auf die Fichtenäste, die zum Reinigen der Schuhe in den Kothsumpf vor der Schwelle gelegt waren, hinaustrat und in die Berge schaute.

Jetzt hörte man die geweihten Glocken aus dem Thale Wetter läuten.

Den Förster litt es nicht länger an dem Orte. Er vertraute auf die Wetterkunde des Hirten und trat den Rückweg thalwärts an. Wäre ihm besser gewesen, er wäre droben geblieben.

„Mußt ihn doch tiefer graben, Xaverl," sagte er beim Abschied. „Habe heute schon einen starken Spaten bestellt."

„Ha," erwiderte der Senne, „der sagt nichts mehr. Die Schweißkammer ist ihm ausgelaufen, war ein guter Leberschuß. Ich muß es wissen, denn ich bin nit umsonst gerad dazu gekommen, wie ich die Böcke salzen* gangen bin." — —

---

* Den Ziegen und Böcken Salz reichen.

Der Bettler hatte den Lenzl gefunden. Ein solches Geschenk war ihm noch nie in seine zerlumpte Tasche gefallen, wie heute Abend. Aber schwören mußte er, stille zu sein — schwören beim heiligen Blut und beim höchsten Gut.

Der Xaverl oben las in der Abenddämmerung des heiligen Tages noch in seinem einzigen Buch, dem Geistlichen Myrrhengarten des Pater Kochem.

Der Toni aber war seit einem Jahr nicht in so vielen Wirthshäusern gewesen, als an diesem Abend. Der Lenzl war in sein Haus gekommen und hatte gesagt: „Da nimm Geld, so viel Du willst, Toni!“

Und dann hatte er ihn vor die Thüre hinausgezogen und lange, lange mit ihm gesprochen.

Heute Abend waren alle Wirthshäuser voll von Bauern und Almen-Leuten. Aber beim Löwenwirth, im Bräuhaus, in der Gaisau, beim Oberen und Unteren Wirth, auch beim Schmied, bei dem scheues Volk Branntwein trank, war von nichts Anderem die Rede, als davon: „Der Wildbühler Martl ist gefunden worden.“

Wo?

Ja, das wußte Niemand. Wer hatte es erzählt? Alle. Wer zuerst?

Niemand wußte es.

Vielleicht hätte das der Toni sagen können. Denn, bevor er im Bräuhaus gewesen war, hatte kein Mensch davon gesprochen. Auch der Lenzl war im Bräuhaus und der Pfarrer und der Zoll-Inspektor. Aber dem Jäger fiel es nicht ein, „Felsen“ zu machen. Sie redeten alle nur vom Auffinden des Leichnams. Die böse Kunde war in Aller Mund. Woher sie kam, das wußte man nicht, so wenig man weiß, von woher der Donner poltert.

Im Bräuhaus richteten sich die Blicke nach der Thüre, so

oft sie aufging. Derjenige, der am meisten wissen konnte, der Förster Thomas, war noch nicht da. Keiner redete ein Wort von ihm und doch erwarteten ihn Alle.

Aber er kam viel später als gewöhnlich. Der Gang zur Brunnenwand in der Schwüle hatte ihm arg zugesetzt.

„Nu, also der Martl, endlich!“ hieß es auf allen Seiten, als er eintrat.

Der Förster zuckte zusammen, wie wenn der Donner vor ihm in den Boden geschlagen hätte.

Das war ein Schreien und ein Erklären.

„Ja, wer denn, ums Himmelswillen, hat ihn gefunden?“ war das erste Wort, das aus der gelähmten Kehle des Thomas kam.

Wieder ein Durcheinanderschreien. „Der Lenzl hat's erzählt!“ „Beim Schmied haben sie davon gewußt.“ „Die Karrenzieher haben's aus der Gaisau mitgebracht!“

Lenzl und der Toni verwendeten ihre Blicke nicht voneinander. Als der Förster hinaustaumelte, um, wie er sagte, Untersuchung anzustellen, folgten ihm Beide.

Ohne ein Wort miteinander gewechselt zu haben, schlugen sie den gleichen Weg ein. Es war Thomas, der ihnen denselben zeigte. Aber wie schlimm war er geworden! Den Hohlweg bei der Gaisau füllte ein Brei aus, aus welchem abgehackte Baumstämme hervorragten, welche die Nachmittagsfluth von der Kohlstatt weg bis da herein geschwemmt hatte. Der Bach der Gaisau floß jenseits der Klamm in einem anderen Bett — mitten durch den Wald, dessen Boden mit grauem Schutt überlagert war. Das Bildstöckl, das den Ertrunkenen im Inn zeigte, war selbst ertränkt und ragte nur mit seiner Spitze aus Schotter und Wasser. Die Georginen im Gärtchen des Gaisauer Wirthes waren zugedeckt. Allenthalben gab es weiche Schlamm-Inseln.

Aber der Förster mit seinem krummen Bein schritt wie ein Reh des Waldes. Keine Ermüdung mehr. Es war eine Geister-Vorladung. Er gehorchte.

So ging es auf- und aufwärts über die durchfeuchteten Böden bis zum Kaser, wo der wilde Xaverl hauste.

Der schlief schon. Lange polterte der Förster. Der Jäger und Toni hielten sich im Zwielicht der Dämmerung verborgen.

„Schau Dir nur selber nach, Forstner," krächzte endlich die kropfheisere Stimme des Senners. „Solche Besuche mach ich nit."

Dann hörte man das Klirren eines eisernen Werkzeuges.

Das war aber eine Mühe, bis zum obersten Bergwald hinauf zu klettern! Ohne den aus dem sich verziehenden Gewölk vortretenden Mond hätten sie sich schwer zurechtgefunden in den Baumwurzeln von längst verschwundenen Stämmen. Wie Gespenster standen graue, abgedorrte Tannen herum. Die hoch geschwellten Wasser übertönten jedes Geräusch der Schritte.

Und jetzt abermals die nämliche Schaubühne, die sich in der Hütte aufgethan hatte — Zirben, zerzauste Tannen, einsame Berggegend. Im fernen Süden lag mattes Mondlicht auf dem Zillerthaler Eis. In unsäglicher Weite des Westens aber lag gelblicher Schimmer, wie man ihn oft in Spätsommernächten stundenlang nach dem Untergang der Sonne wahrnimmt, den Wiederschein eines Brandes. Nämliche Schaubühne, aber ein anderer Mensch.

Denn der Verwundete, der dort sich verblutete und den nochmals das Blei traf, kam jetzt als Gerippe unter den Steinen zum Vorschein. Die Kleider waren zerfallen — einige Geldstücke klebten am Knochenleim der Rippen.

„Lüge!" brüllte der Förster in die Nacht hinaus, „da ist er ja!"

„Jetzt geh!" sagte der Lenzl zu Toni.

Und da stand er, im undeutlichen Mondlicht.

Thomas taumelte zurück, aber nur einen Augenblick.

Dann sagte er mit wahnsinnig klingender, unheimlich ruhiger Stimme: „So, jetzt findet der Martl seinen Schlafkameraden. Dich hab ich hinstrecken wollen, Dich, elender Knecht, hab ich gemeint, auf die Deck' zu bringen, wie ich den Martl erschossen hab. Die Moidel wär mein gewesen. Siehst es, Knecht, verwechselt hab ich euch. Dir hab ich abgepaßt, wie Du von der Holzarbeit gekommen bist. Jetzt, Spion, Lump — jetzt sollst es wissen, bevor ich Dich niederschieß'. Mein ist die Moidel — denn ehe sie deine Brut verkommen läßt, wird sie mir weich. Oh Du Tropf Du! Mir hast Du nachgehen wollen? Jetzt bist mir vor dem Schuß, vorwärts, auf die Kniee! Bärenköder sollst Du werden, Du feiger Angeber!"

„So, also dem armen Toni hat's gegolten?" ertönte hinter dem Thomas eine Stimme. „Ja, ja, so ein Aas-Jäger, wie Du, der zu Allem seine eingehängten Winterfenster braucht — der Brillen mit sich tragt, dem kann das schon unterkommen. Aber, komm Alter, jetzt gehn wir miteinander. Der Herr Zollinspektor wird sich recht freuen."

Einen Augenblick lang war das „Steinmannl", neben dessen Platten das geöffnete Grab sich aufthat, nicht regungsloser als der Förster über diese Ansprache des Jägers Lenzl.

Im nächsten Augenblick aber regte sich der Arm, der Hahn schnellte und der Thomas lag, vom eigenen Geschoß getroffen, neben dem Todten.

Stille herrschte. Nach langer Pause sagte der Jäger: „Er hat sich selbst den Lohn gegeben. Er ist hinüber. Sein Recht ist ihm geschehen."

Der Steinmann aber zeigte unverwandt mit dem Stock, den ihm der Senne gegeben hatte, nach dem Joch. Dorthin

geht der Weg „hinüber“, dort oben erschließt sich anderer Gesichtskreis. Starr weist er fort und fort nach der Höhe, jenseits deren sich das Unbekannte ausdehnt.

An der Drau.

Vor etwa fünfzehn Jahren glaubte man eine Reise gemacht zu haben, wenn man sich zwischen den Riffen des Ampezzaner Thales lustwandeln sah. Das Dasein von Toblach, Höhlenstein, Schluderbach und Cortina fand sich im Gedächtniß-Register einiger Bergnarren. Jetzt ist es so weit gekommen, daß die österreichische Südbahn (deren Leitung bei Erschließung unserer Alpen der Löwenantheil zufällt) im Hochsommer ihre Züge in einer Weise einrichtet, welche gestattet, noch um neun Uhr Vormittags einen Abschiedsblick auf die Münchener Schützenstraße zu werfen und den letzten Sonnenstrahl von den vielgefeierten „Drei Zinnen“ (Tre Cime di Lavaredo) wiederglänzen zu sehen.

Was schaut so ein Mann in einem Tage! Die baierische Hochebene, das grüne Innthal, die wechselvollen Bilder des Brenner, die Nacht seiner Tunnels und den blauen Schein der Gletscherschlünde, die Vorstaffeln der Hohen Tauern, die Ferner von Antholz, endlich die Welsberger und Ampezzaner Dolomithörner. Dabei kann er noch vorgreifende Blicke aussenden und seine Einbildungskraft, von einigen Merkzeichen angereizt, spazieren gehen lassen. Zwischen Franzensfeste und Mühlbach deuten ihm die Kastanien neben dem Schienenweg und der Schlern am Himmel das Paradies an, durch welches Eisak und Etsch strömen, und jener Fittig trägt ihn alsdann

hinab zum herrlichen Bozen, zur Mendel, zum Salurner Schloß. Und wenn er in Toblach aussteigt, findet er sich wieder wo er des Morgens war — im Wasserbereich der Donau. Die hohe Stange zeigt ihm die Quellengrenze der Meere.

Dort kommt die Drau aus dem jugendgrünen Lärchenwald heraus, und die ferne Bläue der Lienzer Kalkmauern läßt ihm jene karantanischen Marken ahnen, wo der Bajuware mit dem Slovenen eifert, wo die Nachkommen der Völker Tazzilo's, die den Slaven zurückschoben und das große Oesterreich vorbereiteten, bezirkshauptmannschaftlich illyrisirt werden — die Germania Irredenta an Drau und Save.

Ich zweifle, ob man binnen acht Stunden in Europa irgendwo noch eine Fahrt unternehmen kann, die so viel zu schauen und zu denken giebt. Tausende sind gewiß der Meinung: Nein. Und eben diesen Tausenden ist es zuzuschreiben, wenn es heute dort zugeht wie auf einer großstädtischen Hauptstraße, wenn mitten in den schauerlichen Wildnissen der Alpenstraße fort und fort gebaut wird, und die „Drei Zinnen", von denen vor fünfzehn Jahren Paul Grohmann zum ersten Mal erzählte, heute in aller Welt schon auf Fenster-Rouleaux zu sehen sind.

So kann es auch keineswegs der Zweck dieser Zeilen sein, den Ampezzanern u. s. w. neue Passagier-Frachten zuzuführen. Sie haben deren genug, und die alte Strada di Alemagna ist zu Weltruhm gelangt. Ich möchte vielmehr einige kritische Glossen anbringen.

Die beiden Thäler, das zwischen Toblach und dem Gemärk, sowie das zwischen Gemärk und Cortina (Ampezzo), die man gewöhnlich zusammen Ampezzaner Thal nennt, bieten Schaustücke ersten Ranges. Indessen würde man sich täuschen, wenn man glaubte, daß dieselben einzige oder auch

nur eigenartige seien. Unsere Isar-Quellen-Thäler, Gleirsch, Hinterau, Karwändel geben ihnen nichts nach, noch weniger Tschamin bei Bozen, Duron in Fassa, überhaupt die ganze Rosengarten-Gruppe und noch andere. Da man über Geschmack nicht streitet, so erkenne ich die allgemeine Bewunderung an, doch erlaube ich mir nach meinem eigenen Gefühl beizufügen, daß derlei bizarre Gestaltungen mehr sensationell aufregen, als befriedigen. Ich für meinen Theil lobe mir den Donner der Tauernströme und die Pracht jener Eisfelder, aus denen Venediger und Glockner sich erheben. Die stummen Dolomiten erscheinen mir als Leichensteine, und eine Wanderung durch sie macht mir den Eindruck eines Traumes. Darum liegt auch, gleich Eisblink, über den Tauern ein zweiter Glanz: der des Märchens und der Sage. Beide blieben dort schweigsam wie die Dolomitsäulen selbst. In zahllosen Wasserstürzen spricht der Tauern-Alte.

Selbstverständlich aber stimme ich zu, wenn Jemand sagt, daß das Ampezzaner Thal gesehen haben muß, wer die Alpen kennen gelernt haben will. Aber eben in Anbetracht dessen, was ich eben sagte, möchte ich den Rath geben, es im Frühsommer aufzusuchen. Dann erscheinen die Dinge, welche mir jenes wundersame Gebirge unheimlich machen, viel weniger auffallend. Im Frühsommer bringen es auch die regungslosen Stein-Kare zu buntem Leben. Hier und dort rauscht es in der Tiefe oder weht von der Höhe herab, wo es späterhin Karst-ähnlich schweigt. Der vielgefeierte Spiegel des Monte Cristallo-Gletschers, der Düren-See, der im September zur Schlammpfütze geworden ist, schaut jetzt wie ein leibhaftiger grüner tiefer Alpensee aus. Vor Allem aber muß ich die Blumenmenge rühmen. Wer beispielsweise in das Thal der Schwarzen Rienz bei Höhlenstein an einem Junitage geht,

könnte eine bogenlange Flora schreiben. Morgendlicher Frühlingsglanz, blaue Gentianen, allgegenwärtige Wasser — man müßte tief in den Brunnen der Lyrik hinabschöpfen, um so viel Inhalt zu fassen, daß all dies versinnlicht und in die Anschauung eingeführt werden kann.

Das Ampezzaner Thal ist häufig besprochen worden. Darum sei hier angeführt, was sich verändert hat — nebst Einigem, was geblieben ist. Das „Bergschloß" der Südbahn am Nadelwaldsaum von Toblach, welches eben diese hat erbauen lassen, um die Völker unterzubringen, ist um die Hälfte vergrößert worden. Es dient Gästen von wohlerzogenen Bedürfnissen.

In Höhlenstein, Schluderbach — allenthalben Bauten und Fortschritt. Geblieben dagegen ist die Inschrift Landro, durch welches, wenigstens der Rechtschreibung nach, keiner Sprache angehörige Wort verheimlicht werden soll, daß sich in der nebenan aufsteigenden Steilwand des Höhlenstein eine Höhle befinde. Die Höhen sind noch Tauern-ähnlich weiß, und im Bergwald ruft der Kuckuck.

Kehren wir zur Wasserscheide und an die jugendliche Drau zurück. Es ist eine schöne Einsamkeit, durch welche bis zum offenen Felde von Lienz der Schienenweg angelegt ist. So einsam ist es nicht einmal auf dem Brenner, überhaupt nirgends neben einer Eisenbahn in den Bergen.

Die Welle nagt an den Wurzeln der Erlen, durch Fichtenwipfel ziehen Nebel, und über den Nebeln ragen die Kare der „Unholde" auf. An manchen Stellen ist die Straße zum Theil mit Gras bewachsen. Der Mensch wehrt sich gegen die Berghalde. Da werden cyklopische Mauern aufgeführt, um den Schienenweg gegen bewegliches Gestein zu schützen. Das Feuer der Schmiede lodert unter dem Hauch des Blasbalges, und das Rauschen des Flusses vermag nicht mehr den Auf-

schlag der Steinmetzhämmer auf den Kalkblöcken zu übertönen.

Weiter unten, jenseit Nikolsdorfs, tritt die Drau in Kärnten ein. Hier ist es geboten, von gewohntem Pfade abzuirren und in die Einsamkeit zu gehen. Dem Nachbildner der Landschaft eröffnet sich eine Fülle.

Wäre die cut and dried dulness unserer Guide-books nicht, so wären schon viele aus ferner Gegend an diesen Ufern herumgegangen.

An den Vorstaffeln des Dolomitstockes der Laserze fließen zwischen Fichtenwurzeln Quellen aus der Felswand. In ihnen hat der Lienzer Fischer Glanzl seine Zucht angelegt. Von hier aus werden die Wasser zwischen den Bergen mit Forellenbrut angefüllt. Sämmtliche Maler möchte ich vor diese Wasser stellen und sie fragen: ob sie sammt den in der Fluth wallenden Conserven jemals irgendwo solches Grün glänzen gesehen haben.

Man nennt es dort Moosbrunn. Ich widerstehe der Neigung nicht, weiter zu schildern. Orchideen blühen im Moos; am Rande des Borns, der sich alsbald in tiefem Becken ausweitet, Vergißmeinnicht. Im Wald liegen wirres Gezweige, morsches Gebälke, Häusertrümmer, vor einem Jahr durch die Hochfluth der nämlichen Drau, schier unglaublich, dahergetragen, die jetzt von einem aus Frühsommergewölk schief vorbrechenden Sonnenstrahl schräg getroffen, in weiter Ferne aufleuchtet wie ein Magnesium-Feuer — wie weißer Blitz, der zugleich von ihrer Heimath, den Fernern, Kunde bringt und zugleich droht.

Ueberall schießt es in den Bächen, welche durch weiche Ufer, zu Gries zermahlenem Glimmergestein, aus dem die katzensilberigen Blättchen herausflimmern, pfeilschnell von Forellen herum. Man sieht, daß man in Kärntner-Land angekommen ist, dem gelobten Grunde der Fischer. Dort im Nordosten, über Dellach hinauf, zieht sich der Draißnitz-Graben. In sei-

nem Wildwasser wimmelt es von Forellen. Zu alleroberst sind die „Sieben Seen“, zu denen man sieben Stunden emporsteigen muß. In ihnen hausen Schaaren von Saiblingen. Aus dem großen Millstätter-See zieht der Angler Hechte, Waller und Lachsforellen. Jetzt, im Monat der reichlichen Wasser, des frischen Eschenlaubes und der Heckenrosen, der vielen seltsamen Stimmen des Waldes, welche von den Geheimnissen der Sonnenwende reden, begreift es sich leichter, daß es Menschen giebt, die mit einer Angelruthe in der Hand Tage lang am Strand hin und her gehen, ins Buschwerk und in die Wellen schauen. Am rechten Drau-Ufer zwischen Dölsach und Oberdrauburg ist ein allgegenwärtiges Gefluthe solcher Rinnsale.

Die Mutter Gottes von Lavant hat sich in Fichten niedergelassen, über denen die Schneefelder der Laserzer Spitze liegen. Auf meiner Wallfahrt begegnete mir ein armer Mensch, mit einem armen, schweren braunen Röcklein und mit gleichfarbigen Hosen angethan, die er sich aus einer geschenkten Franziskanerkutte zugeschnitten hatte. Mühsam betete er die Kapellchen des Kreuzweges ab.

Während wir zusammen plauderten und ich in einigen trockenen Worten die Schönheit des Ortes lobte, meinte er: daß jetzt nur noch arme „Lotter“ da herauf pilgerten; denn „die Geld haben, gehn nimmer Kirchet.“ Er hat nicht Unrecht, denn nur der arme Lotter von Idealist läßt sich in so entlegenen Gnadenstätten blicken. Er schaut zur Glorie hinauf, in der jenseit einiges niedrigen Gewölkes Felsen glimmen, vom abtriefenden Wasser höherer Schneelager überrieselt.

Auch denkt er an die Ewigkeit — an die Ewigkeit nämlich, die hinter uns liegen mag, seit der Wassersturz, der von den Karen zwischen Laserz-Spitze und Hochstadel abgeht und einmal auf dem ebenen Boden des Drauthals aufschmetterte,

jetzt sich weit hinein zurückgesägt hat, daß er nur noch von entfernten Standpunkten aus zu sehen ist. Hin und hin sind solche Stürze und Klammen, hier beim Galizenschmied hinter Amlach und allenthalben zwischen den Kalkwänden der Lienzer Klause.

Geht man weiter den Draustrom abwärts, so findet man allgemach, daß sich der Charakter der Landschaft ändert. Zwischen seine Ufer und die Dolomite im Süden schiebt sich jetzt das Gailthal ein. Manche Erscheinung illyrischen Pflanzenwuchses tritt auf, andere gewöhnliche Ansiedler der westlichen Berggegenden, wie die Tamarix Germanica, deren feines Geäst, wenn bereift, die weiten Flußauen Silberfiligran zudeckt, erreichen hier ihre Ostgrenze. Unter hohen Linden steht zu Sachsenburg abermals eine „Blutkapelle" — Denkmal uralten Bajuwarensieges über Slaven. Häuser, Menschen, Gewohnheiten ändern sich zusehends, und das „Illyrien" des Korsen, das bis hier, ja bis zur Wasserscheide hinauf reichte, zeugt vom wunderlichen Tiefblick, von der seltsamen Begabung des Staaten-Zertrümmerers.

Auch der alljährliche Wanderzug der Deutschen erreicht nur in verhältnißmäßig geringen versprengten Ausläufern die Kärntner Seen, die Karawanken, die karantanischen Berge des Drau-Ufers. Und doch steht dort das einladende Villach und erhebt sich die Villacher Alpe mit ihrem Gesichtskreise. Dies ist aber die herrlichste Aussichtswarte in den Gebieten, in welchen man unsere Muttersprache redet. Sie schaut auf sämmtliche Tauern, auf Triglav und Marmolata und auf große blaue Flächen, die Wasserbecken Kärntens. Jeder, der reist, sollte einmal in seinem Leben dort oben gewesen sein.

Zum Schlusse noch eine Glosse. Am Fuße der Villacher Alpe wird ein Dörfchen, Heilig-Geist, von Nadelholz beschattet. Man ist dort noch hoch über dem Meere — man erblickt den

Wörther See und, ferneblau, wie diesen, die steierische Kar-Alpe. Das ist eine der schönsten Sommerfrischen, die zwischen dem Bodensee und der Save zu finden sind.

Hundsposttage im Pusterthal.

Unser aller Meister im Feuilleton (freilich wurde es damals noch nicht in Zeitungen abgedruckt, sondern erschien auf dem Löschpapier unansehnlicher Bücher) — unser Meister im Feuilleton, Jean Paul Richter, hat bei seinem ein klein wenig ähnlich klingenden Titel von wundersamen Gedankenranken an etwas Anderes gedacht, als ich mit der hier aufzustellenden Reihe kleiner Bilder. Bei mir handelt es sich um eine wirkliche Post, jedoch um eine unsichtbare.

Auf dem ersten Bilde sieht man das grüne Pusterthal. Der Flachs blüht in Sternen so blau wie nordische Augen der im Hotel-Umkreis lustwandelnden Mißes. Es ist Hochsaison, große Bewegung in Koffern, Portiersmützen, Geldbrieftaschen. Es weht Luft wie ein Destillat aus Lärchwald, Rosenblüthe, Alpenwiesen und Schneefeld-Hauch. Die Ernte in den tieferen Thälern hat auf gelbem Felde begonnen. Hier oben, wo die Halme noch in grünen Wellen gehen, beginnt sie in den mit Schildern versehenen Häusern.

Um Mitternacht glänzt es noch von Lichtern am Saum des Toblacher Gehölzes — von Lampen im Südbahn-Hotel, nicht, wie vor Jahren, von Irrwischen, die nichts Anderes waren, als die armen Seelen erschlagener Baiern und Tiroler.

Ein Rollen irgendwo. Der Himmel verfinstert sich etwas. Gegen die Tauern hinein, auf dem Villgrattener Kamm, übers

Gailthal, gleichviel, es ziehen Gewitter über die Höhen. Hie und da durchreißt ein blendender Zickzackstrahl den Himmel, die Glocken beginnen ihr Läuten, um mit den Klängen geweihten Metalles Unheil fern zu halten. Es wird frisch. Man holt Plaids und Ueberzieher. Auf einmal ist das Alles vorüber. Die Meteorologie wird wieder kalt gestellt und es entspinnt sich Fortsetzung der Dialoge und Chöre, bei denen Reisende, Wirthe, Kutscher — und Alles, was Sommer-Insasse dieser Pracht-Einsamkeit ist, mitwirken.

Indessen gäbe es noch allerlei Anderes zu sehen. Gegen die Lienzer Unholde, die wilden Zacken hinab, stützen sich drei Regenbogen übereinander auf graue Wolkenfetzen. Ein Bach verändert jäh die Farbe — bis jetzt floß er glashell, auf einmal kommt er braun daher. Entwurzelte Sträucher und Holzscheiter schwimmen darin. Gleichwohl ist, so weit das Auge reicht, kein Tropfen Regen gefallen.

Zweites Bild. Im Hotel Toblach sitzt das Wandervolk. Einige sind in geistreichste Gespräche verwickelt und der Vaterlandsfreund bedauert beim Anhören derselben, daß man die Ministerien für auswärtige Politik, für Krieg, für Handel und National-Oekonomie nicht aus den Reihen dieser Trefflichen besetzt hat. Schon ist die irische, tunesische, bulgarische und czechische Frage abgethan. Der gebildete Deutsche hat seine Ansichten über Tabakmonopol und Antisemitismus nicht verheimlicht. Auf einmal geht es aber wie Gähnen durch den Saal. Es ist die Stunde der Fütterung gekommen — worunter nicht das herkömmliche Diner, sondern die Herbeischaffung des Gedankenvorraths für die nächsten vierundzwanzig Stunden, mit einem Wort, die Ankunft der Zeitung, verstanden wird.

„Nu, was ist denn heute? Kommt die Post gar nicht?"

„Zugsverspätung," hallt und flüstert es da und dort.

Wie sich der Magen an Stunden und Viertelstunden an-

paßt, mit deren Verlauf er Suppe, Kaffee, eine Cigarre haben muß, so der Kopf in Bezug auf die Zufuhr von „Neuem".

Es geht, wie man sagt, von nun an „nichts mehr zusammen". Unruhiges, unstätes Wesen verdrängt die frühere Seßhaftigkeit. Fragen und Verwünschungen ersetzen den geistreichen Excursus. Endlich treten ungeheuerliche Legenden auf. „In Kärnten unten ist die Bahn auf Meilen zerstört —"

„Großartige Abrutschung, unbekannt wo."

Endlich werden die Pessimisten durch Nachrichten von der Station widerlegt. Keine Spur von alle dem. Der durchgehende Verkehr ist wohl dort unten in der Lienzer Klause für jetzt unterbrochen. Man wird aber von morgen ab mit den Zügen bis nahe an den Ort der Verwüstung hinfahren, jenseits desselben einen anderen Zug warten lassen, den die Fußwanderer auf kleineren Umwegen an der Berghalde hin erreichen mögen.

„Ja, aber unsere Post!" ruft es von allen Seiten.

Die Herren von der Eisenbahn zucken die Achseln. Nicht sie sind es, welche die Beförderung der Post angeht.

Und so wurde aus Abend und Morgen der zweite Tag. Es pfeift.

Ein Zug klappert herein, aus der Richtung von Osten, aus der Richtung des Ortes her, wo der Unfall, über den man noch immer nichts Näheres gehört hat, dem Postwagen Halt bot. Es steigen Reisende aus. Man trägt ihnen ihr Gepäck nach.

„Wo kommen diese her?"

Antwort: „Von Lienz. Sie sind von dort mit einem Zuge bis zur unterbrochenen Stelle gebracht worden, haben dann auf einem Fußwege diese umgangen und sind in bereit gehaltene Wagen eingestiegen, welche dieselben bis zu diesem anderen Zuge brachten."

„Und ihre Koffer?"

„Die Koffer? Die sind von Bediensteten der Bahn und anderen Helfern getragen worden."

„Um so besser. Dann erhalten wir auch unsere Zeitungen und Briefe."

Aber der Zug hat nichts gebracht von dem Erwarteten. Es folgen drei andere, sie bringen nichts. Aus Abend und Morgen wird der dritte Tag. Regelmäßig wie immer kommen und gehen die Züge. Man hört des Tages acht bis zwölf Mal das Lokomotivpfeifen. Man sieht die Reisenden, man sieht ihre Koffer schleppen. Keine Post von Osten. Graz, Triest, Wien schweigen für Pusterthal und Ampezzo, die ersten Sommerfrischgegenden der österreichischen Berge. Die Engländer brummen, die Norddeutschen lassen etwas wie von „verlotterten Oesterreich" verlauten, unsere Landsleute raunen sich untereinander in die Ohren: „Ja, so was, das kommt nur bei uns vor!"

Am vierten Tage kamen die Wiener Zeitungen. Die gequälten Beamten der „Ambulanz" haben in Franzensfeste ganze Papierberge übernommen. Man hat diese Berge über Innsbruck hierher wandern lassen. Um sich das Herübertragen über eine Wegviertelstunde zu ersparen, hat man — den geringsten Eisenbahnumweg von Lienz nach Toblach, den über Villach, Selzthal-Vörgl, angenommen — die Briefe zu einer Reise von 580 Kilometern gezwungen.

Wir versetzen uns nun, um das dritte Bild zu sehen, in den Abend zurück, an welchem die Pusterthaler Gäste gegen Osten die ziehenden Wetter und die Regenbogen wahrnahmen. Jetzt befinden wir uns in den schlachtenberühmten Engpässen westlich von Lienz.

Wir schauen nach Süden. Vor uns starren die Steilwände des Jura- und Kalkgebirges, welches hier die Thäler

der Drau und Gail trennt. Hinter uns steigt in sanften Hängen das mächtige Gneißgebirge des Central-Walles an. Vor einer Viertelstunde hätten wir unter uns den Schienenweg erblickt, von einem Wächterhaus gehütet, von Wiesen und dem buschigen Gestade der Drau begrenzt. Seit einigen Minuten ist das anders geworden. Aus dem Gamsgraben, gerade gegenüber von unserem Standort, einer ins Kalkgebirge gerissenen Falte, hat ein Bach, den man meist übersieht, einen Geröllberg herausgewälzt, der sich alsbald in die Drau vorlagerte. Geschoben hat die Bachfluth, gethan aber haben es diejenigen, die den wälschen Borkenkäfern, genannt Lazzaris zu Perarollo, gestattet haben, binnen kurzer Frist mehr als viertausend Musseln (Holzstämme) aus dem engen Graben herauszuschaffen.

Das Bahnwächterhaus ist eine Insel, rings von Schlamm, Wassern und Steinblöcken umgeben. Oben am Hange steht das gelbe Getreide, unten aber ist Alles graue Fläche geworden. Nur einige Waldinseln, zwischen denen schmutzige Wasser schäumend herabrieseln, deuten an, was da noch vor wenigen Augenblicken zu sehen war.

Man würde nicht glauben, daß hier jemals eine Eisenbahn gewesen sei, wenn nicht die Insel des Wächterhäuschens mit ihrem hoch überschütteten Gärtchen wäre und hier und dort aus dem Schutt eine verborgene Schiene herausschaute.

Ein weggerissener Brückenpfeiler, ein Schienenstrang, der von ihm über die Wellen hinausschaut, mitten in Schlamminseln die Spitzen der Umzäunung, die sonst den Bahnkörper einfriedete, sind andere Spuren von ihr.

Es ist eine Kleinigkeit, auf der Nordseite auf einem Wiesenweg die Gräuel der Verwüstung zu umgehen. Wo die Schienen wieder aus dem grauen Felde emportauchen, nahe an der Grenze der Verheerung, dort steht der von Lienz den Reisen-

den entgegen gekommene Zug. Alle Welt benützt die kurze Entfernung dieses Pfades. Die schweren Koffer der Reisenden werden auf ihm getragen. Niemandem fällt es ein, wegen dieser Lücke 580 Kilometer Umweg einzuschlagen. Nur die Post, die auf dem Spinozistischen Standpunkte steht, daß vier Tage gar nichts sind gegen die Ewigkeit, zieht den Zirkel, der hier anhebt und durch vier Kronländer, Tirol, Kärnten, Steiermark und Salzburg, gezogen wird, um wieder im Pusterthal anzukommen, diesem kleinen Gange vor.

Würde es die Eisenbahn gerade so machen, so läge wohl der Herbstnebel über diesem Hochthal, bevor die Lokomotive nach wie vor hier durchsauste. Da klirren aber schon allenthalben die Werkzeuge, hunderte von Menschen rühren sich, um den Fluß zurechtzuweisen und die Wildheiten der Naturlaune eisenbewaffnet zurückzuweisen. Stege sind allenthalben geschlagen, und auch die Soldaten, die Jäger von Heunfels, von kundigem und unermüdlichem Offizier angeleitet, bearbeiten als Feinde die entgegengestemmten Schotterwälle.

Die malerische Wirkung ist eine merkwürdige. Auf unserer Höhe erblicken wir den plötzlich zu Ansehen gekommenen schmalen Fußsteig und links und rechts das von Reisenden und Neugierigen zertretene Getreide. Zu Hunderten stehen die Landsbewohner da und schauen in den Gamsbach, seine Runsen und Schneefelder hinein. Ihr Staunen kann gelten als unbewußte Huldigung gegenüber der Macht, welche da waltet als ob keine menschlichen Zwecke auf der Welt wären. Ueber das Getreide hinweg ziehen sich jetzt die Drähte des Telegraphen, den man aus der Geröllwüste unten hier herauf verpflanzt hat. Die Drähte singen im Bergwind. Neben dem kleinen Heiligthum Sanct Udalrici, das auf dieser Höhe steht, von uralter Sage umwoben, blühen die gelbgrünen Doldenteller des Flieder, nicht minder gefeiert in wunderlichen, halb

verschollenen Vorstellungen des Bergvolkes. Ab und zu fliegt ein Schmetterling durch ihren betäubenden Hauch.

Das alte Heiligthum ist die Ruhe in diesem Bild, denn alles Andere bewegt sich, macht Getöse. Da ist die graue Drau, welche der Bergstrom in ihr altes Bett weiter gegen Norden hinüber warf; in sie hinein sausen über Steinwülste und Hügel hinweg, welche gestern noch nicht waren, gelbe Wasser in netzreichem Delta; glasklar aber kommt zwischen die Drauwellen herein von Norden her der Thaler Bach. Dort zwischen den Auen lagern müde Italiener um ihr Feuer; in der Tiefe auf der Gasse steht, an der hellen Uniform erkennbar, der Offizier mitten im Gewimmel und befiehlt; dort branden die Wellen gegen die westlichen Häuser der Ansiedelung „In der Aue"; dort windet sich die Hauptstraße, deren Steinunterlage weit thalabwärts gewälzt worden ist, aus See und Strömung heraus; dort zittern kothüberdeckte Erlen mitten in den Wirbeln der unbändigen Wasser.

Von solchem Standorte aus wird der Plan des Naturdramas klar. Vorspiel: Blitz, Donner, Fluthregen. Erster Akt: Im Graben des Gamsbaches stürzen Wasser von den steilen Halden zur Tiefe. Der Graben hat keine Thalsohle. Die Wasser gewinnen alsbald in der jäh geneigten Rinne große Gewalt. Theile der nackten Halden, durch Holz, das vor Zeiten an ihnen hinabgeworfen worden ist, entblößt und aufgeschürft, rutschen, vom Regen aufgeweicht, hinab. Eine Weile halten sie das Wasser auf. Bald aber gewinnt dieses die Obermacht und schiebt sie eiligst thalabwärts hinaus. Der erste Akt endet mit Knalleffekt. Die ganze Fracht des Gams-Grabens, Wasser, Blöcke, Kalkgeröll, Schlammhaufen, Wurzelwerk, alte Stämme, kracht donnernd über das enge Drauthal, die Eisenbahn und die Straße hinweg zu dessen nördlichem Hang hinüber.

Zweiter Akt: Die Drau staut sich vor diesem Wall. Hinter dem Wall bildet sich aus den Drauwassern ein See, in dem die Bahn versinkt, vor ihm hört der Fluß auf zu fließen, so daß einem Wanderer, der sich um diese Zeit weiter thalabwärts befunden hätte, urplötzlich das ihm kaum erklärliche Schauspiel eines fast verschwindenden Flusses geboten worden wäre. Dieser Akt bereitet aber nur die Peripetie des Dramas im folgenden vor. Denn schon in seiner letzten Scene sehen wir, wie der aus dem Gams-Graben hereingebrachte Wall zu zittern beginnt, wie er sich bewegt, wie er endlich sich theilt. Der See rückt vor und wird zum wüthenden Strom. So endet auch dieser Akt mit ohrenbetäubendem Donner der Wasser und Felsblöcke.

Dritter Akt: Bevor der Mensch sich hier seinen Schienenweg erbaute, floß die Drau in einem anderen Bett. Man hat ihr, um Raum für diesen zu gewinnen, das jetzige geschaffen. In diesem allgemeinen Aufruhr aber, aufgestachelt durch die tobend allenthalben vordringenden Wasser der Seitengräben, verachtet der zu ungewöhnlicher Gewalt gelangte Strom die Schranke des Menschen und dringt wieder in das alte freie Bett, in die altgewohnte Wandelbahn.

In dieser fand er Pflanzungen und andere Denkmäler menschlicher Hand vor, die er alsbald vernichtete. Straße, Felder, Bäume verschwanden sofort. Den Chor zu diesen Scenen der Wuth bilden die Hilferufe bedrohter Menschen.

Das Nachspiel besteht im Zusammensturz einiger Häuser, in durchwühlter Straße und in der unsichtbaren Post.

Die Exposition des Schauspieles ist zu Ende und die Gedanken, die es anregt, überläßt der Dramaturg dem geehrten Leser. Weil er diesen aber nun schon doch einmal in die einsame Schlucht der Lienzer Klause und ins Pusterthal geführt hat, so gestattet er sich, den unerfreulichen und aufregenden Bildern einige anmuthigere anzufügen.

Das Pusterthal ist das einzige Hochthal unserer Alpen, das von vielen Ansiedelungen belebt und von einem Schienenweg durchzogen wird. Seine höchsten Dörfer neben der Eisenbahn liegen um zweihundert Meter und mehr höher als die Semmeringhöhe über dem Meere. Dadurch, sodann durch gute Wirthshäuser, insbesondere aber durch die augenscheinliche Gunst, die ihm in Bezug auf Verkehr die Südbahn zuwendet, ist es unser Engadin geworden. Wer die Qualen der Hundstage flieht, geht mit Vorliebe dort hinauf und thut Recht daran. Der eigenthümliche Umstand, daß es ein Doppelthal ist, eine lange Spalte zwischen Gneiß und Kalk (allgemein gesprochen), daß seine Wasser zu zwei Meeren rinnen, ja daß man es sozusagen als ein langhin gezogenes Joch betrachten kann, dessen eine Abdachung gegen Osten, die andere gegen Westen sich hinabzieht, bewirkt eine Ventilirung, ein Durchströmen regelmäßiger Luftzüge, wie sie bei anderen gleich hohen Sommerfrischorten nicht vorkommen. Klobenstein auf dem Ritten beispielsweise und Razes am Schlern, in gleicher Höhe mit dem Toblacher Felde, werden nicht so gekühlt wie dieses.

Aus gleichen Gründen wird auch der Brenner von den sich durch seine Einsattelung durchzwängenden Luftströmen mehr erfrischt, als jene zwei auf Hochflächen sitzenden Ansiedelungen.

Der Umstand aber, daß dieses Pusterthal mit Dörfern bedeckt ist, bedingt, daß seine Sohle entwaldet sein muß. Die Inwohner können keine Nadelhölzer vor ihrem Thurm brauchen, sie bedürfen der Wiesen und Felder. Wald bemerkt man nur an den Hängen, insbesondere an den schattseitigen. Aus diesem Sachverhalt, der mit der Kultur zusammenhängt, ergiebt sich das Schauspiel, das alljährlich aufgeführt wird. Es giebt von Sillian bis Franzensfeste keinen Bahnhof, in welchem man während des Hochsommers nicht täglich Leute mit Kind und Kegel aussteigen sieht, welche nach einer Sommerfrische mit

Waldschatten fragen. Unseren Reisehandbüchern, denen die Hinweisung auf solche Dinge zu wenig sportmäßig vorkommt, können sie keine Belehrung entnehmen. So irren sie herum und kehren schließlich enttäuscht zurück. Denn da, wo sich in allernächster Nähe der sehnlichst begehrte Waldschatten vorfindet, stehen keine Häuser. Und wo sie vom Zufall oder von kluger Absicht hingestellt worden sind, dort muß man mehr Leute abweisen, als man aufzunehmen vermag. Hin und her wird das Pusterthal von Familienvätern befahren, die aus ihrem rothen oder braunen oder grünen Buch wohl erfahren, wie es mit diesem und jenem Paß, dieser und jener Spitze steht, die sich aber selbst auf die Suche begeben müssen, um für ihre Familie, die in irgend einem Dorfwirthshaus auf sie wartet, eine Oertlichkeit mit Baumschatten — der im Juli und August mindestens so wichtig sein soll als eine Führerliste — aufzuspüren.

In neuester Zeit ist eben diesem wichtigen Bedürfniß nur an einer einzigen Stelle Rechnung getragen worden, nämlich durch die Erbauung des Südbahnhauses am Lärchwald von Toblach. Was sich noch dem an Lage Aehnliches findet, stammt aus alten Tagen her. Diese alten Tage, die verschrieen sind, hatten doch vor unserer Aufklärung so gar Vieles voraus. Auf hundert Quellen, die im Fichtenschatten sprudeln, deren grüner Bord rings von dunklen Gängen verschont wird, und neben denen ein freundliches Obdach steht, kommen neunundneunzig auf vergangene Jahrhunderte, das Obdach nämlich. Der sogenannte dumme Tiroler Bauer baute sich — den Germanen des Tacitus gleich — dort an, wo „Quelle und Hain lockten". So ist Weitlahnbrunn, so Innichens Wildbad, so Waldbrun, so Ramwald, so Neu-Prags und Dutzende andere Orte entstanden.

Die Aufklärung baut derlei nicht, obwohl dort das Geld

im Walddunkel liegt. Wo es, wie, der Ausnahme zu lieb, in Toblach, Vahrn, doch geschehen ist, dort beweist das vergnügte Gesicht der Gastherren, daß ihnen ihr Gedanke nachträglich nicht übel vorkommt. Man baue also. Man baue beispielsweise an die herrlichen Quellen im Hochwald von Holbruck, wo einst ein in den Jahrhunderten verschwundenes Badl stand. Man baue an den Pragser Wildsee. Man baue in den Wäldern von Bruneck.

Diese Gedanken drängten sich dem Darsteller oben mitgetheilter Veduten auf, als er im engen Waldthale von Mittewald auf der Rückkehr begriffen war von der Bühne der gewaltthätigen Auftritte und von der Suche nach der unsichtbaren Post. Dort steht mitten im Fichtendunkel ein ärmliches „Bad", ein Haus in grüner Wildniß. Wer hat es gebaut? Der Bauernwirth von Auras. Warum? „Weil's so viel fein ist im Schatten und gar prächtig für die »krüppellosen Leut.«" Mögen sich nur recht Viele finden, die auch für die „krüppellosen Leut" der Kulturwelt die Lüfte, Wasser und die Schatten des Pusterthales, der herrlichen kühlen Alpenmatten am Rande der Dolomiten- und Tauern-Welt, erschließen wollen!

Der Helm an der Drau.

Nach der Ueberschrift dieser kleinen Abhandlung möchte man sich eine antiquarische Skizze versprechen, vielleicht über irgend einen verschimmelten Thier-, Leder- oder Erz-Helm, den man bei einem Orte, der den südlich klingenden Namen Sillian führt, ausgegraben. Davon ist nicht die Rede. Der Helm ist ein Berg und Sillian eine uralte Ansiedelung an den sonnseitigen Hängen des Pusterthales — deren Namen, wenn er

nicht mit Silligana, der alten Bezeichnung des Baches im nahen Villgratten-Thal, zusammenhängt, Niemand zu deuten vermag. Kühle Lüfte umwehen ihr Gefild. Wunder ist keines, denn die Häuser des Marktfleckens stehen um siebenhundert Fuß höher als der Semmering über der Oberfläche des Meeres.

Der Helm ist nun „der Berg" Sillians. Heutzutage, im Zeitalter der Touristerei, des Sommerfrischwesens, der Steigerei, muß jeder Ort, der sich selbst achtet, seinen eigenen Berg haben, dem er die herbeigekommenen Gäste zuschickt. Es versteht sich alsdann von selbst, daß auf solcher Höhe bei weitem schönere Dinge gesehen werden, als auf den Gipfeln, die sich benachbarte und wetteifernde Orte beigelegt haben. Es geht mit solchen Wallfahrten wie mit denen zu Gnadenorten. Die Insassen des einen setzen die „Kraft" des anderen herunter. Die Besteigung der betreffenden Hochwarte bleibt in loco unter allen Umständen Peregrinatio primaria. So wollen es — um bei Exempeln aus unseren Hochländern zu verweilen — die Bozener mit ihrem Horn, die Brixener mit ihrer Bloße, die Brunecker mit ihrem Kronplatz gehalten wissen. Der Toblacher Südbahn-Hotelier schwört bei seinem Pfannhorn, Höhlenstein beim Dürenstein, Schluderbach beim Monte Piano.

So hat Sillian seinen Helm. Sexten und Innichen wollen ihn auch haben und letzteres hätte sogar in einem Punkte schier mehr Recht darauf. Denn von dort aus betrachtet erscheint der Berg in der That als jenes Mittelding zwischen Kegel und Halbkugel, welches die Handhabe zur Aufstellung der anschaulichen Redefigur des Helmes geboten hat. Den Sillianern dagegen kann diese Höhe nur eine rundliche Kuppe sein.

Gleichwohl muß der Helm den Sillianern zugesprochen

werden, denn von ihrem freundlichen Markte aus zieht sich der bequemste und anmuthigste Pfad hinauf — sei es, daß man durch den Lärchwald von Weitlahnbrunn oder durch das Hochthal von Hollbruck ansteigt.

Vorher sei gesagt, daß ich Jenen, welche ohne absonderliche Mühe große Rundschau über eine ihnen endlos scheinende Bergwelt halten wollen, von Herzen den Helm empfehle. Es ist ein Helm, der seine Krone in weiter Entfernung hat — sie besteht aus einem dämmerig-gleißenden Rund von Gletschern.

Weitlahnbrunn ist ein Bad mit den Einrichtungen eines Tiroler Berg-„Badls" und einem Publikum, welches im Hochsommer sich winterlich kleidet, das zum Theil auf Rollstühlen fährt, Chinin und Akonit gegen „Zustände" in der Tasche herumträgt, mit zitternden Nervensträngen und kulturlich abgebleichten Gesichtern. Die ganze Geschichte stimmt nicht — höchstens die Preise mit den eben genannten Gesichtern.

Das ist Alles bald vergessen, wenn man sich auf sanft ansteigendem Pfad durch Lärchenschatten über die Thalsohle hebt. Da erfrischt der terpentinkräftige Lohegeruch der europäischen Ceder — Wind kühlt, der über die Toblacher Höhe herstreicht: es ist der nämliche, der jetzt als Ora den Gardasee in smaltblaue Wogenfurchen aufwühlt.

So geht es fort und fort, ohne Anstrengung, ohne Kletterei. Man mag zeitweilig neben dem „Waldfleisch", den Pilzen, im Moos, zwischen Blumen rasten und gegenüber von schmalern Durchblicken in immer mehr aufblauende Tiefe den Alpinismus in angenehmer — aber bei den Männern „vom Fach" unbeliebten — Weise mit allerlei Träumen von Waldgeistern, Göttern und Hunden verquicken. Alsbald gelangt man in den Bereich der Alpenrosen. Auch blauer Enzian steht da. Wenn die Sonne auf beide fällt, giebt es ein Farbengeblende, als ob rothe und blaue Feuer neben einander mit den Spitzen

ihrer Lohe aufzüngelten. Dazwischen springt dann ein Bach urplötzlich zwischen den Kelchen vor oder kommt wenigstens ein Tropfenfall aus kaum merklicher Spalte des Kohlenschiefers. Weiter hinauf zu, wo schon der Wald aufhört, steht Speik und Arnica.

Alle Bergsteigerei, und sei sie auch eine so gemächliche und zahme wie zu dieser rundlichen Höhe, ist Mühsal. Dieselbe findet aber ihr Entgelt in Eindrücken, welche ein Thal nimmer bieten kann. Am stillen Sonntage glitzern die wasserüberrieselten Schieferblöcke. Von einzelnen Fichten fällt Kernschatten über die Halde und in der Ferne zuckt es schon auf vom Metallglanz der Gletscher, die wie ein breiter Reif vor den nordwestlichen Gesichtsrand gelegen sind.

Kurzgrasige, plattige Halden — dann hat man die Höhe erreicht. Hier stehen die Dolomite da. Man blickt schier erschreckt auf die Zacken der drei Schuster, des Zwölfer Kogel, der Einser Spitze, des Col Agnello und anderer verwitterter Felsen-Hochsäulen, welche die Kämme umgeben, über welche man ins Ampezzaner Gebiet hinübersteigt. Da ist auch der Sante-Büchel mit seiner Schutthalde, an deren knirschend nachgiebigen Hang wohl so Mancher denkt, der den wundersamen Gang durch das Bachern-Thal und dann hinüber zum Fußgestell der Drei Zinnen, nach Misurina oder in die Schwarze Rienz durchgeführt hat. Auch der Antelao kommt heraus, ein weißes Ungethüm, dem pyrenäischen Horn von Arbizon ähnlich, mit matterem und hellerem Weißglanz seiner steilen Eisdecke. Diese Schaustücke treten da plötzlich hervor und schon darum verdient der Sillianer Weg den Vorzug, weil dem, der von Westen her ansteigt, sich der Ausblick nach jener Seite hin schrittweise enthüllt und erweitert.

Aber auch gegen Norden wird die blaue Hohlkugel von Staunen erregenden Bildungen unterbrochen. Es sind nicht

mehr die korallenriffgleichen »Cofty summits« der Dolomite, sondern das endlos anzuschauende weiße Zeltlager der Tauern-Gletscher; Glockner und Venediger sind die höchsten unter ihnen. Aber auch noch lombardische Gletscher, von denen die Sarca zum Gardasee abfließt, erreicht der Blick und auch die Eishöhen um Gastein und das Maltathal. Hier an den Dolomitwänden sehen wir stahlgraue asbestweiße Farben und stellenweise bemerkt man auch jenes pink-colour, wie man es zu rothen Zeichnungen auf Fayence verwendet und am ausgedehntesten an den Abstürzen der Hohen Gaißel über Schluderbach wahrnimmt. Davon ist die Tauern-Welt völlig verschieden. Nur das blühweiße Eis scheint von dort herüber, weil ihr unterer Aufbau, der felsdunkel ist, von den vorgelagerten Gebirgen abgeschnitten ist. Man sieht nur die weißen, langgestreckten Höhen, beschneiten Inseln über einem dunkeln, hochwogigen Meere gleich. Es bleibt der Einbildungskraft überlassen, sich unter diesen schimmerigen Riffen die Wasserfälle in der Tiefe vorzustellen und den Donner der Schlünde.

Vergessen wir das Thal nicht. Es wird gesagt, daß man vierundsiebenzig Kirchthürme vom Helm aus erblicke. Nicht undenkbar. Denn obwohl man nur einen Theil des Pusterthales überschaut, kann man sich hier, im Lande der Heiligthümer, auch auf engerem Raume eine solche Anzahl denken. Nachzählen wird sie kaum Jemand — daran hindert ihn der Anblick der Gipfel und die Weite des Himmels.

Der Helmgipfel ist eine ziemlich breite grasige Fläche. Seine Höhe über dem Thale, durch das die Drau fließt, wird auf 1430 Meter geschätzt.

Der Abstieg von einer so leicht zugänglichen, sanft gewölbten, nirgends durch pralle Wände unterbrochenen Grashöhe kann, wie es sich versteht, auf mancherlei Weise vorgenommen

werden. Steil und rasch geht der zum Thale Sexten hinab. Bis hoch auf den Berg hinan zieht sich hier der Flachs. Weite Strecken der Hänge sind von seinen Blüthen gefärbt. Dann kommt man zu Häusern, die wohl an fünftausend Fuß über dem Meere liegen — sind es doch Sonnenhalden (solbakken, wie die Norweger sagen), welche, dem Mittag entgegen gewendet, solchen Anbau ermöglichen. Bald geht man neben solchen Häusern, die von der Grenze Italiens in der Luftlinie kaum eine Stunde entfernt sind und von deren Schwelle aus man gleichwohl noch das Eis der Oetz- und Zillerthaler Berge wahrnimmt, dahin, bald unter den kegelförmigen Lärchen, bald durch Korn, was hier so hoch über dem Meere gedeiht. Mitten im August versetzt uns das saatgrüne Gewoge dieser Halme wieder in den Mai oder Juni des Tieflandes zurück, wo jetzt längst neues Kraut zwischen den Stoppeln gewachsen ist. Enge Furten, schmalste Gangsteige, ziehen durch diese Wellen.

Eine seltsame Landschaft im Angesichte der nahen Eiskare und Schnee-Reste. Drüben, auf den Hängen des Bachern-Thales, unter dem Sante-Büchel und anderen schuttüberlagerten Kämmen, liegen auf gleicher Höhe, auf welcher hier Häuser stehen, schmutzige Eiskrusten. Dort ist morscher, oder Felshang — hier dengelt der Bauer neben dem Brunnen vor seinem Hofe die Sense, Heckrosen blühen neben dem Gartenzaun, Vergißmeinnicht säumen das abfließende Wässerchen ein, in der Wiese duftet rothe Schafgarbe, im Waldschatten macht sich das Schmarotzerthum der Schwämme breit. Mittag und Sonne bringen den Gegensatz zu den jenseitigen Wüsten zu Wege.

Ein anderer Weg führt von der Kuppe des Helm durch das Holbrucker Thal nach Sillian hinab.

Wenn man dort geht, so gelangt man in fichtendunkle

Gründe, wie sie unserem Adalbert Stifter vorgeschwebt haben mögen, als er seinen „Hochwald" dichtete. Quellen und Bäche brechen aus den Felsspalten hervor. Es giebt dort eine Teufelsmühle und durch das Geäst der Rothtannen schaut fernes Eis aus der Gegend des Maltathales. Diese Gründe, welche sich etwa zwölfhundert Fuß über dem Drau-Thale eben in die Berge hineinziehen, sind den Reisenden schier völlig unbekannt geblieben.

Der Ort ist einer von jenen, deren Schönheit aber schon längst durch Höhen-Kultus, durch Einführung einer Wallfahrt unter den Insassen der Berge anerkannt wurde. Am Tage von „Mariä Opferung" pflegt sich hier andächtiges Volk einzustellen. Allerdings pilgern diese nicht zum Spiel der Sonnenlichter im Wald oder der klaren Wasser über den Kieseln. Sie trachten zu Kirche und Schenke. Sie bestätigen aber doch die Wahrnehmung, daß ein Verzeichniß der Gnadenorte des Landes einem Verzeichniß eben so vieler durch Schönheit ausgezeichneten Stätten gleich käme.

Aus den Gründen von Holbruck sieht man nicht nur entlegene, verschneite Hochgebirge, sondern dem Blick stehen auch klassische Oertlichkeiten des Landes offen. Da ist Alles sagenhaft und dunkel, gleich dem verworrenen Rauschen der Wasser und der Dämmerung des Fichtenschattens. Dort ist am nördlichen Berghang, jenseits des Drau-Flusses, Tessenberg und Tassenbach zu sehen — beide erinnern an die uralten Bajuwaren-Namen Tazzo und Tazzilo. Messensee gemahnt an die verschwundene Stadt Messa, die in der Sage lebt. Darüber ragt Heimfels, einst Heueren- und Hunnenfels geheißen, auf dessen Mauern der Riese Hanno von Toblach brach. Es ist ein Boden, unenträthselbarer, sagenhafter Geschichten. Sicher scheint, daß viele Jahre lang an diese Stätten das Slaventhum von Osten her seine Stirn-Maräne vorstreckte. Ver-

bröckelte Ueberreste liegen in Gestalt von Flur-, Wald- und Bergnamen herum. Später kamen die baierischen Tazzo's und stiegen über die Trümmer gegen Osten zu. Was bedeutet aber Gelmer, Gumbriaul — der hohe Berg — und andere seiner Genossen? Niemand weiß es, Niemand wird es erfahren.

Umgegend von Villach.

Ob Villach sich an der nämlichen Stelle erhebt, auf welcher das Itinerar des Antonius die Station Santicum angiebt, die sich südwestlich von Virunum (das Zollfeld bei Klagenfurt) auf der Straße von dort nach Aquileja befand, ist mindestens zweifelhaft. Andere suchen, vermuthlich mit mehr Recht, jenes Santicum südlich der Karawanken, dort wo sich heute das Städtchen Krainburg befindet.

Mag dem sein, wie immer, feststeht, daß die Stadt urkundlich 878 vorkommt, zur Zeit, als Karlmann, Ludwigs des Deutschen Sohn, Baiern und die slavischen Länder Oesterreichs mit Pannonien beherrschte.

Der Name ist bisher nicht gedeutet worden. Die Zusammenstellung mit den lateinischen Wörtern villa ad aquas ist eines jener etymologischen Hirngespinste, wie sie sich insbesondere in vorigen Jahrhunderten, wo die Hinleitung aus dem Latein, als dem einzigen damals bekannten Vorgermanischen, allenthalben in Bezug auf Ortsnamen sich breit machte.

Als Kaiser Heinrich II. im Jahre 1007 das Hochstift Bamberg gründete, stattete er es unter Anderem auch mit weiten Besitzthümern in Kärnten aus. Unter diesen erscheint Villach und es dürfte in der wechselvollen Geschichte der deutschen Stämme kaum ein zweites Beispiel vorkommen, daß eine

vom Sitze des geistlichen Fürsten so entlegene Länderei mehr als siebenhundert Jahre hindurch unter dessen Herrschaft geblieben ist, wie das thatsächlich mit Villach geschah, welches erst nach 752 Jahren im Hause Habsburg einen anderen Herrn erhielt.

Die mittelalterliche Geschichte Villachs ist die Geschichte seines Handels und seiner Bergwerke.

Insbesondere mit Beginn der neueren Zeit, im Reformations-Jahrhundert war es, wo dieser Bergwerksreichthum sich am meisten entfaltete.

Wie in Tirol, so war es auch in der Villacher Gegend das Augsburgische Geschlecht der Fugger, durch welches derselbe gefördert wurde. Noch heute genießt indessen die Ausbeute des Bleiberger Erzberges, wo im Jurakalk Bleiglanz gewonnen wird, als sogenanntes Villacher Blei Weltruf.

Bedeutungsvoller noch für das frühere Gedeihen der Stadt erwies sich der Handel. Ueber die niedrige Wasserscheide zwischen Tarvis und Pontafel bewegte sich ein mächtiger Strom des Handels zwischen Deutschland und Venedig. Was über die Pässe der niederen Tauern herüber kam, nahm seinen Weg über Villach und der Paß von Pontafel war damals belebter, als der tirolische Brenner. Erst die neuere Zeit, welche mit ihren Schienenwegen in so vielen Ländern wieder die alten Betten des Handelstromes aufsucht, hat diesen Uebergang aufs Neue zu Ehren gebracht, nachdem er vom Verkehr der westlicher gelegenen Pässe nach und nach verödet worden war. Am meisten Verkehr fiel der Straße Villach-Udine in jenen Jahrhunderten zu, in welchen die weiter gegen Westen hin gelegenen und mehr in das Herz des nördlichen Italien führenden Pässe noch weit schwieriger zu überschreiten waren, als späterhin. Das war während des 12. bis 14. Jahrhunderts. Denn für die Handelsplätze des südlichen Deutschland war der

Finstermünz-, der Jaufen-, der Brenner-Paß oder die Ampezzaner Straße sicherlich ein bequemeres Verbindungsmittel mit Italien, als der von Pilgern und Fußwanderern besonders benützte, so weit gegen Südosten vorgeschobene Weg über Villach. Gleichwohl zogen sie wegen der Rauhheit der eben genannten Pfade den letzteren vor. Als diese aber dem größeren Verkehr zugänglicher gemacht worden waren, hatte man weniger Veranlassung mehr, den weiteren Weg einzuschlagen. Die massigen Gewölbe, Thorbogen und Hallen und mancherlei andere architektonischen Andeutungen weisen indessen noch heute auf jene Zeiten des Waaren-Verkehrs hin.

Es bedarf keiner ausführlicheren Auseinandersetzung, wie auch Villach dem mittelalterlichen Schicksal blühenden Städtewesens, nämlich den Anfechtungen von Seiten einer beutegierigen Feudalraubwirthschaft nicht entging. Die Herren von Ortenburg und Aufenstein, sowie die von Rosegg brandschatzten nicht nur die reisenden Kaufleute, sondern auch die Stadt selbst. Die allenthalben im Drauthale vorhandenen Ruinen, deren Romantik dem empfindsamen Wanderer so viel zu schaffen macht, waren die Horste jener gefährlichen Bedränger.

Weit ärger noch als die kärntnerischen Ritter spielte ein Naturereigniß der Stadt mit. Es ist kein zweites Erdbeben innerhalb der Alpenländer bekannt, welches gleiche Verheerungen angerichtet hätte, wie das vom 25. Januar 1348, von welchem später ausführlicher die Rede sein wird. An diesem Tage, an welchem sich gewaltige Felsmassen vom Dobratsch loslösten, wurden fast sämmtliche Häuser der Stadt zerstört. Auch die frühere Hauptkirche, gleich der jetzigen dem heiligen Jacobus geweiht, stürzte zusammen und begrub die in ihr versammelten Andächtigen. Kaum war die Stadt wieder aufgebaut, als sie von einem neuen Schicksalsschlag betroffen wurde.

Wiewohl Villach dem Erzstift Bamberg gehörte, erstrebten doch die Herzoge Kärntens, von deren Gebiet die Stadt rings umgeben ist, öffentliche Anerkennung ihrer Oberhoheit. Diese wurde 1359 von den Villachern Bürgern dem damaligen habsburgischen Herzoge Kärntens verweigert. Der Herzog nahm diese Herausforderung so übel auf, daß er seinem Kriegshauptmann Friedrich von Kollnitz die sofortige Züchtigung der Stadt übertrug. Dieser entledigte sich seiner Aufgabe im Geiste seiner Zeit, das heißt, durch Brand, Mord und Plünderung. Die Stadtmauern und anderen Befestigungen wurden der Erde gleich gemacht. Von diesem Schlage erholte sich Villach nur sehr langsam und erst durch den aufblühenden Bergbau begannen für die Stadt wieder bessere Tage.

Etwas über hundert Jahre später statteten die Türken, welche um jene Zeit mehrere Orte Kärntens, wie beispielsweise die wundersame Ruinenstadt Friesach, Jahre lang in ihrem Besitz behielten, auch den Villachern ihren Besuch ab. Die Schlacht, welche ihnen die kärtnerische Ritterschaft im Verein mit Hilfstruppen, die Kaiser Maximilian I. gesandt hatte, lieferte, fand auf dem rechten Drau-Ufer, südwestlich in nächster Nähe von Villach, statt. Ali Pascha wurde gänzlich geschlagen. Man überschaut das Schlachtfeld am besten von dem beim Bahnhofe der Rudolfsbahn gelegenen sogenannten Marx-Hügel aus.

Die bekannte Flucht des Kaisers Karl V., der sich im Jahre 1552 vor dem treubrüchigen Kurfürsten Moritz von Sachsen aus Tirol zurückziehen mußte, fand ihr Nachspiel in Villach.

Kaiser Karl mit seinem Bruder, dem römischen Könige Ferdinand, und dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen blieben sieben Wochen in der Stadt. Sie bewohnten das jetzt durch Nummer 93 bezeichnete Haus auf dem

Hauptplatze. Die Klaue des Reichsadlers im Stadtwappen, welche man heutzutage auf dem Stadtthore bei der Draubrücke bemerkt, rührt von jenem Aufenthalt der römischen Majestäten her. Die Huldigung geschah auf dem Zollfelde nördlich von Klagenfurt, wo noch heute (von der Bahn aus sichtbar) der steinerne „Stuhl" gezeigt wird, auf dem die Herzöge dieselbe entgegen nahmen. Seit den ältesten (karantischen) Zeiten soll der Stuhl diesem Zwecke gedient haben. Die Erklärung der darauf befindlichen Inschrift Masuet . . . Veri ist eine verschiedene. Die Einen halten sie für römisch und dem Grabmale eines angeblichen Virunesers Masuetius Verus angehörig. Die Anderen deuten sie slavisch Ma svetu veru: er hat den heiligen Glauben, nämlich der Herzog.

Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, der mystische Regenerator der Medicin, den die Irrfahrten seines Lebens vornehmlich durch die Alpenländer führten, hielt sich, wie zu Friesach, auch mehrmals und längere Zeit in Villach auf. Man hat einer Gasse seinen Namen gegeben.

In den nächsten Jahrhunderten sank allerdings, mit der abnehmenden Bedeutung Venedigs und seiner Handelswege, der Wohlstand von Villach, aber die Stadt blieb wenigstens von kriegerischen Beängstigungen verschont. Die Drau mit ihren Hochwassern und das Erdbeben von 1690 vertraten während dieser Zeit das Element der Zerstörung, als dessen Meister sich in der Regel der Mensch mit seiner Kriegsfurie gebahrt. Mit dem Frühling 1797 wurde denn diese auch wieder gegen das friedliche Villach losgelassen.

Am 23. März jenes Jahres verloren die Oesterreicher bei Tarvis eine Schlacht gegen die von Italien her eingedrungenen Franzosen. Schon am 26. März erschienen diese in dem (seit 1759 sammt den übrigen Bambergischen Besitzungen in Kärnten durch Kauf österreichisch und damit zur „k. k. Banko-Stadt"

gewordenen) Villach. Jahre lang hatten nunmehr die Bürger alle Lasten der Okkupation, der Durchmärsche, Kontributionen und Brandschatzungen zu tragen. Erst durch den Frieden von Luneville wurde die mittlerweile zu Grunde gerichtete Stadt ihre ungebetenen Gäste wieder los.

Aber dieselben kehrten schon 1805 und in gesteigerter Anzahl 1809 wieder. Das letztere Jahr wurde überhaupt für Kärnten verhängnißvoll. Die Franzosen drängten zugleich über den Predil- sowie über den Pontebba-Paß und eroberten an beiden die letzten Bollwerke der Oesterreicher und zwar an jenem, in schauerlicher Wildniß des Hochgebirges, nach blutigen und an dramatischen Episoden reichen Kampfe, mehr durch Feuerbrände, als durch Geschütze und Schwert, das Fort Predil, an diesem die Veste Malborgett. Nunmehr stand ihnen Kärnten offen.

Schon im Mai wurde Villach von französischen Truppen besetzt und im Oktober Hauptort des Villacher Kreises des mittlerweile gegründeten Königreiches Illyrien.

Die Gründung dieses Königreiches, welches die südöstlichsten Alpenländer der Monarchie bis zum Meere umfaßte und seine Westgrenze mitten im tirolischen Pusterthale, auf der Toblacher Wasserscheide, hatte, war keine so unnatürliche Schöpfung, als man auf den ersten Blick annehmen mag. Für den aufmerksamen Beobachter haben noch heute all diese Gegenden mit ihrer Bevölkerung manches Gemeinsame, was oft recht in scheinbaren Kleinigkeiten, wie Hauseinrichtungen und dergleichen, deutlich wird. Uebrigens hat ja selbst das vormärzliche Oesterreich die Fiktion dieses Königreiches aufrecht erhalten.

Wie an anderen Orten, so hinterließ die französische Herrschaft auch hier nicht nur ein Andenken ihrer Kontributionen und Requisitionen, sondern auch vielfache Spur gemeinnütziger Wirksamkeit. Es wurden Anlagen gegründet, die Stadtgräben

verschüttet, insbesondere aber in der Nähe der Thermen auf einer weitschauenden Terrasse ein Park geschaffen, dem man den Namen „Napoleonsgarten" gab. Derselbe wurde nach der Restauration verwüstet, indessen ist der Plan der Anlage noch heute kenntlich.

Die letzten französischen Truppen sah Villach am 29. August 1813. Einen vollen Monat hatte die Stadt feindliche Kugeln und fast alltägliche Gefechte auszuhalten. An jenem Tage wurde die fremde Besatzung vertrieben, doch gingen 185 Häuser dabei durch Flammen zu Grunde.

Seit dieser Zeit erfreut sich die Stadt ungestörter Ruhe. Jetzt ist sie ein Eisenbahn-Knotenpunkt und damit ein Sitz mannigfacher Handels- und Gewerbethätigkeit geworden. Die Schienenwege führen nach den vier Richtungen der Windrose, nach dem Gebiete der Mur und Ens, nach dem Weinlande Steiermark, nach den Ebenen Italiens, nach dem gewaltigen Alpenlande Tirol. Es ist noch eine weitere Verbindung Villachs mit dem Norden, nämlich über Spital und die Radstadter Tauern mit Salzburg zu erwarten, an welche sich vielleicht in nicht ferner Zeit ein unmittelbar nach Triest führender Schienenweg über den Predil-Paß anschließen dürfte.

Der Südbahnhof, welcher den Verkehr Villachs fast ausschließlich vermittelt, steht auf dem linken Drau-Ufer. Aus demselben heraustretend, hat man eine Anzahl stattlicher Neubauten vor sich, unter welchen dem Ankömmling das Tarmann'sche Hotel „zum Elefanten" am meisten in die Augen fallen wird. Zwischen diesem und der Draubrücke befinden sich noch mehrere Gast- und Einkehrhäuser, unter welchen wir, des schönen Blickes wegen, den sie auf Drau und Gebirge von ihren Gärtchen aus bieten, Mossers Haus am Quai, sowie das Weinhaus von Cova, ersteres rechts, letzteres links von der Straße, erwähnen können.

In wenigen Minuten erreicht man die Draubrücke. Unter ihr fluthet der mächtige Strom, welcher die Wasser der hohen Tauern, der Eisfelder des Groß-Venediger, sowie der Pasterze am Groß-Glockner mit sich bringt. Je heißer die Sonne des Hundsgestirns auf das Bergland scheint, desto trüber und mächtiger wälzen sich seine Wogen der pannonischen Tiefebene entgegen.

Zur Rechten stromaufwärts erblickt man in geringer Entfernung die Brücke, auf welcher der Schienenweg dem Pontebba-Passe und Venedig zustrebt, über ihr hoch die der rhätischen Lias angehörige Kuppe der Villacher Alpe, wendisch Dobratsch geheißen, der vielgesinnten Aussichtshöhe* zwischen Gail und Drau; rechts der viel niedrigere Bleiberg, das Lager reicher Erze; weiter zur Linken, fast im Süden, deutet die weiße Spitze des Mangart, die sich über dem Predil-Paß erhebt, eine der höchsten Erhebungen (2675 Meter) der karnischen Alpen und die Grenze von Kärnten und Küstenland an; zur Linken, im Südosten, erhebt sich der triasische Wall der Karawanken, die sich über hundert Kilometer weit bis zu den Sannthaler Alpen und der dreifachen Grenze von Kärnten, Steiermark und Krain hinabziehen. Die auffallendste und der Villacher Draubrücke nächste Erhebung dieses Walles ist der abgekürzte Kegel des „Mittagskogel", so von seiner dem Drauthal gegenüber südlichen Lage benannt. Das Bild ist anmuthig, aber es läßt sich an Umfang nicht mit dem Rundblick von der Altane des Pfarrthurmes vergleichen.

Alsbald gelangt man in die Hauptstraße, hier Hauptplatz genannt, einen ziemlich breiten Verkehrsweg, der in der Rich-

---

* John Ball sagt in seinem „Guide to the Eastan Alps": „The Dobratsch commands the most interesting and instructive panoramic view in this part of the Alps."

tung gegen die Pfarrkirche hin etwas ansteigt. Hier befinden sich fast sämmtliche Geschäfte Villachs. Hervorzuheben ist auf der rechten Seite, nahe an den zur Kirche emporführenden Treppen, das altberühmte Gasthaus zur Post mit Gartenveranda, dessen Architektur vielfach an den früheren Verkehr Villachs mit Italien erinnert. Andere Gebäude von besonderem architektonischen Werthe oder von geschichtlicher Bedeutung giebt es nicht mehr. Waren solche der ersteren Art vorhanden, so sind sie in den vielfachen oben erwähnten Katastrophen verschwunden oder mußten wenigstens so umgebaut und erneuert werden, daß ihr ursprünglicher Charakter darüber verloren gegangen ist.

Zur Rechten befinden sich einige Kaffeehäuser, zur Linken bietet die Liegel'sche Buchhandlung mit Leihbibliothek und einer reichen Auswahl von Photographien aus allen Theilen Kärntens dem Fremden literarische Hilfsmittel, nach denen er etwa verlangen sollte, um sich über das Alpenland und seine Verhältnisse zu unterrichten.

Am Ende des Platzes, in dessen Mitte sich eine Mariensäule befindet, steht, über demselben erhaben, die prächtige poetische Pfarrkirche zu St. Jakob. Der Bau dieses Kunstdenkmales wurde, nachdem die frühere Kirche, deren Erbauung man in das zehnte Jahrhundert verlegt, durch das Erdbeben von 1348 zerstört worden war, gegen Ende des nämlichen Jahrhunderts begonnen. Entgegen den Erfahrungen, die man vom Kirchenbau jener Zeit hat, wurde sie verhältnißmäßig rasch vollendet, nämlich schon nach etwa neunzig Jahren.

Die vornehmste Sehenswürdigkeit dieser Kirche ist eine aus einem Stück weißen Marmors gehauene Kanzel. Sie stammt aus dem Jahre 1555. Gleichfalls aus weißem Marmor ist der alte, mit Reliefs bedeckte Taufstein. Eine gothische Monstranz, sowie zwei geschnitzte Chorstühle aus dem 15. Jahr-

hundert werden die Aufmerksamkeit von Kennern der christlichen Kunst in hohem Grade erregen. Nicht mindere Bedeutung und zwar zugleich als Geschichtsdenkmäler kommt verschiedenen der zahlreichen Grabsteine, meist aus rothem Marmor, zu. Insbesondere sind es die Denkmäler der Khevenhüller, Dietrichstein und Weißbräch, welche nach der einen wie nach der anderen Richtung hin erwähnt werden müssen.

Den Naturfreund erwartet auf der Altane des frei neben der Kirche stehenden Thurmes, der auf dem alten Unterbaue in den Jahren 1843 bis 1848 hergestellt wurde, ein hoher Genuß. Neben der Eingangsthür befindet sich die Stange einer den Soldaten eines türkischen Pascha, der vor Villach geschlagen wurde, abgenommenen Fahne. Auf der Altane, zu der man auf einer erklecklichen Anzahl von Stufen emporsteigt, entwickelt sich eine Rundschau, die nicht nur malerisches oder touristisches Interesse anregt, sondern auch lehrreich wirken mag in Bezug auf den Unterschied zwischen alter und neuer Zeit.

Das Bild von Ost gegen Süd zeigt das Khevenhüller'sche Schloß Wernberg, die alten Kastelle Damtschach, Sternberg und das schwarze Eichelberg. Ueber das Rosenthal und den Faacker See hin erblickt man den vielgipfligen Wall der Karawanken, unter denen neben dem Mittagskogel weiterhin noch besonders die Obir auffällt. Den östlichen Gesichtskreis schließt, in der Ferne verblauend, der Eckpfeiler der Alpenwelt, die Granitinsel des Bacher-Gebirges, ab.

Man sieht, wohin man nur immer blickt, die Gebirge von hier aus so recht als Gruppen, und überschaut die Thaleinsenkungen, in denen es sich um sie herumgehen läßt.

Die Karawanken, die Berge des Ossiacher Sees, die Gegend von Treffen, die Villacher Alp mit ihren Nachbarn, die im Westen, über St. Martin hinweg, auftauchenden Gebirge von

Spital und Gmund, deren weiße Häupter schon zur Gastein-Rauriser Tauernkette gehören — alles dies macht den Eindruck des Vereinzelten, des Gruppenhaften, des Individualisirten.

Dagegen bringen die Kastelle alle, die von hier aus gesehen werden, mit ihren Erinnerungen an die Finkensteiner, Khevenhüller, Ortenburger u. s. w. einen Eindruck anderer Art hervor. Man versetzt sich zurück in jene Zeiten, in welchen all' diese Herren unter sich oder mit den Bürgern der Stadt in nahezu ununterbrochenem Kampfe lagen — in jene Zeiten, in welchen diese Bürger selbst so zu sagen die Heerde eines hundert Meilen entfernten geistlichen Besitzers waren. Wem es gelingt, sich lebhaft in jene Zustände hinein zu denken, der wird den Glauben an den Fortschritt nicht mehr von sich abzulehnen vermögen. Südwestlich, vom Postgebäude und einigen minderen Häusern begrenzt, liegt der Hans Gasser-Platz, in dessen Mitte sich die Marmor-Statue des genannten Bildhauers erhebt. Derselbe hat zahlreiche Kunstwerke hinterlassen und jedem Wiener ist wenigstens sein schönes, im Stadtpark aufgestelltes „Donauweibchen" bekannt. Die Bildsäule ist gleichfalls von einem Sohne Kärntens, von Johann Meßner, angefertigt. Gassers Grab befindet sich auf dem Villacher Friedhofe und ist durch eine prachtvolle Marmorplatte ausgezeichnet.

In der Nähe des Hans Gasser-Platzes, an der Tiroler Straße, befindet sich die ansehnliche Villa Egger, von schönen Baumpflanzungen umgeben. Längs der nach Tarvis und Pontafel führenden Straße erreicht man an der Schwelle der Stadt die „Villacher Maschinenfabrik" der Herren Egger und Moritsch, ein hervorragendes Denkmal vaterländischen Unternehmungsgeistes.

Unter anderen Gebäuden und Anstalten Villachs, die

sämmtlich auf verhältnißmäßig engem Raume neben einander stehen, sind zu nennen die protestantische Kirche, die Fabriken der Bleiberger (Bergwerks-) Union, die Schnitzschule, von deren Erzeugnissen man bei Fürst auf dem Hauptplatz fortwährend Proben ausgestellt findet, Eggers Fournier-Säge, Fabriken von Metallfarben, Holzwaaren, Cement, Leder und Papier.

Es ist vornehmlich der südliche und südöstliche Stadttheil, der naturgemäß in der Erweiterung begriffen ist. Man darf annehmen, daß die Bahn Spital-Radstadt, deren Zustandekommen fast gewiß, und die Bahn über den Predil, die nicht unwahrscheinlich ist, noch ein Weiteres zum Aufschwunge dieser so günstig gelegenen Stadt beitragen werden.

* * *

Der anziehendste unter den näheren Ausflügen um Villach ist der nach den Thermen, dem Villacher „Warmbad". Das Warmbad, zugleich erste Station der Bahnlinien Villach-Tarvis-Pontafel, befindet sich drei Kilometer südlich von der Stadt, am östlichen Rande der Vorstaffeln des Dobratsch, der Villacher Alp.

Man gelangt dorthin entweder mit der Eisenbahn, oder auf der mit Pappeln besetzten Reichsstraße, die nach Italien führt. Letztere, auf welcher der Spaziergänger stets die Karawanken und einige der südlichen Hochspitzen jenseits Raibl, sowie die Villacher Alp vor Augen hat, bietet eine vorzüglich angenehme Wandelbahn. Zum Rückwege kann man einen Wiesenpfad einschlagen, der die Eisenbahn östlich, zur Linken, läßt und sich wegen seiner etwas erhöhten Lage durch noch ausgedehntere Rundschau, insbesondere auch durch schönen Blick auf die mächtige Ruine Landskron auszeichnet.

Die Straße überschreitet in einer Entfernung von nahezu

zwei Kilometern von Villach die Eisenbahn. Wenige Schritte weiter in der Richtung gegen das Bad hin, welches durch das dichte Grün hindurch, von welchem es umgeben ist, bereits dort sichtbar wird, steht neben der Straße rechts ein Häuschen, dessen Inschrift, wenn nichts Anderes, wenigstens die gute Laune der Badegäste beweist. Es ist ein Wirthshaus, dem diese Letzteren wegen der spärlichen Hilfsmittel, über die es verfügt, ein Schild mit der Inschrift: „Hotel Schmarrn" stifteten. (Schmarrn, der Name einer Mehlspeise, heißt übertragen so viel wie unnützes, armseliges Zeug.)

Etwa einen Kilometer vom Hotel Schmarrn entfernt, das sein Zeichen selbstgefällig trägt, steht das Badehaus mit Hotel und Restauration.

Ueber die Quellen ist ein Haus gebaut. Sie entspringen aus dem Konglomerat-Gestein der Diluvialbildung und bilden alsbald zwei geräumige Bassins, deren Boden mit feinen Kieseln belegt ist, zwischen denen das Wasser emporperlt, wie die Kohlensäure in einem Glase Champagner. Es giebt keine hellere, glänzendere, einladendere Fluth. Fast ausschließlich werden die Bassins von den Badegästen benutzt, nur wenige bedienen sich der Wannen. Man geht von reinlichen Kabinen aus auf Steintreppen unmittelbar in das Becken hinein, in welchem unter dem Wasserspiegel, dort, wo die Garben der Luftblasen mit den warmen Wassern emporsprudeln, Sitzbänke angebracht sind. Männer und Frauen in den entsprechenden Badegewändern pflegen das Bad gemeinschaftlich zu benutzen, obwohl für Letztere bestimmte Stunden angesetzt sind. Die Wärme des Wassers beträgt Jahr aus Jahr ein $23\frac{1}{2}^0$ R. und gehört die Quelle, obwohl sie unter 10000 Gewichtstheilen 3,8 Gewichtstheile Abdampfrückstand zurückläßt, zu den sogenannten indifferenten Thermen, wie Römerbad, Markt Tüffer, Pfäffers, Wildbad Gastein. Ihre Wirkung erstreckt

sich auf alle jene körperlichen Gebrechen, wegen welcher die eben erwähnten Badeorte aufgesucht werden. Den Zufluß bildet die Wassermenge eines Baches, wie man aus der Stärke des ständig abfließenden Wassers im Ableitungskanal wahrnimmt. Diese Bäder allein, noch viel zu wenig benutzt und bekannt, werden in der Zukunft hinreichen, um dem an Thermen verhältnißmäßig so armen Alpenlande Villach immer mehr und mehr ständige Gäste zuzuführen. Eine besondere Annehmlichkeit dieser Becken besteht darin, daß man sie zu jeder Jahreszeit als Schwimmbad benutzen kann, denn die Kabinen sind heizbar, und wenn auch im Winter sich keine Fremden sehen lassen, so bleibt doch die Anstalt das ganze Jahr hindurch geöffnet und wird auch in den rauhesten Monaten von Villachern fleißig benutzt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, in dem warmen, weichen, wohligen Wasser, das in mächtigem Schwall aufquellt, herum zu schwimmen und durch die Fenster des darüber gestülpten Gebäudes nach dem verschneiten Fichtenwald, dessen Zweige bis nahe zum Glas heranreichen, auszulugen. Die Gaststätte bei dieser erquicklichen Therme (Hotel, Restaurant, Pension) verdient auch wegen der schattenreichen Spaziergänge, welche schon die nächste Umgebung bietet, unter den kleineren Ausflügen, welche von Villach aus unternommen werden, Berücksichtigung an erster Stelle. Man darf sich bei den mancherlei Annehmlichkeiten, welche dieser Aufenthalt bietet, nicht verwundern, wenn man während der Hochsommer-Monate das Hotel in der Regel überfüllt findet.

Die Therme scheint nach den in ihrer Nähe gemachten Funden schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen zu sein. Es kann dies nicht in Verwunderung setzen. Denn das laue Wasser, welches nach anhaltendem Regen an verschiedenen Stellen der waldigen Umgebung hervorbricht (nur die Quelle

der Therme selbst versiegt nie, wechselt jedoch auch in ihrem Wasser-Vermögen, obgleich nicht in der Wärme), mußte zeitweilig durch die von ihm in die kühlere Luft steigenden Dämpfe auffallen.

Im sechzehnten Jahrhundert wird das Villacher Warmbad bereits von mehreren Naturforschern und Aerzten genannt. Teophrastus Paracelsus, der, wie schon oben erwähnt, sich am Anfange der dreißiger Jahre des genannten Jahrhunderts mehrfach in Kärnten, insbesondere zu Friesach und Villach, aufhielt, erwähnt die Thermen in seinen Büchern. Auch der bekannte Martin Ruland spricht davon in seinen „drei Büchern über Wasserbäder" (Basel 1579). Indessen ist er mit seiner Analyse, in welcher auch Blei und Gips aufgeführt werden, nicht besonders glücklich.

Paracelsus vergleicht die Therme mit der von Baden bei Wien und Teplitz in Böhmen. In Wirklichkeit gehört sie zu den indifferenten warmen Quellen, deren berühmteren sie allerdings an Anzahl von Wärmegraden nicht gleich kommt, denen von Wildbad Gastein, Pfäffers, Römerbad und Neuhaus bei Cilli. In Wirklichkeit findet man darin nur unbedeutende Beimengungen von kohlensaurer und schwefelsaurer Kalkerde, von kohlensaurer Magnesia, von Kieselsäure und freier Kohlensäure. Ihr specifisches Gewicht wurde auf $1,_{0005}$ berechnet. Ihre Wirkung ist derjenigen analog, welche man den erwähnten Thermen zuschreibt und erstreckt sich vornehmlich auf rheumatische und gichtische Zustände.

Der nächste Spaziergang erstreckt sich auf eine unmittelbar an die Badegebäude stoßende Hochfläche, eine Vorstaffel der Villacher Alp. Mit wenigen Schritten erreicht man eine prächtige Rundschau über das ganze Villacher Becken und die Hochgebirge im Süden, welch letztere schon bei der Schilderung der Pfarrthurm-Aussicht eingehender besprochen wurde. Ins-

besondere ist es der schneebedeckte Mangart, der über Waldwipfel hin gesehen, von hier aus das Rundgemälde mit gewaltiger Wirkung abschließt. Gegen Nordost und Nordwest erblickt man den Wollanig, Amberg und Mirnock, dann die früher angeführte Görlize, zwischen welcher und den weithin sichtbaren Trümmern von Landskron die Lage des Ossiacher Sees von der Thalfalte angedeutet wird. Alsdann die Burgen Aichelberg und Hohenwart und dann die weiße Kirche von Sternberg, den Sommergästen des Wörther Sees ein beliebtes Wanderziel. Zwischen diesen Höhen und den Vorstaffeln der Karawanken mag sich das Auge des Grüns der Auen erfreuen, deren Baumwuchs den Lauf der Flüsse Gail und Drau begleitet.

Zwei nicht uninteressante Grotten sind in den Felsabsturz eingehöhlt, welcher auf die kleine Hochfläche abstürzt. Auf dieser befanden sich die von den Franzosen hergestellten, von den Villachern als „Napoleons-Garten" bezeichneten Anlagen. Sie sind bis auf geringe Spuren verschwunden. Die Fläche wurde ihrer Zeit von Kelten oder irgend einem anderen vor der römischen, slawischen und deutschen Einwanderung hier sitzenden Volke als Begräbnißstätte benützt. Man findet einen Theil der ausgegrabenen Gegenstände in den Sammlungen des Gymnasiums zu Villach. Am Rande der Kalkfelsen — theilweise mit dem Meißel in dieselben eingehauen — führt ein „Römerweg" dem Walde entgegen und in der Richtung gegen Federaun, jener seltsamen auf einem Block gelegenen Parkansiedlung, die durch ihren Schrot-Thurm allen Reisenden auffällt, die auf dem Schienenwege zwischen Villach und Tarvis fahren. Es rinnen da überall Wasser durch den Wald und wenn es hinlänglich geregnet hat, erfreut man sich auf diesem Gange sogar einer nicht unansehnlichen Kaskade.

Einige Spuren einer früheren Straße, welche die Hochfläche

durchschnitt, hat man, in der herkömmlichen Latinisirungswuth befangen, für einen „Römerweg“ gehalten. Derselbe wurde aber nicht von den Cäsaren, sondern von den Bamberger Erzbischöfen, und zwar im Jahre 1575 angelegt. Die Gail und die anderen Wasser beherrschten damals die Thalsole. Darum schlug man für Fuhrwerke, wie an so viel anderen Orten über Flußthälern, den Weg längs der Höhe ein.

Oben, in nächster Nähe der herrlichen Veste Federaun, früher einem Landsitze des Herrn Moritsch zu Villach, befindet sich an einem Felsen eine Inschrift, welche an die Erbauung dieser Straße erinnert.

Für Badegäste ist es ein kurzer und lohnender Morgenspaziergang, gleich hinter dem Bade durch die Waldanlage in die Höhe zu steigen, auf dieser südwestwärts fortzugehen und endlich mit einer Schwenkung gegen Osten und dann gegen Norden auf dem Fahrweg und der Reichsstraße nach dem Bade zurückzukehren.

Ein Ausflug, den vom Warmbade Villach aus Niemand unterlassen sollte, ist der Anstieg zur Tscheltschnigg-Hube, die nordwestlich auf dem Berghang zwischen Fruchtbäumen steht. Die Aussicht ist vorzüglich. Sehr merkwürdig ist das darunter liegende „Judendorf“, offenbar das mittelalterliche Ghetto Villachs. In den Mauern der Häuser dieses seltsamen und für die Gebilde eines kulturhistorischen Romandichters geschaffenen Ortes finden sich viele Grabsteine mit hebräischer Inschrift eingemauert. Dieses Dorf, über dessen Geschichte nichts festzustellen ist, macht mit eben den Steindenkmälern verschollener Menschen einen höchst eigenthümlichen Eindruck.

Das Warmbad hat zwei Bassins. Eins zur Linken, welches als eigentliches Badebecken gilt — und ein anderes zur Rechten, welches sich von diesem nur durch den Mangel an Sitzbänken unterscheidet und von armen Leuten benützt wird.

Die Benützung des ersteren wird mit vierundzwanzig Kreuzern, die des letzteren mit vier Kreuzern berechnet. Eine Eigentümlichkeit dieses letzteren ist, daß sich in ihm Fische an die Thermen-Temperatur angewöhnt haben. Es wimmelt in ihm von Weiß- und anderen kleineren Fischen.

Niemand soll das Villacher Warmbad besuchen, ohne diesen Besuch bis zum Kastell Federaun auszudehnen. Man geht dahin entweder auf der Tarviser Landstraße, wobei man stets des Anblickes der Tannenwälder und darüber aufsteigenden Berghöhen genießt — oder, besser, über die beschriebene Hochfläche und auf Waldungen. Auf beiden Wegen hat man etwa drei Viertelstunden nach Federaun zu gehen.

Als das Bett des Gail-Flusses, der in seinem unteren Theile nicht selten verheerend wirkt, noch nicht in künstliche Schranken verwiesen war, zog sich dieser Strom nahe am Fuße des Kalkfelsens von Federaun in Krümmungen der Drau entgegen. Jetzt ist ihm eine andere Bahn geschaffen worden, in welcher er rasch sich mit dem mächtigeren Strome vereinigt. Gleichwohl kann der Felsen von Federaun noch immer für den Reisenden auf dem Schienenwege, der ihn, von Süden kommend, lange im Voraus erblickt, als Markstein der Vereinigung von Gail und Drau gelten.

Man erklärt (latinisirend?) den gegenwärtigen Ortsnamen als eine Abänderung eines angeblichen Veterona. Man findet im elften und zwölften Jahrhundert allerdings Herren von Veterona als in Kärnten ansässig namhaft gemacht. Dagegen wird erst in einer Urkunde Kaisers Friedrich des Rothbartes, die aus Pavia vom 14. Februar 1160 datirt ist, die Veste Vederaun selbst genannt — und zwar als eines jener Güter des Erzstiftes Bamberg, welche von jeglichem Lehensbande befreit bleiben sollten. Ritter und Herren von „Vederaun“ kommen erst 1284 vor.

Zu den gewaltthätigsten Raubrittern Kärntens gehörten stets jene, welche im Laufe der Jahrhunderte abwechselnd von ihrer im „Rosenthal" gelegenen Veste her die Namen derer von Raß, Ras, Roseck, Rosegg führten. Auch Federaun fiel um die Mitte des 13. Jahrhunderts vorübergehend in die Hände dieser Wegelagerer. Den Rittern von „Ras" oder Raseck stach die schön gelegene Burg, auf den Felsen unmittelbar über der Verkehrsstraße gelegen, ein wahrer Raubhorst, schon längst in die Augen. Uebrigens hielten sie dieselben auch vor anderen fetten Bissen des reichen Erzstiftes nicht verschlossen. Rudolf, Herr von Ras, wußte sich durch Ueberfall in Besitz des Schlosses zu bringen. Von dort aus brandschatzte und plünderte er und wurde in Kurzem, was man heute den Schrecken der Gegend, damals aber einen hochansehnlichen Herren nannte. Dem Bamberger Erzbischof Heinrich von Schmiedefeld gelang es endlich (im Jahre 1255), die Schaaren des Raser Grafen aus dem Feld zu schlagen, die Burg zu erobern und Rudolf selbst festzunehmen. Man brachte ihn nach Villach in festen Gewahrsam. Rudolf mußte sämmtlichen Ansprüchen auf Federaun und andere Bambergische Besitzungen entsagen, Urfehde schwören und schwere Bürgschaft stellen.

Es ist schon mehrfach von dem großen Erdbeben des Jahres 1348 die Rede gewesen. Bei demselben stürzte ein Theil des Gesteines von der Villacher Alp ab, das Stift Arnoldstein litt schwer, viele Dörfer gingen zu Grunde, der Gailfluß wurde aufgestaut. Bei diesem Erdbeben fielen auch die Mauern der Veste Federaun. Dieselbe wurde indessen bald stattlicher aufgebaut und kam nunmehr unter die Verwaltung eines eigenen Burggrafen.

Aber schon zwei Jahrhunderte später ließ man die Burg verfallen. Der Umschwung der Verhältnisse hatte

die Instandhaltung eines derartigen Bollwerkes unnöthig gemacht.

Bekanntlich erwarb erst 1759 Oesterreich die Bambergischen Besitzungen in Kärnten durch Kauf. Darunter befanden sich auch die Gründe, die zum Schlosse Federaun gehörten. Im Jahre 1809 wurde der Felsen zur Anlage eines Blockhauses benützt, während man die unter ihr befindliche Brücke über die Gail durch eine Sternschanze deckte. 1813 sah Federaun zu seinen Füßen die Kämpfe zwischen Oesterreichern und Franzosen.

Hart am Ufer der Gail befindet sich auf einem Felsenvorsprung, nahe an dem jetzt vorhandenen bescheidenen Gasthause, das einzige Mauerwerk, welches von der einst so ausgedehnten Veste sich noch aufrecht erhalten hat, nämlich ein stattlicher Thurm. Auf ihm saß über ein Jahrtausend lang die Familie Skarbina.

Das Holzgerüste an der Felswand dient zur Schrot-Erzeugung. Das flüssige Blei, welches man von oben her abschüttet, nimmt im Fallen Kugelgestalt an. Die Schrotfabrik gehört der Bleiberger Bergwerks-Union und man erhält Karten zur Besichtigung dieser Vorrichtungen von deren Direktion zu Villach.

Man erreicht die Höhe des Felsens, auf dem das alte Federaun stand, entweder auf der Süd- oder auf der Nordseite desselben. Der erstere ist ein Fußpfad, der sich neben dem Schrot-Thurm hinaufzieht, der letztere ein von Buchenwipfeln beschatteter Fahrweg.

Die Trümmer, das Steinwerk der Veste oben, sind jetzt von herrlichen Pflanzungen umgeben und bedeckt. Ein Garten erfreut an der Stelle des fast verschwundenen Bollwerkes. Für die geringe Mühe des Aufstieges bietet dieser Garten auf den Felskegeln eine prächtige Aussicht über Berg und Thal —

ohne Zweifel die schönste, die man auf gleicher Höhe in der ganzen Villacher Umgebung findet.

Man überblickt das untere Gail- und das obere Rosen- (Drau-) Thal bis zur Burg Rosegg. Gerade gegenüber erhebt sich der Krainberg, weiter links der Mittagskogel und die östlicheren Karawanken. Im Süden erblickt man außer den oft erwähnten Häuptern der karnischen Alpen, insbesondere dem Mangart und Wischberg, die (1721 Meter über dem Meer gelegene) hochberühmte Wallfahrtskirche von Luschari, einen der ersten Pilgerorte von ganz Oesterreich, und, wie gewöhnlich, auf einem der herrlichst gelegenen. Der Montaccio, der zerrissene Gailthaler Mittagskogel (nicht mit dem der Karawanken zu verwechseln), die Villacher Alp, die Stadt und die darüber aufragende Görlitze stellen das farbenreiche Rund zusammen.

Geognostisch ist der durch den Felsenkegel von Federaun gekennzeichnete Eingang ins Gailthal merkwürdig. Die miocänen Ablagerungen, von welchen die älteren Geschichten bedeckt sind, liegen ihrerseits wieder unter Diluvial-Massen und Geschiebe aus der Eiszeit, welche hier und dort ein wellenförmiges Hügelland von mitunter bedeutender Erhebung bilden.

Kehren wir nun in die unmittelbare Nähe der Stadt zurück, so haben wir zunächst zweier Spaziergänge zu gedenken, die beide nicht mehr als eine Viertelstunde beanspruchen und dem Wanderer manches Vergnügen gewähren. Der erstere hat als Ziel die kleine Ansiedlung Lind. Man geht dorthin auf dem linken Drau-Ufer, vom nördlichen Ende der Brücke aus, flußaufwärts. Unterwegs hat man schöne Blicke auf die Villacher Alpe und den Bleiberg, am Ziele aber trifft man einen schattigen Garten mit guter Wirthschaft.

Lind gegenüber, auf dem rechten Drau-Ufer, liegt St. Anna mit empfehlenswerthem Gasthaus. Man erreicht es längs der

Tiroler Straße, an Eggers Villa vorüber. Späterhin schlägt man einen Fußweg hart am hohen Uferrande der Drau ein. Vom Garten des Gasthauses genießt man eine anziehende Fernsicht insbesondere gegen Süden. Nicht uninteressant sind die mit der verschwundenen Kirche von St. Anna verwebten Sagen. Dieses Kirchlein befand sich an der Stelle, wo jetzt, unfern des Gasthauses, am Abhang die Düngerstätte ist. Ein gewisser Ferrari soll die Trümmer der Kirche, die 1813 zu Grunde ging, zu anderen Bauten verwendet, insbesondere auf den Altarstein ein anderes Mauerwerk eingefügt haben. Dieses Sakrilegium rächte sich durch das Verderben der neuen Gebäude, den Ruin und schließlichen jähen Tod des Besitzers.

Ein anderer kleiner Spaziergang, der hübsche Ausblicke bietet, kann in folgender Weise unternommen werden. Man geht vom Hauptplatze aus in der Richtung, in welcher er die Stadt durchzieht, weiter, durch die Schulgasse am Theater vorüber zu dem großen, in Mitten eines grünen Squares stehenden Schulgebäude, welches eine schönere Zierde Villachs ist, als irgend eine Feudal- oder Kloster-Ruine. Dreißigtausend Gulden sind allein als freiwillige Spenden von Seiten der opferbereiten Bürgerschaft Villachs zugeflossen — ein Beispiel, welches weder in Kärnten, noch weniger aber selbstverständlich in Tirol seinen Vorgänger oder Nachfolger zu finden vermag. Die Sammlungen sind bis jetzt wenig bedeutend. Als das Wichtigste darunter dürfte eine Kollektion von Münzen gelten können. Von dem nahen Dorfe Sankt Leonhard befindet sich hier eine alte eiserne Bildsäule des Schutzheiligen, des an den Ketten, die er an den Händen trägt, kennbaren Patrons der Gefangenen, hier selbst eines Gefangenen; die vorgeschichtlichen Gegenstände stammen zum kleineren Theil von Ausgrabungen beim Warmbad, zum größeren

von den Funden im Laibacher Moor. Darunter sind eine Anzahl von Horn- und Steinwaffen.

Läßt man das Gymnasium zur Linken und verfolgt die Baumanlage, so genießt man freie Aussicht auf die Berge jenseits der Gail, insbesondere auf die waldige Berggegend Dobrova. Am Ende des Baumganges, dort wo er von Wiesen begrenzt wird, steht eine hübsch ausgeführte Ceres mit Sichel und Füllhorn.

Läßt man hingegen das Gymnasium zur Rechten und wendet sich in südöstlicher Richtung dem Dorfe Perau zu, so gelangt man alsbald zur zopfigen Kirche von Heiligkreuz, welche trotz ihres geschmacklosen Anstriches keinen unanmuthenden Eindruck hervorbringt. Dieselbe ist inwendig bis zur Laterne der Kuppel hinauf mit Fresken bemalt. Links davon befindet sich ein kleiner, ländlicher Friedhof, der eigenthümlich wirkt in seinem Grün und in seiner Abgeschiedenheit. Hier besitzt die Familie Ghon ebenfalls ein gartengeschmücktes Landhaus. Diese Familie gleicht, was die Villacher Umgegend anbelangt, dem Marquis von Carabas im Gestiefelten Kater. Denn allenthalben, wo man nach den Eigenthümern des einen oder anderen von Bäumen beschatteten Besitzthums fragt, wird dieser Name genannt.

Als Rückweg kann man den rechts vom Kirchhofe abzweigenden Weg benützen. Derselbe führt in dem Schatten mächtiger Weiden am Draustrande und durch die Gerbergasse auf die Brücke zurück.

Die Gassen zwischen der Drau und der Hauptkirche, unter denen die Khevenhüller-, Ankershofen-Freihaus-Gasse, gehören — nebenbei sei es hier gesagt — zu den schmutzigsten und verwahrlosesten der Stadt. Mitten unter ihnen befindet sich die jetzt Andachtszwecken entfremdete, alte Klosterkirche.

In nördlicher, vielmehr nordöstlicher Richtung, wird

man keinen abwechslungsreicheren Spaziergang finden, als den Weg in der Richtung gegen die Burg Landskron und die westliche Ausbuchtung des Ossiacher Sees.

Zu diesem Behufe werden die Geleise des Südbahnhofes überschritten. Man erreicht auf der Südbahnstraße den Brandhof, bei welchem sich links der Weg gegen Sankt Ruprecht und Treffen abzweigt. Der Weg gegen Landskron hin übersetzt aber weiter gegen Osten die Bahn. Zur Linken erblickt man das (weiter unten zu erwähnende) Dorf Sankt Leonhard, hinter dem zwei kleine Seen zwischen Wiesen und Wald verborgen liegen. Am Gasthause zum Zehenthof, neben welchem sehenswerthes steinernes Bildstöckl, geht man auf der Straße, die nach Ossiach führt, den bewaldeten Höhen zu, welche den Ossiacher See vom Drauthale scheiden. Bei einer hübschen Villa ist abermalige Wegkreuzung. Wir folgen der rechts ab führenden Straße. Wenn man sich umwendet, erfreut man sich des weiten Rundblickes über das weite Thalbecken, den Dobratsch, Mangart und andere Spitzen der karnischen Alpen.

Bei dem Weiler Seebach (so genannt von dem Ausfluß des Ossiacher Sees, welcher hier ein Hammer- und Walzwerk in Bewegung setzt) führt der Weg am rechten Bachufer nach Treffen. Wir überschreiten die Brücke und gelangen zu der wenig einladenden Herberge Sommereggers. Man sieht die Reichsstraße nach Klagenfurt, welche sich durch Wälder, zunächst nach dem nahegelegenen Dorfe Zauchen (wobei die südlich von ihr gelegenen drei kleinen Seen von St. Magdalena mitgenommen werden können) weiter zieht. Unser Weg führt uns links, nordöstlich, von dieser ab. Jenseits des Baches erblickt man gegen Nordwesten auf schöner Waldkuppe das weiße 460 Meter über dem Spiegel des Baches gelegene Oswaldi-Kirchlein, unter welcher die weitschauende Reichmann-

hube (gleichfalls der Familie Ghon gehörig), den Villachern, die sich von dort aus die Pracht der Julischen Alpen beschauen wollen, als ein viel begehrtes Wanderziel gilt.

Unser Weg, zum Theil durch einen Fußpfad abzukürzen, führt schön am Wald her, der mit Schatten, Erd- und Schwarzbeeren lockt. Vor uns haben wir das 1910 Meter hohe Görlitzen-Gebirge mit seinen vielfachen Abstufungen von Grün, hinter uns aber über Waldwipfel hinweg scharfe Zacken der Alpen an den obersten Zuflüssen des Tagliamento und Isonzo. Weiterhin, gegen Nordwesten, fallen die weißen Häuser des Marktes Treffen in die Augen. Das Thal, welches sich dorthin gegen Nordwesten öffnet, und über Afritz und den Afritzer See hin zwischen den Gneisbergen Oberkärntens von einer guten Fahrstraße durchzogen wird, die zugleich als Zugang sowohl nach dem Millstatter See (westlich), als nach Feldkirchen (östlich) dient, heißt „die Gegend". Erstere Straße kann auch von demjenigen, der statt der Eisenbahn und des etwas einförmigen Drau-Thales einen anmuthigeren Weg von Villach nach Spital (oder umgekehrt) aufsuchen will, mit Vortheil benützt werden.

In einer guten Stunde gelangt man von der Stadt Villach nach dem unansehnlichen Dorfe St. Andrä. Dieses bietet im Sommer, während dessen sein Gasthaus stets eine Anzahl von Gästen beherbergt, eine Annehmlichkeit, nämlich die des Badens in warmem, klarem und pflanzendurchduftetem Wasser, dem Ausflusse des Ossiacher Sees. Man nennt dieses Bad das Kalmus-Bad, angeblich, weil die Ufer des Baches von Reihen dieser Aroideen mit den magenstärkenden Wurzeln eingefaßt sind. In Wirklichkeit aber scheinen wenige oder gar keine derselben vorhanden zu sein. Dagegen bemerkt man in der unteren Hälfte des Sees, insbesondere aber in der Nähe des Ausflusses eine ungeheure Menge von Wassernuß-Pflanzen

(Trapa natans), deren Früchte bekanntlich eines der verbreitetsten Nahrungsmittel in der Steinzeit waren, und in den „Kulturschichten" der meisten Pfahlbauten gefunden worden. Das Bad St. Andrä mag bestens empfohlen sein.

Den Rückweg nimmt man über das Moor, welches der helle Treffener Bach durchfließt, über St. Ruprecht und an den zwei Seeen von St. Leonhard vorüber.

Doch ist es vorher durchaus geboten, von St. Andrä aus der Ruine Landskron, der auffallendsten aller Burgtrümmer, über dem Villacher Thalbecken einen Besuch abzustatten. Die Ruine liegt zwar hundertundsechzig Meter über dem Dorfe St. Andrä, aber der Waldweg, der hinauf führt, ist höchst bequem und schattig.

Der Weg zieht sich in Windungen hinauf und erreicht die Burg durch ein gegen Osten gelegenes Eingangsthor, welches durch eine rechts vom Eintretenden vorspringende Bastei vertheidigt wird. Durch dieses Thor gelangt man in einen Vorhof, der gegen die Burg durch eine zweite Umfangsmauer abgeschlossen ist. Durch diese führen zwei Thore, und zwar das Hauptthor, welches dem erwähnten Eingangsthore gerade gegenüber liegt, und ein zweites Seitenthor, das sich rechts von dem früheren am Ende des Vorhofes befindet. Durch beide Thore kommt man in den die Burg rings umgebenden Zwinger, welcher an der südöstlichen Seite noch durch zwei weitere Reihen von Umfangsmauern geschützt ist. Tritt man durch das Hauptthor, welches durch einen dasselbe vertheidigenden Thorthurm führt, ein, so gelangt man zu jenem Theile des Zwingers, welcher vor der gegen Südost gekehrten Hauptfront des Burggebäudes liegt. In dieser Hauptfront erhebt sich ein sechs Stockwerke hoher viereckiger Thurm, dessen sechstes Stockwerk von außen rings herum ein Gang umgab, von dem die Kragsteine noch sichtbar sind. Diesem Thurme schließen

sich links und rechts zwei Stockwerke hohe Wohngebäude an, deren Zimmer mit den unteren Räumen des Thurmes in Verbindung waren. Das Hauptthor in dem Burggebäude war ungefähr in der Mitte dieser Front, neben dem Thurme, ist jedoch jetzt, da vor einigen Jahren die Hälfte des Thurmes zusammenstürzte, verschüttet. Ueber diesen Schutt gelangt man in den inneren ausgedehnten Hofraum, welcher von mehreren, zu Wohnungen und Ställen bestimmt gewesenen, theils mit einander verbundenen, theils abgesondert aufgeführten Gebäuden umschlossen ist. Von dem erwähnten, die Hauptfront bildenden Wohngebäude blicken auf der dem Hofraum zugekehrten Seite mehrere große Fenster in denselben, welche wohl die Bestimmung hatten, aus denselben den Waffenübungen, Kampfspielen und Belustigungen, welche vorzugsweise in den Burghöfen stattfanden, zuzusehen.

Unter mehreren der den Hofraum umgebenden Gebäude sowie auch unter erhöhten Stellen des Erdbodens im Hofraume und Zwinger befinden sich große unterirdische Gewölbe, sowie fast in allen Gebäuden das Erdgeschoß aus schönen gewölbten Räumen besteht.

Auf der Südost-Seite befand sich die an die Wohngebäude sich anschließende, von Nordwest gegen Südost gestellte Kapelle, in deren rundem Abschlusse des Altar-Raumes noch ein hohes Fenster aus gehauenem Steine mit gedrückten gothischen Spitzbogen erhalten ist. Ueber dieser Kapelle auf einem erhöhten Theile des Terrains erhebt sich ein freistehender achteckiger Thurm, der wohl als Glockenthurm benützt worden sein dürfte.

Mit Wasser wurde die Burg durch einen im Hofraum befindlichen Brunnen versehen, in den dasselbe von einem nördlich von der Burg befindlichen Teiche, über welchem sie gebaut war, noch sichtbar sind.

Sowohl die großen, durch die Umfangsmauern führenden Thore, als auch die Thore in den Burggebäuden sind fast insgesammt aus gehauenem Steine. Die Umgänge an der inneren, der Burg zugekehrten Seite der Umfangsmauern, auf welchen sich im Falle eines feindlichen Angriffes die Vertheidiger befanden, ruhten nicht, wie gewöhnlich, auf hölzernen, in die Mauer eingefügten Trägern, sondern auf gemauerten arkadenartigen Bögen. Dies Alles giebt dem ganzen Baue den Charakter des Luxus, und zeigt von dem Reichthume des Erbauers. Der Sage nach soll vom südöstlichen Theile der Burg aus ein unterirdischer Gang in die am Fuße des Berges gelegene, zur Burg gehörige Meierei geführt haben, der jedoch nun nicht mehr aufzufinden ist.

Den Hauptreiz der Aussicht von diesen Burgtrümmern werden immer die Karawanken und die über ihnen aufragenden karnischen Alpen darstellen. Auch die Wasserläufe und die Thal-Ueberschau werden Viele entzücken. Meiner Meinung nach verdient überhaupt Landskron weit eher einen Besuch, als der vielgerühmte Faaker-See, der das Mekka der Villacher Spaziergänger genannt werden kann.

Was die Geschichte des herrlichen Landskron anbelangt, so ist über die Vorzeit der Burg nur weniges bekannt und selbst dieses Wenige ist nicht geschichtlich festgestellt. In der kärtnerischen Chronik des Jakob Unrest, welcher am Ende des 15. Jahrhunderts lebte, wird nämlich gesagt, daß die Grafen von Sternberg zuerst auf dieser Höhe eine Burg bauten, und selbe Jagersberg nannten; daß ein Graf von Sternberg dieselbe seiner Tochter, welche einen Herzog von Kärnten heirathete, als Heirathsgut gab, und die Burg dieser Frau zu Ehren Landskron genannt wurde. Wir finden jedoch eine Gräfin von Sternberg nirgends als Gattin eines Herzoges von Kärnten aufgeführt, und es scheint uns wahrscheinlicher,

daß diese Burg von ihrer weithin gebietenden Lage den Namen Krone des Landes, Landskron, erhalten habe. Urkundlich nachgewiesen ist, daß die Grafen von Cilli die Burg Landskron am Ende des vierzehnten Jahrhunderts pfandweise von den Herzögen von Oesterreich inne hatten und durch einen eigenen Burggrafen verwalten ließen. Diese mächtigen Dynasten geriethen mit der benachbarten, damals dem Hochstifte Bamberg gehörigen Stadt Villach in allerlei Zwistigkeiten und Fehden. Man nahm sich gegenseitig Waaren weg, begünstigte die Feinde des Anderen, Heuwagen der Villacher wurden mit Gewalt nach Landskron geführt und dort abgeladen, ja sogar fliehende Verbrecher von den Landskronern aus der unteren Vorstadt in Villach mit gewaffneter Hand herausgeholt und auf die Burg Landskron ins Verließ geschleppt. Diese vielfachen Rechts- und Gebietsverletzungen brachte endlich Bischof Lambrecht von Bamberg bei dem Erzherzoge Albrecht von Oesterreich zur Sprache, in Folge dessen die streitenden Parteien einen Vergleich schlossen. In diesem Vergleiche kamen Graf Friedrich von Ortenburg, zugleich Hauptmann des Bamberger Kirchenfürsten, und Konrad von Ernfels, Burggraf der Cillier, in Landskron überein: Die Grenze des beiderseitigen Burgfriedens sollte unüberschreitbar der Seebach verbleiben, dagegen sollten eingefangene Mörder den Villachern ausgeliefert, verhört, dann vom Stadtrichter mit einem Gürtel gebunden an den Seebach geführt, und dem Landrichter von Landskron überantwortet werden.

Doch bald kam es zu neuen Zerwürfnissen zwischen Bamberg und Landskron, welche sich noch steigerten, als nach dem Tode Friedrichs, des letzten Grafen von Ortenburg, die Grafen von Cilli auch in den Besitz der Grafschaft Ortenburg kamen, und nun Villach trennend inmitten der Besitzungen der Cillier lag. Den höchsten Punkt aber erreichte der Uebermuth der

Cillier, als im Jahre 1454 Heinrich Graf von Görz, Ulrichs Grafen von Cilli Schwiegersohn, starb, und Graf Ulrich nun glaubte, sich auch in den Besitz dieser schönen Grafschaft setzen zu können. Er sammelte daher eine bedeutende Mannschaft zu Landskron und Sternberg mit dem Vorhaben, über Villach und Tarvis durch die Engpässe der karnischen Alpen in die Ebenen von Görz vorzudringen. Doch Johann, Sohn des verstorbenen Grafen Heinrich von Görz, warf sich ihm zeitig genug entgegen und hinderte ihn mit Beihilfe der Villacher an seinem Vordringen. Bald aber nahmen die Dinge eine andere Wendung. Nachdem nämlich der stolze Graf Ulrich von Cilli, der Letzte aus diesem Geschlechte, im Jahre 1456 in Belgrad ermordet worden war, beanspruchte Johann Graf von Görz, als nächster Agnat der ausgestorbenen Cillier, die bereits besetzten Grafschaft Ortenburg'schen Orte und Burgen. Nun sollten die Waffen entscheiden. Herab vom Pusterthale drangen die Krieger des Grafen von Görz; Drauburg, Greifenburg, die Burg Goldenstein im Gailthale wurden von ihnen genommen, Spittal wurde besetzt und Ortenburg bemannt. Bis Landskron zogen im schnellen Siegeslaufe die feindlichen Schaaren, lagerten sich in der Ebene am Fuß derselben, und umzingelten die Burg. Hier jedoch trat der Wendepunkt ihres Glückes ein. Der Führer der kaiserlichen Truppen, Graf Sigmund von Pösing und der zum Grafen von Sagor ernannte Cillier Feldherr Johann Wittowitz, verstärkt durch die ständischen Aufgebote von Steier und Kärnten, zogen dem Görzer Grafen entgegen und zwangen ihn zum eiligen Rückzuge. Die von den Görzern eroberten Orte wurden wieder genommen und Graf Johann zu einem Vertrage genöthigt, laut dessen er seine Eroberungen aufgeben und alles unter der „Klause" eroberte Land dem Kaiser abtreten mußte.

Nun blieb Landskron unter unmittelbarer kaiserlicher Herr-

schaft, bis es Kaiser Maximilian I. der Ausführung einer seiner Lieblingsideen, der Wiederbelebung des Ritterthums, widmete, und es im Jahre 1496 dem ritterlichen St. Georgs-Orden, dessen Hauptsitz Millstatt war, schenkte. So reichlich dieser Orden auch dotirt war, so sehr auch Papst und Kaiser sich beeiferten, denselben zu unterstützen, wollte er doch nicht gedeihen. Als er seiner gänzlichen Auflösung schon sehr nahe war, wurde im Jahre 1542 Landskron, welches einige Zeit vorher eine Feuersbrunst in eine öde Ruine, ohne Hoffnung einer Herstellung, verwandelt hatte, von Kaiser Ferdinand I. seinem Rathe, Kämmerer und kärntnerischen Landeshauptmann Christoph von Khevenhüller auf Aichlberg, Sommeregg und Biberstein um 6000 Gulden verkauft, und sodann von ihm und seinem Sohne Bartlmä mit großen Kosten in seiner jüngsten Form hergestellt. Von nun an blieb Landskron im Besitze des edlen, um Oesterreich und Kärnten vielfach verdienten Geschlechtes der Khevenhüller, bis zur Zeit der Gegenreformation unter Kaiser Ferdinand II. nebst vielen anderen Protestanten auch Paul und Johann Khevenhüller Kärnten verließen, und Kaiser Ferdinand II. nach dem Tode des Johann Khevenhüller, der als Oberstlieutenant in der schwedischen Armee unter Gustav Adolf in der Schlacht bei Nürnberg fiel, die Herrschaften Landskron und Velden einzog, und selbe am 14. Dezember 1639 seinem geheimen Rathe, Sigmund Ludwig Grafen von Ditrichstein schenkte. Es wurde nun ein Bestandtheil des im Jahre 1647 gegründeten kärntnerisch gräflich Dietrichstein'schen Familien-Fideikommiß, und steht nun, seit dem am 14. Januar 1861 erfolgten Tode des Johann Duklas Grafen von Dietrichstein, sammt den übrigen zu diesem Fideikommisse gehörigen Gütern bis zur Entscheidung, wem die Nachfolge in selbe gebühret, unter Oberaufsicht der Fideikommiß-Besitzer Johann Duklas Grafen von Dietrichstein. Im

Jahre 1842 schlug der Blitz in die Burg ein, sie brannte ab und wurde nicht wieder hergestellt.

Fragt man einen Villacher nach einem schönen Ausfluge in der Umgebung, so wird unter allen Umständen der Faaker See genannt, ein zwei Kilometer langes und anderthalb Kilometer breites Gewässer an den Vorstaffeln des Mittagskogel, der etwa fünfzehnhundert Meter darüber emporragt.

Der Faaker See ist in der Luftlinie nur fünf Kilometer südöstlich von Villach entfernt, man wird aber wegen der Windungen, zu denen der Weg zwingt, immerhin nahezu zwei Stunden zubringen, bis man sein Ufer erreicht.

Man geht zunächst an der oben beschriebenen Wallfahrtskirche zum heiligen Kreuz in Perau vorüber, alsdann durch Flußauen der Gail (slowenisch: Zila) und erreicht bald die über dieselbe führende Brücke. Jenseits derselben theilt sich der Weg. Man schlägt am besten das Sträßlein zur Rechten ein, auf welchem man binnen einiger Minuten in das Dorf Maria Gail (Gasthaus zum Ogris) gelangt. Die Aussicht vom Friedhof bei der etwas erhöht stehenden gothischen Kirche, mit welcher viele Sagen verwebt sind, wird mit Recht gerühmt.

Von Maria Gail bis zum Ufer des Sees, der um etwa sechzig Kilometer höher als Villach liegt, hat man eine Stunde zu gehen. Man hält sich ostsüdöstlich und wird kaum fehl gehen, wenngleich im Walde sich viele Wege kreuzen. Wer besonders ängstlich ist, mag sich indessen immerhin vom Dorfe aus einen Wegweiser mitnehmen.

Am hügeligen Nordufer des gelbgrünlichen Gewässers liegen zwei kleine Ansiedlungen Drobolach und Egg. An beiden Orten giebt es Gelegenheit zur Ueberfahrt nach der bewaldeten Insel. Wer vom Warmbad Villach über die Ueberfuhr unter der Eisenbahngailbrücke, Malestig und Faak

aus ans westliche Ufer kommt, kann die Leute der dort nur wenige Klafter vom Ufer entfernten Insel durch Anrufen bewegen, ihm mit einem Nachen entgegen zu kommen. Auch im Dorfe Faak beim Wirth Treiber kann man sich einen solchen bestellen.

Auf der Insel befindet sich ein kleines Gasthaus mit spärlichen Hilfsmitteln. Liebhaber, die etwa eines Fischgerichts halber auf die Insel kommen, werden nicht selten enttäuscht. Im Ganzen macht dieser Alpensee den Eindruck eines von einem größeren See, der im Osten und Westen allgemach in den Boden versickert ist, übrig gebliebenen Tümpels.

Zur Schloßruine Finkenstein (auf deren Anblick sich der Fremdling schon durch eine der Fresken im Gasthause zur Post in Villach vorbereiten kann) geht der Weg südlich. Man läßt sich zunächst zum Dorfe Faak übersetzen und erreicht die Veste über Pogoriach in einer Stunde. Die Geschichte derselben bietet durchaus nichts Bemerkenswerthes. Die Aussicht vom Thurme dagegen ist anziehend, obgleich sie sich mit der von Landskron nicht wird vergleichen lassen.

Den Rückweg von Finkenstein tritt man über die westlich davon gelegene Kirche St. Canzian an, in deren Nähe man vorgeschichtliche Gegenstände ausgegraben hat. Auch hier ist die Aussicht noch hübsch, obwohl die Kirche schon um hundert Meter tiefer liegt als die Burgruine. Man setzt alsdann in der schon oben angegebenen Weise den Rückweg über Malestig, Müllnern und die Gail-Ueberfuhr nach Warmbad Villach fort.

Ein anderer Rückweg vom Faaker See nach Villach führt über die am nordöstlichen Ufer gelegenen Bauernhöfe Egg zunächst dem Kreuz auf dem Hügelrande zu, von welchen hier der See umgeben ist. Von dort in nordöstlicher Richtung (wobei keine Gefahr, sich zu verirren) entweder über Graschitz, oder auch dieses Dorf links lassend, zur Draubrücke, über

dieselbe und durch das Dorf Födelach (mit zwei armseligen Wirthshäusern) zur gleichnamigen Eisenbahnstation, eine Stunde vom Faaker See entfernt.

Die schönen Spaziergänge, welche die Umgegend von Villach im Westen der Stadt aufweist, werden bei Beschreibung der Wege nach der Villacher Alpe erwähnt werden, in deren Bereich sie liegen. Hier wollen wir aber schon der Annehmlichkeiten des schönen Fahrweges (Wald- und Strom-Aussichten) gedenken, der von Villach auf dem rechten Drau-Ufer gegen Paternion führt. Man verfolge denselben über Villach bis nahe zu dem Bache, der fast der Eisenbahnstation Gummern (die sich auf dem linken Drau-Ufer befindet) gegenüber, von Bleiberg und Heiliggeist zusammenrinnend aus den Falten der Villacher Alpen herab kommt und sich hier in die Drau ergießt. Noch bevor man diesen erreicht, zieht sich unweit seines rechten Ufers ein Sträßchen südwestlich in das Hügelland hinein. Man verfolge es bis dahin, wo es mit der von Südosten, von Villach in der Richtung gegen Heiliggeist herankommenden Straße zusammentrifft und kehre auf letzterer zurück. Im Ganzen ein Weg von dreieinhalb Stunden.

Eine Stunde nordwestlich von Gummern befindet sich rechts neben der Straße das kleine Weißensteiner Stoffelebad. Wer sich einen Begriff von derartigen, aus Tirol eingewanderten Einrichtungen machen will, mag es besuchen und vom nahen Paternion aus mittels der Eisenbahn zurückkehren. —

Noch dürfte im Süden Villachs das zwei Stationen vom Warmbad entfernte Arnoldstein den Besuchern zu empfehlen sein.

Ueber den Ursprung und die früheste Benennung desselben schweigen Urkunden und Ueberlieferung. Man weiß nur, daß irgend einer seiner Besitzer Arnold hieß und sein Kastell dem Bisthum Bamberg schenkte. Das war im elften Jahrhundert.

Späterhin fiel es den Gailthalern in die Hände und diente fünfundvierzig Jahre hindurch den Zwecken eines Raubschlosses. Endlich 1108 gelang es dem Bischof Otto aus dem Hause Andechs, dasselbe den unheimlichen Eindringlingen zu entreißen, die Bollwerke zu schleifen und die Mauern zu einem Benediktiner-Kloster umzugestalten.

In Kärntner Bädern.

In der nächsten Umgebung von Villach ist eine anmuthige Oertlichkeit, die wenig von Gästen aufgesucht wird. Wenn die Sommerwolken bis tief über die Berghalden herab brodeln, das Thal in Hitze liegt und das Auge nach Waldschatten und Quellenhauch ausspäht — dessen doch viel da sein muß in der Runde und der gleichwohl nicht gefunden wird, dann genießt der Wanderer Kühlung in der großen Weidenanlage am rechten Drau-Ufer, abwärts von der Brücke. Er erreicht dieselbe durch die unsaubersten Gäßchen der Stadt hindurch. Die Baumwipfel verbreiten Dunkel und die graue Drau, die in großen Kreiseln und Fluthungen an das Gras des Ufers schlägt, denn ihre Vorrathskammern im Eis des Möll- und Isel-Thales sind durch die Hitze aufgesprengt worden, Kühlung. So ist etwas gefunden, wonach man in diesen Bergländern mit ihren ausgeschundenen Wäldern oft vergeblich auf die Suche ausgeht.

Ein Strom, der das Wasser von dreißig Gletschern mitbringt, ersetzt den vielbesungenen Born. Solcher zu genießen, müßte man überhaupt in die schönen Einsamkeiten hinaufgehen, wohin man die Bequemlichkeiten der großen Ansiedlungen nicht mitnehmen kann. Bei der Briccius-Kapelle, beim Leiter-

bachfall, beispielsweise, im Möll-Thale — dort ist der Reiz der frischen Wasser und das kühlende Wehen über ihnen. Aber dorthin kann man ja nur wandern, nicht spazieren gehen. Aber der Schatten einer großen Weide ist nicht minder erquicklich als der einer Wettertanne. Und in dem vielen Wasser, da ist nicht nur das nämliche, das im Leiterbach herabkommt, sondern auch noch das einer Menge von Eisfeldern. Dabei aber erblickt man auf dem jenseitigen Ufer nicht nur die „Lände" der Flöße, sondern auch Mossers kühlen Garten, in welchem Weine quellen. So ist dieses ein Wiederspiel der frischen Stelle im Möll-Thale.

Statt der Briccius-Kapelle steht hier den Wassern die zopfige, roth und weiß, gleich einem Bettüberzug angestrichene Kirche von Heiligkreuz in der Perau gegenüber. Als mir dieses Bauwerk einfiel, überkam mich alsbald die Absicht, ein Stimmungsgemälde zu entwerfen. Schwierig wäre die Arbeit nicht, denn es braucht nur Gesehenes in Buchstaben umgesetzt zu werden.

Die heiligen Gestalten winden sich grellfarbig bis in die Laterne der Kuppel hinauf, in welcher junges Schwalbenvolk zwitschert. Auch auf dem Friedhof drüben fliegt es unruhig hin und her. Es scheint, es zuckten ihm Reisegedanken durch die Schwingen. Daß es so sein mag, beweisen die ersten Astern, die schon aus den Gräbern emporsteigen.

Ein anderer anmuthiger Ort ist eine Rastbank, nicht eine halbe Stunde von dieser Stätte entfernt. Die Bank ist mindestens einen Fuß hoch von klarem Wasser bedeckt. Silberige Blasen steigen vor ihr auf. Es ist ringsum Wallen einer blaugrünen durchsichtigen Fluth über einen Grund von feinem Kies. Diese Bank steht im Becken des Villacher Bades, dessen Quellen lau aus dem Kies emporsprudeln. Es ist nicht ganz im Freien, denn über dem Becken steht ein Haus — es sind

aber auch keine Stuben, denn der Blick dringt zu den Dachsparren und zu den Fichtenwipfeln, die gegen die Fensteröffnungen herragen.

Das Villacher Becken hat seines Gleichen nicht. Ich habe die warmen Wellen im Eismonat durchschwommen, wenn die verschneiten Nadelhölzer vor den Dampfwolken nicht sichtbar waren, die in die kalte Luft aufstiegen. Nicht minder freute ich mich der silbernen Garben, wenn der Ruf des Kuckucks zu den Oeffnungen des Mauerwerkes hereindrang. Die Wirkung dieses Bades nach Veränderungen hin, die es etwa im Innern des Körpers hervorbringt, kann ich nicht schildern, weil ich es nicht nöthig hatte, gesund zu werden. Aber das Außengefühl wird von Allen gleichmäßig beschrieben. Es ist, wie wenn die Oberfläche des Körpers zu ölglattem Schild, zu durchwärmtem Elfenbein, geworden wäre.

So oft ich auf der Bank inmitten der hellglitzernden Luftblasen sitze und dem Gewimmel des warmen Wassers zuschaue, das sich aus dem Boden erhebt, verwehr' ich es der Einbildung nicht, die Bilder zusammenzustellen, welche vor dem eigenen Ich standen in der flüchtigen Welt der Erscheinungen unter dem Tage, von dem Augenblicke an, in welchem ich zum letzten Mal das Wasser aus der Unterwelt hatte aufquellen sehen. Ruhig plätschert und quillt es da fort — die Fluth rinnt in der Mitternacht und im Schein der Sonne, deren Strahlen den Kies auf ihrem Boden zu phosphorigem Schimmer anglüht und sie selbst aus einem grünblauen Wasser zu einem himmelblauen macht. Dann bewegen sich die Glieder der Menschen in ihr, als ob sie von Gold wären.

Schon der Hauch, den diese Becken in die Luft hinauf von sich geben, thut dem Eintretenden wohl. Es ist ein wohliger Duft, der warme Athem der Mutter, elektrisches Wettern aus Tiefen der Erde. Dann überrascht ihn die Färbung des

Wassers, das er unter den Zwischenräumen zwischen Thüren und Staffeln auffluthen sieht. Obwohl im Schatten des Daches, mitten im Mauerwerk die Quellen sich zum Becken ausbreiten, so glänzen sie in ihrem Lasur und es scheint tiefer zu werden, je mehr sich der Himmel umwölkt und je finsterer es hereinschaut von dem Fichtengeäst vor den Oeffnungen. Es ist Wasser, wie in der blauen Grotte, wobei der Felsriegel der niedrigen Oeffnung dort hier von dem bis nahe zum Spiegel herabreichenden Holzwerk der Thüren vorgestellt wird. Das Ohr erfreut sich an dem Gelispel der zerspringenden Luftblasen und an dem siedenden Geräusch aufperlenden Wassers. Der Blick, der über die Oberfläche des Spiegels geht, sieht Kreisel wie von Regentropfen: es ist der aufquellende Born. Keine Regung der Jahreszeiten stört dieses Becken: Zu allen Stunden, in der Winternacht wie am goldenen Julimittag zeigt der eingetauchte Wärmemesser zwischen dreiundzwanzig und vierundzwanzig Grad. Villach hat an diesem Becken, zu dem es in allen Monaten pilgert, seinen Teich Siloah, der Lahme gesund macht. Wo ist es, wie hier, gegeben, während des Winters im glashellen, himmelblauen, duftenden Wasser zu schwimmen, das unter dem Leibe des Schwimmenden aus der Nacht der Gänge im Kalkgebirge hervorbricht und sofort denselben umfluthet?

Neben der Quelle lockt der Hain. Wäre die Mauer nicht, so ragten die Fichtenwurzeln über den Rand des Beckens. So waren die Quellen im alten Griechenland beschattet. Statt des Tempels erhebt sich neben Born und Wald ein Gasthaus. Statt des Priesters erscheint der Badwirth Walter und die angezündeten Feuer gelten nicht den Wassergöttern und Najaden, sondern der Table-d'hôte. Aus unkünstlerischen Urnen fließt der krainerische „Mar-Wein" betrübten Angedenkens.

Indem ich mich nunmehr den nördlichen Bergen zuwende, sehe ich eine Gestalt neben mir herwandeln. Es ist ein blonder, gedrungener Mann von treuherzigem Aussehen. Wie ist es denn, daß er hierher kommt? Weiß ich ihn doch im engen Kerker, fern vom grünen Wald und dem Vogelsang. Er sieht ja nur die Kalkwand, die getünchte, nicht den Görlitzenberg und den weißen Mangart oder Montaccio. Und doch ist er es. Die Einbildungskraft hat sich zum zweiten Gesicht aufgerafft, er schreitet mit mir an den rauschenden Maisfeldern her. Hier ist es, am Ufer des hellen Seebaches, der aus dem Ossiacher See herabfließt, wo ich ihn zum ersten Mal als freundlichen Wegweiser gefunden habe. Seine Heimath ist wohl ein paar Meilen weiter gegen Sonnenuntergang, sein Kerker aber, in dem er nach den Kindern und dem Sommer seufzt, steht dort unten — dort, wo ein hoher, vieldachiger Thurm über vielen Häusern aufragt und die Umrisse der Karawanken mit dem heißen Sonnenlicht zusammenfließen.

Ich will den dunkeln Schatten in das Kärntner Sommerbild hineinzeichnen. Nicht nur an der Wand der von Kerzen erleuchteten Stube, sondern auch vor dem Hintergrund der Buchen und Linden kann man finstere Umrisse spielen lassen.

Nahe am Ufer der Drau, an waldigem Hang, aus welchem der Ruf der Drosseln in die armen Gassen herabschallt, steht ein Marktflecken — verwittert, herabgekommen, denn der Schienenweg hat ihm Roß, Wagen und Reisende weggenommen. Dort schaut ein stattliches Haus hier auf die verlassene Straße, dort auf Garten, Auen, den Strom und die Berge, die zum Millstätter See abfallen.

Im Hause war der blonde treuherzige Mann Wirth, mit dem mich das Ungefähr am Seebach zusammengeführt. Einmal kam der Oberste vom Steueramt zu ihm und es entspann sich ein Zwiegespräch.

„Nun, mein lieber Fichter," (solchen Namen gebe ich meinem alten Wegweiser) sagte der Oberste, „Du weißt, das Steueramt muß ausziehen. Unser Geräth und unsere Schreibereien sollen unter ein anderes Dach wandern. Nimm Deine Rosse und besorge uns das. Was willst Du dafür als Entgelt?"

Der Fichter besann sich nicht lange, sondern sagte als guter deutscher Mann seinen Preis, ohne zu markten, ohne vorzubieten oder Ungebührliches zu verlangen. „Um fünfundzwanzig Guldenzettel thu' ich's."

„Gut," erwiederte der Mann von des Kaisers Zinsgroschen, „aber schreiben wir vierzig. Die Oberen werden ihr „Ja" dazu sagen, und um die fünfzehn andern Hadern jubeln wir an Deinem Tisch — Bier und Wein und Geselchtes. Ich meine, es wird uns nicht schlecht bekommen."

Der Fichter sagte: „Thut, was Ihr nicht lassen könnt. Wenn Ihr Euer Geld verthut, so ist's bei mir so gut, als irgendwo anders."

Und so geschah es. Die hohe Behörde gab ihr Placet. Und bei der „Marend" oder dem Vesperbrot ging es hoch her. Alle die Männer der Zinsgroschen kamen und es ward aus Abend, Nacht und Morgen der erste Tag.

Als der Tag anbrach, lagen die Männer auf dem Boden. Neben ihnen der Länge nach der Kasten der Wanduhr mit den Gewichten. Nur die Stubenthür war nicht betrunken.

Nach einer so heißen Schlacht mußten sich die Mannen laben. Diesmal aber gedachten sie anderen Balsam aufzulegen. Es handelte sich nicht mehr um Bier und Tiroler Wein oder saueren Oesterreicher. Jetzt holten sie Vöslauer und Ungar-Flaschen. Da begann ein großes Trinken. Aus der Küche wurden Speisen hineingeholt. Die fünfzehn Gulden waren nur mehr ein Tropfen gegen das große Naß.

Wer weiß, wie stark sich der Fichter ärgerte mitten unter den Freiern, die ihm seine Vorräthe verzehrten. Auf einmal lief der Topf über.

Als eben wieder einmal — und zwar seltsamer Weise nur ein kleines Stück — Schweinefleisch hineingetragen wurde, den Durst der Zecher zu verlängern, rief der Fichter: „Halt! Von jetzt an geht nichts mehr in die Steueramts-Marend hinein!"

Das war ein Wort. Wie ein Geschoß fiel es auf den Tisch. Als es aber geplatzt war, begrüßten es nur Rufe des Hohnes. Doch der Fichter blieb unerbittlich. Von nun an mußte gezahlt werden.

Als die Mannen mit den Dienstmützen, in der Meinung, daß solcher Ernst erheuchelt sei, wankend wurden, bemächtigte sich ihrer der Zorn. Wie? Sie, die ihm fünfzehn Gulden zu lösen gegeben, sollten mitten drinnen Zehnkreuzerstücke hervorziehen?

Aber der Fichter kehrte sich nicht an ihren Widerspruch.

Er hielt die Hand hin. Jetzt brach die Wuth aus.

„Fichter, Du wirst es noch bereuen. Mich kostet's ein Wort beim Bezirksgericht. Denk an das, was Du neulich gesagt hast!"

Das „Neulich" war eine Stunde gewesen, in welcher sich gleichfalls Alles auf dem Boden befunden hatte. Das Gesagte aber waren grobe Worte über Personen, deren Beleidigung in allen Ländern vom Gesetze scharf bedroht wird.

Der Fichter ließ sich nicht einschüchtern. Der Mann des Gesetzes aber ging hin und vollbrachte seine Rache. Unter den Genossen fand er zwei Zeugen, die das Gehörte beschworen. Die Richter öffneten ihre Bücher und fanden darin, daß solche Rede mit schwerem Kerker zu bestrafen sei. Und in diesem bringt er jetzt seine Tage zu. Vor der Sommersonnenwende haben sie ihn hineingerufen, sie werden ihm die Thür im

nächsten Jahre wieder öffnen, wenn der Huflattig und die Schneeglöckchen an den Hängen der Drau blühen.

Als der Fichter die Fahrt zu seinem Kerker antrat, stand in der Marktgasse alles voll von Menschen. Auch die Männer weinten. Hunderte von Rufen erschallten. Aber die alten Zechgenossen sind in der Acht. Einen mußten sie gleich nach einer anderen Stadt schicken. Die Anderen aber huschen in ihre Kanzleien, und man darf sich für versichert halten, daß die Haselstecken, mit denen die Insassen gelegentlich, als Kerbhölzern, in die Rechnung der „Marend" eingreifen werden, längst gewachsen sind. Dagegen scheint die Hochachtung vor mancherlei Einrichtungen des modernen Staates dort seither nicht zugenommen zu haben.

Inzwischen liegt der arme Fichter zwischen den Mauern und denkt über den Exodus des Steueramtes nach.

Da, am Seebach, war die Stelle, wo er mir den Weg wies.

Am Wald her, in dem Erdbeeren duften, geht ein Weg nach dem Dorfe St. Andrä. Oben ragen die Trümmer von Landskron, unten ist der helle Bach. Sein Ufer fassen Schilfschäfte ein, wie das aller Abflüsse von Seen, deren Ränder versumpft sind, und deren heutige Oberfläche nur mehr einen Bruchtheil darstellt von einem früheren Umfange.

Solches Wasser ist weich, mild und mit den Düften all der Pflanzen gewürzt, welche von seiner Fluth an den gar nicht scharf abgegrenzten Ufern umwaschen und bespült werden. Wer seinen Leib einmal in die Moorwasser der bairischen Hochebene, in die bernsteinfarbigen Wellen der Amper, der Glon getaucht hat, kennt das Anfühlen und den Hauch. Dies hat einen Kärntner Wirth begeistert. Bei den ersten Häusern von St. Andrä liest man eine Tafel mit der Inschrift: „Weg zum Kalmusbad."

Also Kalmus tritt zu den zahllosen Stoffen, durch deren

Einengung man sich die Wirkung des Wassers verändert oder gesteigert vorstellt. Wir kennen den bittersüßen Geschmack dieser Pflanze aus verzuckerten Stücken des Rohres oder der Wurzel. Es ist ein Magenmittel. Hier soll ihre Heilkraft dem abfließenden Wasser des Sees sich mittheilen. Ein Bad mit angenehmem Wasser. Das jenseitige Schilfufer giebt ihm einen Hintergrund, wie wir ihn bei Teichen in Blumen-Ausstellungen, bei Becken in Wintergärten oder bei Aquarien sehen — es ist ein Dschungel von Röhricht, an dem der helle Bach vorüberfließt. Aber Kalmus vermochte ich unter dem vielen Schilf nicht zu entdecken. Mit oder ohne Kalmus — es ist ein lustiges Baden in dem ölglatten Bach.

Auch südlich von Klagenfurt, nicht ganz drei Kilometer entfernt, hat man bei der „Papiermühle" in der „Glanfurt", dem Ausfluß des Wörther-Sees, ein „Kalmusbad" eingerichtet. Die Landschaft ist hier wie dort, aber die Glanfurt (eine Verwandte unserer keltischen Glan und Glon, welche „die helle" bedeuten) tritt stattlicher auf. Schilf, Birken, helle Fluthung, durchwärmte Wasser — im Hintergrunde aber das Gebirge tiefblau im leuchtenden Gegensatz der schweren Sommerwolken, die seine Giebel zudecken.

So sind die Niederungen des tieferen Kärntner Landes eine Ergänzung der Eigenschaften des nachbarlichen Tirol. In den Hochgebirgen jener Alpen giebt es kein Kalmusbad. Die Quellwasser und geschmolzenen Schneefelder, welche seine Flüsse zusammensetzen, schrecken den Badelustigen ab. Das Schwimmbecken selbst des warmen Bozen muß durch Teichwasser erwärmt werden. Dafür, wenn der Kalmus versagt ist, baden die Gäste seiner Berge in unvergleichlichen Lüften. Und die Empfindung, welche sich in solchen dem Ankömmling aus dem tieferen und flacheren Kärnten, aus dem Gebiete der Seen und der sie umgebenden Sümpfe, aufdrängt, mag derjenigen

nicht unähnlich sein, die ein Trinker hätte, der nach einem Schluck aus dem Seebach einen solchen aus dem Brunnen von Höhlenstein über die Zunge brächte.

Der Villacher Bleiberg.

Nördlich von der wegen ihrer Aussicht weltberühmten Villacher Alpe, von den Slawen Dobrovac oder Dobrac genannt, erhebt sich am Drau-Ufer ein niedrigeres, aus Jurakalk aufgebautes Gebirge, der Erzberg geheißen. Der reine Bleiglanz seiner Gänge liefert das Villacher Blei, dessen Ruf wohl mit demjenigen der Herrlichkeiten der Bergnachbaren wetteifert.

Der Dobrac ist hundert Mal geschildert worden und in den Reisehandbüchern wird ihm der Ruhm eines Rigi der Ostalpen zugesichert.

Es wäre also die Mühe, seine Fernsicht zu schildern, eine unnütze. Ein Rundgang jedoch um die Warte ist mir im Schriftenthum noch nicht vorgekommen. Ich will die schöne Wanderung dem Leser vorzeichnen und wähle dazu einen Tag des Maienmonats.

Den Leuten im Thal wird es nicht absonderlich zu thun sein um den Schnee, der noch auf den Kuppen liegt. Ich finde den Glanz des Schnees, über junges Buchengrün hin angeschaut, ein reizendes Schaustück, um welches diejenigen kommen, welche während des Spätsommers und Herbstes in die Berge reisen. Die Villacher Alp, wenn sie beschneit ist, giebt zudem dem Thale und der Stadt selbst einen anderen Charakter. Beide erscheinen alsdann weiter in das Hochgebirge hinein vorgerückt.

Meist werden von den Büchern diejenigen, die nach dem Bleiberg trachten — ein Weg, mit dem unser Rundgang anhebt — auf eine Art von Fußweg verwiesen, der von Ober-Villach aus sich dem hochgelegenen Dörflein Heilig-Geist zuwendet. Man geht über Pogoriach und dann, unter Heilig-Geist, durch einen von Bergwassern ausgewaschenen Tobel. Ich will die anmuthigen Stellen jenes Weges gelten lassen, behaupte aber, daß die breite Fahrstraße den Vorzug vor ihm verdient. Die Einzelnheiten erscheinen mir hier schöner.

Zuerst schreitet man an den weißen Villen vorüber, die im Westen von Villach unter Laubkronen stehen. Es sind die schönsten des Kärntner-Landes und bei ihrem Anblick wird der Fremdling vermuthen, er befinde sich entweder an einem von Menschen überflutheten Kurorte oder in der Nähe einer Großstadt.

Ihr Ursprung wird uns vom Kohlenrauch angedeutet, der hier und dort in die Maienluft emporsteigt. Die menschliche Betriebsamkeit erzeugt Mennig, Bleiröhren, Papier, die Villen sind also auf anderem Grunde emporgewachsen, als die Villen von Meran. Zudem hausen in den letzteren zumeist Fremdlinge, während diese mit ihrem Linden- und Fichtenschatten dem Besucher der Alpenwelt Straßen-Dekoration bleiben.

An einem Frühlingstage freilich kümmert man sich nicht viel um das Gitterwerk, welches Einen von diesen Herrlichkeiten ausschließt. Der Ausblick auf die hohen Berge ist auch dem, der draußen vorüber geht, nicht verwehrt. Der Kuckuck ruft auch für ihn aus den Wäldern. Auch ihn kühlt der Wind, der ihm von den weißen Höhen des fernen Möllthales entgegen weht.

Der Weg hebt sich fort und fort. Er muß die Höhe des Dorfes Bleiberg gewinnen, welches vierhundert Meter über Villach liegt.

Wenn man zum Bleiberg-Graben gelangt, so befindet man

sich in einer leibhaftigen Alpenlandschaft. In der Tiefe rauschen Wasser und über den Wäldern blauen, scheinbar auf sie abfallend, die schneegesprenkelten, von Runsen durchzogenen Hänge. So mächtige Berghäupter stehen nicht um uns herum, wie in Tiroler Hochthälern, dafür aber erfreut uns mächtiger Buchenwuchs, ein Anblick, der im Nachbarland nur selten gewonnen wird.

Das Dörfchen Mittewald, wo sich eine gute Herberge aufthut, verdient seinen Namen noch besser, als die Ansiedlungen an der Drau, am Eisak und an der Isar, die ebenso oder ähnlich heißen. Ringsherum steht geschlossener Wald. Wenn man sich das Dutzend Bleischmelzen vorstellt, deren Oefen alle mit Holz genährt werden, dann wundert man sich über die dichten Schatten. Der betriebsame Mensch ist der Feind des Waldes, und die alte Gegnerschaft des Schönen und Nützlichen findet nirgends einen faßlicheren Ausdruck, als in der Gebahrung der Axt unter den Waldstämmen. Darum hört man es auch allenthalben knacken und krachen und vernimmt den Aufschlag niederstürzender Bäume und sieht den Rauch von den Feuern der Holzfäller zwischen den Stümpfen.

Das Holz, und zwar gerade junge Stämme, wird auch zur Herstellung von Papier verwendet. Ohne alle Vergleichung, das Meiste aber fällt den Flammen zu. Wenn ich das Nützliche angeführt habe, so ist das vielleicht, wenigstens so, wie ich mir die Meinung vieler Menschen vorstelle, mit Einschränkung zu fassen. Ich frage: Wozu werden die Wälder mit der Axt angegriffen? Es wird geantwortet: Um aus Weißbleierz, Gelbbleierz, Vitriolblei das regulinische Metall darzustellen. Der Frager fährt fort: Was geschieht mit dem Blei? Es wird geantwortet: Die Bleiplatten gehen in aller Herren Länder. Aber gar viel wird vom Wiener Arsenal beansprucht.

Also — das Arsenal. Im Arsenal wird praktische Politik

vorbereitet. Damit Kugeln zum Erschießen gemacht werden können, müssen die Menschen, die in den Schmelzhütten arbeiten, hinsiechen und unter den giftigen Dämpfen an der Bleikolik zu Grunde gehen.

Der Pantheist, der den spiralförmigen Fortschritt im Kosmos entdeckt hat, kann hier eine Studie anstellen. Zuerst sieht er das Metall sich in fächerförmigen Lagern aus dem trüben Jurameer niederschlagen. Ein Knochenfisch streicht darüber hin, ein Saurier tritt mit der Tatze darauf. Im schlammigen Hang nebenan stecken Belemiten, Terebrateln oder andere Mollusken, die jetzt von einem zugereisten Engländer als „Muschelmarmor" in einer Brosche getragen werden. Eine halbe Million von Jahrhunderten später sprengt ein Schuß das wulstige Lager des Erzganges aus. Jetzt kommt das Erz aus der Kühlung und Nacht in die Hitze und das Feuer. Ein Theil verflüchtigt sich, um dem Gesichte eines vierzigjährigen Mannes das Aussehen eines Greises zu geben, ein anderer wird einmal nach irgend einer Schlacht als breit ausgefranster Cylinder aus dem Muskelfleisch eines Menschen herausgeschnitten.

Kehren wir in den Maientag zurück.

Sogar die Mauern oder Böschungen, welche die Straße gegen den Wald oder gegen den Abgrund hin begrenzen, sind grün. Sie werden von Farnkräutern überwuchert. Streiflichter fallen auf das Buchenlaub und Sommerwolken ziehen mit ihrem Glanz über den Gesichtskreis des Waldes herauf. Aus dem Lattich, das den Boden bedeckt, erhebt sich das rothe Marterl. Schon gemahnt die eine und andere Mündung eines verlassenen Stollens, aus der es kalt gegen den Weg heraushaucht, an den uralten Grubenbau im Innern dieser Berge.

Ueber Baumrinden-Stücklein hin rinnen Brunnen, der Bach fließt neben Kalkwänden, welche blenden. Mit der Steigung wird die Luft kühler.

Rauchwolken künden die erste Ansiedlung des Bleiberges, Hüttendorf, an. Rechts liegen an der Berghalde die aus dem Berge hinausgeschafften Hügel des tauben Gesteines, links im Dorfe anderes Gestein, Trümmerwerk der Häuser. Dort oben, wo der Frühlingsschnee glänzt, von dort hat sich die Zerstörung herabgewälzt. Mitten im Dorfe hat sie einen freien Platz geschaffen. Die anderen Anzeichen der Verheerung sind verschwunden. Man sieht keine herabgewetterten Stämme, kein über die Wiesen hin ausgebreitetes Trümmerfeld mehr.

Staub, erzeugt durch das Zerklopfen der zinkhaltigen Steine, durch die Räder der Fuhrwerke, welche Bleiplatten in die weite Welt schaffen, wirbelt auf. Rauchwolken bewegen sich, Räder klappern, Hämmer klopfen. Aus den Gruben der Tiefe heben Pumpwerke das Wasser herauf.

Die Holzbahnen im Berge messen zusammen über hundert Kilometer.

Dort, auf dem westlichen Abhang, holen sie Galmei und Zinkblende. Das ist aber Alles nichts gegen das Blei. Dieses herrscht hier. Es ist im Berg, im Wasser, in der Luft, im Feuer. Die Wasser rinnen milchig gegen das Gailthal hinaus und kein Fisch lebt in ihnen. Der Bleidampf verbreitet sich in der Luft und das Weidevieh erkrankt. Das Laub an den Bäumen wird welk, die Wiesen und Felder leiden. Die Menschen helfen sich durch Milchtrinken.

So schaut es zu Kreuth, in der Region der Schmelzöfen, aus. Doch ist es in neuester Zeit den Bauern gelungen, dem Besitzer eines neuen Werkes gegenüber ihr Recht zu behaupten. Er darf während des Sommers, wenn die Bäume grünen und die Saaten im Halme stehen, das Feuer im Ofen nicht unterhalten.

Nachdem man etwa zwei Stunden zumeist zwischen Häusern und Hütten, Wohnungen der Knappen, Pech- und Waschwerken,

auch an schönen Villen-ähnlichen Sitzen mit Baumschatten und Gartenblumen, an Sägen und Mühlstürzen, an Gußwerken und Erzhaufen vorübergegangen ist, gelangt man zum Gemeindeamt Bleiberg.

Wird wieder einmal eine Lawine herabkommen und irgend einen Theil dieser zwei Stunden langen Ansiedlung zerstören? Die Möglichkeit ist vorhanden. Im guten Glauben haben die Vorfahren des jetzigen Geschlechtes, weil sie den Hochwald für verderblicher hielten, als eine Ansammlung von Stümpfen, diesen abgestockt und nur die letzteren stehen gelassen. Das war ein Irrthum. Der Schnee, der jenseits des grünen Waldes, in dem die Frühlingsvögel singen, so schön herabglänzt, kann in einem anderen Winter, in Hügel zusammengeballt, zur Tiefe fahren.

In Kreuth raucht es und in Laventschach, aber oben bei der Bleiberger Kirche, wo die vielen Menschen vom Schnee erdrückt wurden, haucht herrliche Bergluft. Noch stehen beim Wege Schneeglöckchen, die ich vor vier Monaten an der Küste gepflückt habe. Eben erschließen sich die Knospen der sibirischen Diclytra in den Gärten. Könnte man ohne absonderliche Mühe zur Höhe der Villacher Alpe gelangen, dorthin, wo die Kapellen stehen und das vielgenannte Unterkunftshaus stehen? Gewiß. Bis zum Zwölfer käme der Bequemste. Nördlich von der deutschen Kapelle liegt eine klafterhohe Schneewiese. Wir sehen das aber nicht von hier, sondern von der Westseite aus, wenn wir gegen das Gailthal hinabsteigen.

Eben bei diesem Abstieg zum Gailthal, beim Kreuz jenseits Laventschach, ist eine Aussicht, die es der Mühe verlohnt, dabei zu verweilen. Sie ähnelt derjenigen, die sich aufthut, wenn man die Höhe zwischen Möll- und Drauthal oberhalb Dölsach erreicht hat. Links sind die Abstürze der Villacher Alp, gelb und roth und grau: es ist das Gestein und die Farbe der

Ampezzaner Alpen, der Tofana, des Antelar, der Croda Malcora.

Im Süden stehen die beschneiten Hochgipfel von Oberkrain, die in den Himmel ragende Wildniß zwischen den Quellen des Isonzo und Tagliamento vor uns. Diese ist weiß, maiengrün aber die Tiefe, in welcher unter uns die Gail sich dahinwindet.

In den Wänden der Villacher Alp hausen über zweihundert Gemsen. Diese Gemsen schauen lothrecht auf Postwägen und Lokomotive, auf die Plätze zahlreicher Dörfer, in die Trümmer von Burgen herab. Finkenstein liegt in Trümmern, Wasserleonburg erhebt sich über Fichtenwipfel.

Ich habe eine Schwäche für das Gailthal. Welch eine Menge von Sommerfrischen in Einsamkeit, umrauscht von Buchen, im Angesichte der südlichen Schneefelder, sind da, von hier bis zur Luckau hinauf. Hier giebt es oben Glanz, auf den Mittelhöhen Waldschatten, im Thale Ruhe und vormärzliche Billigkeit.

Auf den miocänen Schutthalden über dem Gailfluß, die von Bäumen und Saaten bedeckt sind, gedeihen Dörfer, welche an das Tirolische Mittelgebirge des Innthales erinnern.

Da, wo eben die slowenischen Bauern durch die Saat einen mit weißem Trauertuch bedeckten Sarg dem Friedhofe zutragen, ragt der Kirchthurm von St. Georgen. Die Aehnlichkeit dieser kleinen Hochflächen mit dem Tiroler Mittelgebirge besteht nicht nur in den weiten Gesichtskreisen, sondern auch im Baumwuchs, in den hochblumigen Wiesen, im Glanz der Nußblätter, im Reichthum an Obst.

Wenn man nach Emmersdorf hinabgeht, kommt man durch Nadelholzwald, dessen Stämme gleich den höchsten Masten dastehen. Durch die Säulen schaut man auf die Erlen hinab, zwischen welchen die Gail sich hindurchkrümmt, und hinauf zu dem Schnee, welcher von den karnischen Gipfeln nicht

schwindet. Gerade gegenüber ragt der Osternik, auf dessen Gipfel noch in diesem Sommer eine Unterkunftshütte mit dem stattlicheren Hause des Dobrac wetteifern wird. Der Einblick in die Zerrissenheit der südlichen Kalkgebirge muß von dort, glaube ich, wirksamer sein, als vom Gipfel des Dobrac aus.

Emmersdorf ist eine Sommerfrische, welche diejenigen, die ins Land kommen, im Auge behalten sollen. Es fehlt weder an Bad, noch an Baumschatten, noch an der erwähnten vormärzlichen Billigkeit.

Im geschlossenen Wald singen jetzt die Finken und Drosseln. Frische Lüfte wehen von den Höhen.

Von Emmersdorf bis gegen Arnoldstein hin bewegt man sich in der ebenen Sohle des Gailthales. Hier ist ein Schaustück ungewöhnlicher Art. Im vierzehnten Jahrhundert spaltete sich der Dobrac und der südöstliche Theil stürzte in Trümmern gegen die Gail herab. Von diesem Sturze haben sich die Steilwände ihr bruchflächenähnliches Aussehen erhalten. Das herabgewetterte Gestein liegt dort, wo man die Gegend in „der Schutt" nennt.

Durch den in die Tiefe versetzten Berg sind die Wasser aufgestaut worden. Seit der Zeit ist das untere Thal versumpft. Rosse und Rinder weiden im Moor, wo guter Getreidegrund sein könnte. Wasser und Sackgassen, Tümpel, ausbiegende Arme des Flusses unterbrechen das Schilf. In den hellen stehenden Wassern von Arnoldstein, deren eins von der Sage zu einem „unergründlichen" gemacht wird, gedeiht auf den Spiegeln große Pracht der Seerosen und andere Kinder ruhiger Fluth.

Der abstürzende Berg hat die Landschaft verändert. Die Straße sucht die Höhen von Feistritz auf. Hier kommt — wie bei jedem Orte, der den gleichen Namen führt — ein Bach herangeflossen, dem das alte Volk den Namen des

„schnellen" (bystrica) gegeben hat. So viele Feistritz, so viele „schnellen" Wasser.

Wer Buchenwälder liebt — ein Ding, was in den Alpen wenig, in Tirol gar nicht gesehen wird — möge sich in dem schönen Arnoldstein aufhalten. Von dort bringt ihn zudem die Eisenbahn binnen einer Stunde nach Wälschland oder zu den einsamen Hochseen unter dem Mangart. Westlich und südöstlich ist der Buchenschatten am dichtesten.

Ueber das blaue Wasser der Gailitz rasselt der Zug. Allenthalben ist das Land grün — vom Buchenwald der Höhen bis zum Erlengestrüpp der Wasser. So ist es bis zum Warmbad Villach hin. Ein Hindurchschwimmen durch seine Fluth, die durchsichtig wie Sommerluft und lau und elektrisch wie ein Juli-Gewitterregen aus dem Grunde aufperlt, beendigt den Rundgang um die Villacher Alpe.

Kärntner Maientage.

Der Mai ist da — ich höre manchmal ins tiefe Thal der Drau hinab den Kuckuck aus dem Walde rufen, auch blühen einige Obstbäume und die Wiesen färben sich täglich bunter — aber ohne diese Zeugnisse, die den Ohren und Augen zukommen, glaubte ich nicht an die Gegenwart des Wonnemonates.

Schon wieder einmal werden die ältesten Leute angerufen, um zu bestätigen, daß uns in diesen Tagen noch niemals solche Unbill angethan worden sei, während Andere entsagend die rauhen Winde über sich ergehen lassen, weil es für sie eine ausgemachte Sache ist, daß die Welt immer kälter wird.

Durch Gegenwirkung taucht in uns das Bild des Maien auf, wie wir ihn aus den Versen schwäbischer Lyriker und aus den Holzschnitten unserer Familienblätter kennen; im Vordergrund ein kosendes Paar, Vergißmeinnicht am Bachrand, sonnigblaue Luft von festlichem Geläute durchhallt, Brautfreude in Berg und Thal — oder warme Mondnacht, von wenigen silbrig glänzenden Wolken durchzogen, mit Nachtigallengesang und weißen Gewändern in duftschwüler Laube.

„Jetzt empfind' ich erst den Mai,
Seit der Sturm in Blüthen wühlet."

In der That kann ich mir nichts vorstellen, was der Einbildungskraft eine gleich farbenkräftige Unterlage beistellt, als wenn eine Zeit, von der wir dieses und jenes hofften, uns mit dem widrigen Gegentheil heimsucht. An meinen Fensterläden klirren die Eisenspangen im Nordwind. Ich bin allein und die fast starren Finger folgen mit ihren Schriftzügen dem Gedanken nur mühsam. Mein Nachbar, der Landwirth, jammert mir vor, daß er heuer keine Aepfel ernten wird und daß ihm sein Graswuchs verdirbt. Die Wahrheit zu gestehen, bin ich von alledem so weit weg, wie auf der Scheibe der Windrose dieser scythische Nordost von den Zephyren, die dem wahren, d. h. dem von uns geträumten, Mai als tributpflichtig erachtet werden.

Ich höre und sehe diese Dinge nicht. Im Gegentheil, es war mir in diesen Stunden, als ob ich im sonnenhellen Buchenwald Maiglöckchen pflückte und auf dem mit Seelilien bedeckten Teiche eine Freundin ruderte, die längst gestorben ist. Die Erzählung eines Auerhahn-Jägers, der draußen vom tiefen Schnee im Bergwald sprach, gemahnte mich an die weißen Rosen der Villa Pamfili, die ich an einem Maientag sah.

Es vergeht selten ein Jahr, in dem an Maientagen von

positiven Naturen nicht über den Dichter des „Mailüfterl“ gelächelt wird.

Es ergeht dem Mai wie dem nicht minder besungenen Jugendglück. Die Wonne des einen, wie des anderen sind weniger ungetrübt und viel spärlicher bemessen, als die nicht verwöhnte, aber geschmeichelte Einbildungskraft uns bereden möchte.

An Tagen, an welchen solche Erkenntniß eindringlicher als sonst geträumtes Glück nahebringt und vorhandene Widerwärtigkeit wohlthätig verhüllt, schlage ich gerne eines meiner Tagebücher auf, um in der Verklärung, welche die Entfernung in Zeit und Raum mit sich bringt, die Dinge vergangener Tage zu betrachten.

Da brauche ich dann zufälliger Weise nicht lange zu blättern. Schon aus dem vergangenen Jahre fällt mir ein am und auf dem Luschari-Berge verlebter Maientag in die Augen, der nicht allzuweit von dem Ideale sich entfernt, welches der Verfasser meines Kalenders in schönen Redensarten dem Mai vorhält. Es heißt dort: Wie schade, daß in unseren Tannenwäldern kein Waldmeister wächst! Heute, neben den Erdbeeren auf dem Granitblock, mitten im Bachschaum, dachte ich oft an den weißen Stern-Kobold, welcher träumenden Wanderern so gerne Fittige leiht. Aber in dieser rauhen Berggegend will er nicht bleiben. Mir war, als ob ein grauer Wendehals, der irgendwo im Dickicht saß, diese meine überschwänglichen Gedanken mit seinem Spottruf verhöhnte.

Auch die Sprache des Kuckuck, der sich unablässig vernehmen ließ, däuchte mir noch nihilistischer als gewöhnlich.

„Kuckuck!“ das heißt in die Sprache von euch Menschen übersetzt: Ihr glaubt jetzt Wunder, was ihr an eurer Blüthen- und Lenz-Pracht habt. Kuckuck!

Nach wenigen Umdrehungen dieser Kugel, auf der ihr

selbst nur auftaucht und untergeht, wie die Schaumblase dort neben dem alten Block, ist alles dahin.

Die Tage werden wieder kurz und kalt werden und statt der Erdbeeren wurzeln sich auf das Felsstück Eiszapfen an. Ich aber bin weit fort und vielleicht — wenn ich das nächste Jahr wieder ins Land komme, liegst du dort unten in der Nacht. Kuckuck!

So ging's fort und fort Stunden lang. Ich fand schließlich, daß der Kuckuck Recht hatte. Der Mai will mir oft recht trübselig vorkommen.

Sag' nicht, daß Du mich liebst —
Ich weiß, das Schönste auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Czechen und Ruthenen, Ukrainer und Hirten von Morea, die mit geheimer Empfindung der Natur inniger zusammenhängen, als die von Herrn Cotta ernannten Klassiker, haben alle miteinander Lieder, welche vom „Leid im Maien" singen. Denn gewiß ist all die Pracht nur rasch vergänglicher Flitter und die Liebe, die sich allenthalben in Luft und Wasser regt, ist der Anfang des Todes.

Aber, diavolo! sagt ein Freund, ungesehen hinzugetreten, indem er mir auf die Schulter schlägt, du sitzest ja da, wie der Prophet Jeremias. Was soll denn derlei an einem so wunderschönen Maientag! Auf — empor den steilen Pfad zur weitschauenden Herberge, wo es guten Ungarwein giebt!

Ich schüttelte die Predigt des Kuckuck ab und folgte ihm. Der Weg, den wir da anstiegen, hob sich ohne Rücksicht auf die Lungen der Waller wie eine Leiter gegen die Höhe, auf der ein altberühmtes Heiligthum und eine Herberge steht. Ein

goldiger Pirol schaute uns von einem Quittenbaume herab zu, während wir nicht ohne Beschwerde empor klommen.

Halt! rief ich an einer Stelle, wo sich eine kleine Ebene aufthat und ein Quell zum Vorschein kam, hier wollen wir rasten!

Der Pirol begleitete diesen Entschluß durch flötenartige Zurufe. Nachdem ich ihm eine Weile zugehört und sein empfindsames Lied mit der frechen Weise des Kuckuck verglichen hatte, frug ich den Freund: „Du, sag' mir im Ernste, warum steigen wir denn eigentlich da hinauf?"

„Wollte man sich selbst mit einer sentimentalen Unwahrheit belügen," erwiederte er, „so möchte man mit Jean Paul sagen, man mache es wie das Kind, das auf einen Schemel steigt, um seiner Mutter besser ins Gesicht blicken zu können. Die Mutter wäre die weite Welt, die Natur vielleicht der Himmel. Dergleichen aber fällt mir nicht bei. Ich liebe, wie gesagt, den goldenen Adler."

Mein Freund ist gesund wie ein Feuerstein. Er hat nichts Gemachtes oder Unrechtes in sich. — Gleichwohl hatte ich ihn im Verdachte, daß er nicht wie ein ganz gewöhnlicher Philister die Herberge aufsuchte, gleichviel, ob diese auf einer Berghöhe und neben einer maigrünen Linde oder in der übelriechenden Enge eines Winkelgäßchens in der Stadt sich befände.

Ich machte aus meinem Zweifel kein Hehl.

„Man paßt sich eben seiner Zeit an," antwortete er. „Vor zwei Jahrtausenden hat man dort oben irgend eine verschollene Göttin der Teutonen verehrt. Alsdann ist die Mutter Gottes mit dem ebenholzfarbigen Gesicht an ihre Stelle getreten. Dann kamen die Naturbewunderer, die Maiziergänger, die Schwärmer, die Liebespaare. Ich dagegen vertrete unsere positive Aera, die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Ich halte mich an die Herberge."

Da war nun weiter nichts zu sagen. Wir verließen unseren Rastort und stiegen langsam bergan.

Wir kommen an Stellen vorüber, wo noch vor wenigen Jahren Wald gegrünt hatte, und wo jetzt der Pflug Schollen umwarf oder bereits junge Saat den Wellenbewegungen der Luft folgt.

Endlich kamen wir bei der Linde an. Zahllose Bergkuppen erschlossen sich dem Auge und weithin erglänzte der Frühling.

Während mein Freund dem Weine gar nicht so sehr zusprach, als es seine Rede hätte vermuthen lassen können, irrte sein Blick in der ausgebreiteten Herrlichkeit.

Ich störte ihn nicht. Es war offenbar, daß wir, gleich den Bauern, die herauf kommen, um ihre Andacht vor einem Idol zu verrichten, nicht unähnlich unseren vor grauen Jahrhunderten dahin geschiedenen Ahnen eine Art Höhenkultus trieben.

So geht es uns gewiß auch mit unserer Verehrung des Mai. Es ist nicht nur das Kontrast-Behagen, welches darin besteht, daß wir den Winter mit seiner Stubenluft hinter uns haben, sondern eine Art von Feststimmung, die uns bewegt. Vielleicht regt sich in uns eine von der Hast des Lebenskampfes die meiste Zeit zurückgedrängte Ahnung vom alten Leben in Busch und Wald, und wie in den Gesichtszügen der Enkel sich oft die der Ahnen erneuern, so kommt aus dunkler Tiefe des Unbewußten, jäh wie im vorüber gaukelnden Traumbild, ein Sonnentag des Waldes zurück, in welchem Menschen, von deren Fleisch und Bein wir sind, vor endlosen Zeitläufen ihr Dasein dahin dämmerten. Manchmal scheint es uns wie Heimweh, was uns da durchzuckt — wie Vorgefühl von der Nichtigkeit all dieses harten Ringens und Schaffens, was von uns Kultur genannt wird und über dessen vergessene Reste in späten Aeonen wieder der Wald seine dichten Schatten aus-

breiten wird. Kuckuck! Ich ließ den Freund unter dem Geflüster der Linde zurück und ging in das Heiligthum.

Kalt glitzerte das Silber auf dem Idol und die starren Augen schienen mich zu betrachten. Was thust Du hier? Mädchenhände hatten das Bild mit Primeln und Vergißmeinnicht geschmückt. Die Königin des Himmels schaute so regungslos über diese von der Lebensfluth des Frühlings und der Menschenherzen an ihren Sockel angespülten Blumenkelche, als die Sphinx des Ostens über den Wüstensand, den der lebensfreundliche Wind gegen ihr Piedestal treibt. Was thust Du hier?

Man hält mich in göttlichen Ehren und dennoch grünte schon volle Waldespracht auf diesem Berge, längst bevor ich in der Einbildungskraft der Menschen geboren war. Ich werde von dieser geweihten Stätte herabgesunken und vergessen sein — vergessen, wie Du kleiner Mensch, — aber es wird immer wieder grünen und der Kuckuck draußen seinen schwermüthigen Ruf wiederholen. Ich bin sterblich gleich dir — nur die Welt ist es nicht und Frühlinge wird es ewig geben, sei es auf dieser, sei es auf einer anderen Kugel.

So erzählte mir das eigene Tagebuch von jenen Maienstunden.

Während ich es durchblätterte, überhörte ich den rüttelnden Nordsturm und empfand es nicht mehr, daß mir die Hand rothblau geworden war. Die Stimme des Frühlings und der vergänglichen Götter hatte mich in die Lehre genommen und ich schaute mit dem inneren Auge in den blauen Himmel, welchen graues Wintergewölk verspätet verdunkelte, aber die Erinnerung und Hoffnung nicht zu rauben vermochte.

Warum sind die Winter in Kärnten so kalt?

Es werden sich schon viele Leute darüber gewundert haben, schreibt Zwanziger, daß in Kärnten, trotz seiner verhältnißmäßig südlichen Lage unter 46° 37′ nördlicher Breite, also fast in der Mitte zwischen Nordpol und Aequator und in einer Meereshöhe von nur 1398 Fuß (442 Meter), wo im Westen und Osten, in Südtirol und Steiermark guter Wein gedeiht, und im Südwesten, Görz, Udine u. s. w. knapp an unseren Grenzen die italische Mittelmeerflora beginnt, die Winter meist so abscheulich kalt sind, welche Kärnten nicht mit Unrecht den wenig schmeichelhaften Titel eines Bärenlandes verschafft haben. Das so milde Meran mit seinem südlichen Klima und seinen süßen Trauben, bis wohin die Ausläufer der Mittelmeerflora reichen, liegt sogar einige Minuten nördlicher als das kalte Klagenfurt, dessen mittlere Jahrestemperatur nur + 6,02° R. (Winter — 3,42, Frühling 6,49, Sommer 14,55, Herbst 6,46) beträgt, und auf diese Art mit dem weit im Nordosten gelegenen Tarnopol in Galizien übereinstimmt. Es finden sich in Kärnten fast alle in Mittel- und Nordeuropa vorkommenden Klimate vertreten; so hat Tröpolach das excessive Klima von Warschau (+ 5,39°), Obervellach das von Stockholm (+ 5,53°), dagegen Lölling das mildere Seeklima von Kopenhagen (+ 6,26°) und Raggaberg jenes von Hammerfest in der Nähe des Nordkaps (+ 2,32°).

Der Unterschied in der Wärmemenge des kältesten und wärmsten Monats nimmt im Allgemeinen wohl mit der wachsenden Seehöhe ab, so daß das Klima weniger excessiv ist, je höher der Ort liegt, doch ist diese Abnahme sehr unregelmäßig und sind die höchstliegenden Orte durchaus nicht die kältesten.

Der Grund der größeren Winterkälte kann daher nicht in der Höhenlage allein liegen, sondern muß durch die Eigenthümlichkeiten der Lage eines Ortes bedingt sein. Untersucht man nun diese, so findet man, daß die kältesten Orte in Kärnten alle in der Sohle von größeren, gegen Osten ausgebreiteten Thälern liegen. So liegt Saifnitz in einem die Wasserscheide zwischen Drau und Tagliamento, also dem schwarzen und adriatischen Meere bildenden Hochthale, Klagenfurt in der gegen Osten nach Steiermark und Ungarn fast offen liegenden sogenannten Klagenfurter oder Bleiburger Ebene. Das excessive Thalklima der Orte in weiten Thälern verhält sich zu dem gemäßigteren Höhenklima in Kärnten, wie das Kontinental- zum Küstenklima.

Diese Gegensätze in der Temperatur von Thal und Berg, Tiefe und Höhe kommen sonst nirgends, weder in den österreichischen, noch in den Schweizer Alpen, wenigstens nicht in dieser Entschiedenheit vor, und es muß daher in der Bodengestaltung Kärntens selbst der Grund dieser anomalen Wärmevertheilung liegen, wie dies auch unser verdienstvoller, zu früh verstorbener Kärntner Meteorologe Johann Prettner, dem wir hier folgen, in seinem „Klima von Kärnten“ klar nachgewiesen hat.

Kärnten liegt am Ostabhange der Alpen, nicht nur sein Haupt-, sondern auch die meisten Nebenthäler haben östliche Abdachung. Im Norden begrenzen es die Ausläufer der norischen Alpen, welche nach Süd umbiegend in den hügeligen Abdachungen der Kor- und Saualpe das Land im Osten umschließen. Im Süden erheben sich als Landesscheide die schroffen Kalkmauern der Karawanken und karnischen Alpen, welche jenseits gegen Krain und Italien rasch zur Ebene abfallen. Diese Gebirgsgestaltung hat jedenfalls auf die Luftströmungen den größten Einfluß.

Wenn der kalte Polarstrom über unsere Länder zieht, so dringt er über die östlichen Alpenausläufer leicht ins Land nnd breitet sich in den Erweiterungen der gegen Ost offenen Thäler aus, hier wird er aber durch die im Westen sich erhebenden Hochalpen, vorzüglich aber südlichen Kalkalpen gestaut, die sich seinem Zuge wie eine senkrechte Mauer entgegen stellen, und wo nur die niedrigen Engpässe bei Raibl und Saifnitz einen theilweisen Abfluß nach West gestatten. In den Thälern erkalten die stehen gebliebenen Luftmassen durch Strahlung noch mehr, sinken auf die tiefsten Punkte der Thalsohle und bringen hier die excessiven Kältegrade des Winters hervor, unter denen wir nur zu oft und auch heuer wieder zu leiden haben.

Kommt dagegen der warme Südwest-Passat, so wird derselbe beim Herabsinken von der Höhe und dem Erreichen der Kämme der Kalkalpen von diesen ebenfalls gestaut, fließt aber über diese und die in den Thälern ruhende kalte Luft hinweg und sinkt erst weiter nördlich zu Thale. Es dauert oft geraume Zeit, bis der letztere allmählich verdrängt. So ist es erklärlich, daß beim Einbruche des kalten Polarstromes seine tiefsten Temperaturen in der Tiefe der Thäler und besonders in den Thalerweiterungen am Nordfuße der Kalkalpen auftreten, da diese die Bildung von kalten, sich noch immer mehr abkühlenden Luftseen bedingen, welche ganz zuletzt erst vom warmen Südwest aufgelegt werden, da sie von der Wand der Karawanken vor seinem warmen Hauche so trefflich geschützt und behütet sind.

Aehnlich sind die Verhältnisse von Hermannstadt in Siebenbürgen, welches sich mit Klagenfurt in gewissen Kälteperioden durch besonders tiefe Kältegrade hervorthut und beide zusammen übertreffen die das excessive Festlandsklima in Oesterreich darstellenden Stationen Krakau und Lemberg. Eine

solche andauernde Kälteperiode war vom 18. bis 23. März 1868 bei ruhiger Luft und heiterem Himmel, wo die Lufttemperatur in Klagenfurt und Hermannstadt zwischen —7 bis 14° schwankte, während sie in ganz Oesterreich —3 bis 4° hatte und in Prag und Wien sogar über dem Nullpunkt war. In Siebenbürgen, besonders im südlichen ebenen Theile, herrschen ähnliche Bodenverhältnisse wie in Kärnten. Im Norden und Osten umrahmen die nicht viel über 5000 Fuß sich erhebenden Ausläufer der Karpathen das Land, über welche der kalte Polarstrom aus der südrussischen Ebene leicht eindringt, im Süden und Westen aber von den steilen Wänden der bis über 7000 Fuß ansteigenden transsilvanischen Alpen, wie bei uns von den Karawanken gestaut wird und nun als kalte Luft in der Tiefebene stehen bleibt.

Deutsche und Slowenen.

Unter einem großen Lindenbaume, der in der Nähe von Velden, unweit der Westufer des Wörther-Sees steht und an Größe schier mit dem mächtigen Baume verglichen werden kann, welcher den Hof der alten Abtei zu Millstatt beschattet, saßen an einem Junimorgen zwei Freunde verschiedenen Stammes. Der eine war ein Deutscher, der andere ein Slowene.

Sie unterhielten sich über das Verhältniß der zwei Völker, deren Angehörige sich in den Boden des Alpenlandes Kärnten und des grünen Krain theilen. Um irrthümlichen Auslegungen aus dem Wege zu gehen, nenne ich sie Eduard und Miroslaw.

Velden und seinen Häusern sieht man es an, daß sie aus dem Wendenthume kaum heraus sind. Die niedrigen „Keuschen" sowie die slowenische Predigt im benachbarten Kranzelhofen, zu welcher das andächtige Volk pilgert, die Nähe von Rosegg, unter dessen mächtigen Linden dem Deutschen so mancher Fluch nachgeredet wurde, zeugen dafür.

Ich stelle deshalb die beiden Typen auf, um vor dem Hintergrunde der heiteren Landschaft, ein möglichst zutreffendes Bild von den Bewegungen zu geben, die diesseits und jenseits der Karawanken in den Gemüthern der Menschen wahrzunehmen sind.

Derjenige, den ich Miroslaw nenne, predigt als Kleriker dem Volke, verhetzt als Wahlkandidat seine Bauern, ja lehrt wohl auch als kaiserlicher Gymnasial-Professor der heranwachsenden Jugend neben den Sprachen Griechenlands und Roms auch wundersame Ideen über die aufdämmernde Größe des Slawenvolkes.

Miroslaw, die Bezeichnung für einen Gattungsbegriff, war ein Slawophile, oder, um es gerade heraus zu sagen, ein Panslawist. Er schien nur für die Größe seines Stammes zu denken und betrachtete das Deutschthum als eine störende Invasion der abschleifenden, alles Individuelle niederdrückenden Kultur in das Gebiet farbenbunter Ursprünglichkeit. Sonst der beste Mensch von der Welt — wenn es sich aber um Dinge handelte, bei denen die erwähnte „Größe" in Frage kam, dann verstand er keinen Scherz und sprach mit jenem Eifer, den diejenigen zur Schau tragen, welche sich für unterdrückt oder verkannt halten.

Ein schwarzgelber Pirol sang im dichten Astwerk des Baumes und unterbrach das Gespräch der Freunde. Sie lauschten Beide mit Vergnügen den wohllauten Tönen des Sommergastes. In der Ferne blitzten die Kreuze auf den

Thürmen der Hauptstadt — die Berge in Nord und Süd schienen vom Sonnenäther des heißen Nachmittags bläulichroth durchtränkt. Ein halb verwehtes Geläute kam mit dem Ostwind heran, es war ein Tag, an welchem die Erde aussieht, als ob nie etwas Uebles auf ihr geschehen wäre.

Der Slawophile war es, welcher das Schweigen brach.

Miroslaw: Ich weiß nicht, an was du denkst — vielleicht an deine Geschäfte. Was mich anbelangt, ich fühle mich mitten in einem Idyll, oder vielmehr, besser gesagt, ich denke an gar Nichts, was du für ernsthaft hältst.

Eduard: Zum Beispiel?

Miroslaw: Mir kam es vor, als sei ich einer jener alten Korutaner, die vor zwölf Jahrhunderten sich in diesem gesegneten Lande ausbreiteten. Während mein Blick in die von jenem friedlichen Volke emsig bebauten Fluren schweifte, erfreute ich mich innerlich am kühlen Schatten und am vielstimmigen Summen im Geäste des heiligen Baumes, unter dem wir sitzen. Nur der Dampfwagen, hinter welchem dort die qualmige Wolke herzog, wollte meinen Traum stören. Der Dampfwagen und die heilige Linde — es giebt aber auch in der weiten Welt nichts, was einen schrilleren Gegensatz darstellte.

Eduard: Laß mir nur auch noch ein wenig Platz unter dem heiligen Baume, Freund. Denn die Linde galt nicht nur dem auserkorenen Slawenvolke, sondern auch, neben der Eiche, uns rohen Germanen als heilig, wie du Herrn Funcke's Werkchen über die Linde in der Geschichte entnehmen kannst, falls dich die vielen dieser Bäume nicht überzeugen sollten, welche seit uralten Zeiten in der Mitte unserer Ansiedlungen gepflanzt und gehegt wurden. Wir wollen an Empfindung des träumerischen Waltens der Natur hinter euch Slowenen und Kroaten nicht zurückstehen. Ein Volk, dem Walther von

der Vogelweide vorgesungen, hat in solchen Dingen von den, wenn auch noch so ursprünglichen Poeten, die an den Gestaden der Sawe und Poik schalmeien, wenig zu lernen.

Miroslaw: Die Linde wollt ihr uns also auch mit Beschlag belegen. Ist's euch nicht genug, daß ihr unsere Gesittung euch zuschreibt, während sie doch weit älter ist, als die eurige? Nicht einmal in unserer sinnigen Mythenwelt soll unser Hausrecht gelten?

Eduard: Wo war denn eure Kultur, bevor wir im Nord- und Südosten Deutschlands jene „Marken" errichteten, durch und in denen man euch das Asiatenthum abstreifte?

Miroslaw: Wenn man euch hört, so ist das Wort „Kultur" euer wichtigster Export-Artikel, obwohl ihr in manchen eurer Gegenden gut thun würdet, zunächst euch denselben anzuschaffen. Es ist einmal euer Monopol, wie die Stärke eurer Männer und die Keuschheit eurer Weiber. Ich verzichte auf jede Anfechtung desselben. Vielleicht überkommt euch aber doch eine Anwandlung von Bescheidenheit, wenn ihr aus den Werken eurer eigenen großen Sprachforscher lernt, daß das Wort „Pflug" aus unseren Sprachen in die eurige übergegangen ist und daß unsere Ahnen, wie gleichfalls alten Sprachdenkmälern zu entnehmen, zu einer Zeit hier und dort den Bergbau betrieben, zu welcher eure Alanen, Sueven, Gothen, Hermunduren, Vandalen als sengende und brennende Horden durch die Welt zogen.

Eduard: Warum erzählst du mir nicht lieber von den Kelten, die in den nämlichen Landen sich auf derlei Werkzeuge und Hantirung noch viel früher verstanden? Es ist nur schade, daß dort, wo eure Volksthümlichkeiten sich am „reinsten" erhalten haben, der erwähnte Pflug noch gerade so ausschaut, wie zur Zeit, in welcher deine Korutaner in den pannonischen Gebirgen einzogen.

Miroslaw: Noch mehr. Es gab eine Zeit, in welcher die Ostsee, eure deutsche Ostsee, an welcher österreichische Generäle das meerumschlungene Schleswig-Holstein befreien halfen, der wendische Busen hieß. Dort befand sich die wundervolle Stadt Vineta, die nach Jahrhunderten des Glanzes schon um die Zeit Karls des Großen von den germanischen Räuberschaaren der Normannen vernichtet wurde — in einem Jahrhundert also, in welchem von Handel und Wandel in euren Städten noch nicht die Rede war. Wenn du wissen willst, in welchem Reichthum und in welcher Verfeinerung ihre slawische Einwohnerschaft zu leben gewohnt war, so lese die Schilderung Adams von Bremen.

Eduard: Seit Jan Kolar seine „Tochter der Slawa" zusammendichtete, gehen euch gewisse poetische Schlagwörter nicht mehr aus dem Kopf. Nächst dem bekannten Riesenleib des Slawenthums, der ja mit dem Scheitel das Eismeer und mit den Füßen die jonische See berührt —

Miroslaw: Ist das etwa nicht wahr?

Eduard: Durchaus nicht völlig, denn die hohen Breiten werden zum allergrößten Theil von Stämmen ural-altaischer oder tschudischer Abkunft bewohnt, und im übrigen würde mir die Fiktion eines solchen Riesenleibes von Völkern, die außer einer Anzahl von Wortwurzeln gar nichts gemein haben, nicht absonderlich imponiren. Schaue dir einmal eine Karte von China an, die umfaßt noch ganz andere Strecken. Doch ich fahre fort. Nach dem Riesenleibe der Slawa kommt in der Regel die verjüngende Kraft, mit welcher der „slawische Großstaat", nämlich Rußland, auf das altersschwach, morsch und veraltert gewordene Europa einzuwirken berufen ist. Es bleibt aber der heikelige Punkt, daß die denkenden Leute im eigenen Staat von einer solchen Kraft nirgends etwas entdecken können, ja viel mehr, wie eben erst wieder Turgenjew in seinem „Neu-

land", sich zur Meinung hinneigen, die Gesellschaft dieser jugendlichen Großmacht sei vor ihrer Reife bereits faul und, gleich einem abgelebten Jüngling, früher blasirt als thatkräftig geworden. Ein drittes solches Schlagwort ist der mythische Glanz gewisser Königreiche und Städte mit fabelhaften Namen, deren versunkene Herrlichkeit indessen nicht einmal einem Schliemann die nöthige Begeisterung zum Nachgraben eingeflößt hat. Es geht diesen wunderschönen Dingen wie Phantomen: sie zerfließen, sobald man ihnen nahe tritt. Wo sind die güldenen Kronen aller der einst so gewaltigen „Großreiche", mit deren irrlichterirendem Flimmer die Agitatoren eurer Winkelblättchen ein denkfaules Bauernvolk blenden? Ich suchte eher nach dem Nibelungenhort als nach einem derartigen Ueberbleibsel einer schier vorhistorischen Majestät. So ist es auch mit eurem Ostseeglanz gegangen. Die Trümmer des windischen Venedig bestehen aus einem mit Kreide und Thon untermengten Riff von Granitblöcken, offenbar einem erratischen Geschiebe aus der Eiszeit, welches auf Schollen von den skandinavischen Gebirgen dahin geflößt wurde, wie die anderen Granitblöcke, die im Sande der norddeutschen Tiefebene verstreut liegen. Dieser volksthümliche Schatz kann also nicht gehoben werden, wohl aber kommt ihm der Ruhm zu, neben anderen Dingen die Köpfe eurer Kinder und solcher, welche es sein und bleiben sollen, berückt zu haben und noch weiter zu berücken.

Miroslaw: Genau so wie du sprichst, hätte vor nicht gar langer Zeit ein Franzose über die Deutschen gedacht und gesprochen. Er hätte sich über den Kultus des Romantischen in der Volksgeschichte, welcher zur Bewegung der Massen nothwendig ist, lustig gemacht und mit der Säbelspitze auf die Fülle von Reichthum, Arbeit und sogenannter Bildung hingewiesen, den sein Land dermalen voraus hat. Was war das Ende?

Eduard: Du fällst jetzt völlig aus deiner idyllischen Rolle. Ich höre nichts mehr vom vierten Schlagwort eurer Agitatoren, jener Schilderung, in welcher ihr die Sanftmuth und Friedlichkeit des Slawenvolkes, welches nur mit Ackern und Pflügen, mit Weben und Flechten, mit Bienenzüchten und Obstpflanzen sich beschäftigt und das Zuschlagen den groben Teutonen überlassen habe, betont und uns die Erfindung des rohen Feudalismus nachredet. Nunmehr stellst du einen Sieg der Slawen über die Deutschen für die fernere Zukunft in Aussicht und hoffst, daß er mit den Waffen erfochten sein würde. Wir sind Beide keine Propheten, doch gehört nicht viel Scharfblick dazu, um herauszufinden, welche Beglückungen uns das „große Väterchen" vorbehält, wenn es ihm gelingt, uns zu seiner Kinderschaar zu erobern. In dieser Hinsicht könnte man überdies bei den Polen Erkundigungen einziehen. Gott geb's, daß eure Russen-Liebschaft in alle Ewigkeit eine platonische bleibe!

Miroslaw: Wir trachten keineswegs nach russischer Botmäßigkeit. Was wir wollen, ist die ungestörte Pflege unserer volksthümlichen Besonderheiten, unseres nationalen Lebens, unserer Dichtung, unserer Sprache u. s. w.

Eduard: Auch die czechischen Aufwiegler haben mit so schönen Sachen begonnen, mit Swarog und Perun, mit Vesna und Lada, mit Waldgeistern und weißen Wila's. Zuletzt kam dann die russische Grammatik, die Wallfahrt nach Moskau, das Uebertreten zur „rechtgläubigen" Kirche — die von allen Religionssystemen sich als das für die Entwicklung des Menschengeistes unfruchtbarste erwiesen hat — und die Brandschriften gegen unser Oesterreich, in welchem die Vorsehung so viele Stämme unter einem Scepter vereinigt hat, damit hier die Völker in die Schule gehen und lernen sollen, sich nicht zu hassen und zu übervortheilen, sondern einander zu

verstehen und zu stützen. Es ist nur schade, daß seiner Zeit der Großfürst Wladimir kein Türke wurde. Das bringt uns um den Genuß, die Herren vom „Novenski Narod“, „Obzor“ und der „Politik“ im Besitze von Harems zu sehen.

Miroslaw: Was soll diese Farce?

Eduard: Weiter nichts, als an die Umstände erinnern, unter welchen die Russen „rechtgläubig“ wurden. Als im zehnten Jahrhundert die Wolga-Bulgaren den Großfürsten, dessen Volk noch an Swetowit glaubte, zu bewegen suchten, den Islam anzunehmen, schickte derselbe Späher aus, welche sich um die verschiedenen Arten von Religionen zu erkundigen hatten. Ihr Bericht lautete günstig für den Islam in Bezug auf Weiber, ungünstig dagegen von wegen des Mangels an Lustbarkeit und Alkohol. Die geistigen Getränke siegten. So kam es, daß nicht Allah der „Gott der Russen“ wurde.

Miroslaw: Lassen wir die Russen, wir Südslawen sind zufrieden, wenn man uns die eigenartige Entwickelung gestattet. Niemand kann uns die Eigenschaft absprechen, daß wir ein friedliches, um zum Idyll als zum Ausgangspunkt unseres Gespräches zurückzukehren, ein sanftes Volk sind. Wie sind wir in Europa eingewandert ohne Geräusch, ohne unnützes Heldenthum, friedlicher als die Squatters und Trappers in den Wäldern Amerikas vordringen. Unsere Waffe war der Pflug. Vom slawischen Helden-Epos hört man nur, wo der blutdürstige Barbar, der Osmanli, uns bedrängte, darum haben die Serben und Cernagorzen ihre Heldengesänge — wir anderen kennen sie nicht. Ihr habt eure Heldengedichte von Hünen und Recken, die in die Zeit der Völkerwanderung hinaufreichen — wir haben die Nachbarn niemals bedrängt, wir sind nur in leere Räume eingeströmt und haben dort den Ackerbau eingeführt. Auch jetzt noch wünschen wir nur die Erhaltung des Besitzthums.

Eduard: Zugegeben, daß ihr die Spießbürger des Ackerbodens sein wollt, so habt ihr unserem Volke, euren alten arischen Brüdern, die mit euch in grauen Zeiten Jahrtausende in gemeinsamer Heimat gelebt haben, es ausschließlich zu verdanken, daß über euch nicht ebenso wie über eure südöstlichen Nachbarn die Nothwendigkeit gekommen ist, „Helden" zu werden und euch zu Haiduken auf wüster Planina zusammenzuschaaren. Deutsches Schwert und deutsche Kraft hat euch zu Bürgern eines großen, gesitteten Staates gemacht und die Heerführer des deutschen Oesterreich haben euch die Heimat befestigt und erhalten, in welcher ihr dermalen gegen die Macht und Sicherheit desselben Oesterreich euch bewußt oder unbewußt verschwört. Außerdem begeht ihr aber auch die Sünde gegen den heiligen Geist des Fortschrittes und der Aufklärung, indem ihr die hochtönenden Klänge Vaterland und Freiheit, denen jeder großmüthige Sinn entgegenschlägt, mißbraucht, um, gegen besseres Wissen, arme, unwissende Dorfbewohner der Obscurantenherrschaft zelotischer Priester zuzuführen.

Miroslaw: Du verwechselst Mittel mit Zweck. Wir wenden uns an die Hilfe des vaterländischen Klerus zu nationalen Zwecken, nicht umgekehrt. Dem Schwachen kommt eben jedes Mittel gelegen.

Eduard: Das ist politischer Jesuitismus. Im Uebrigen rechnet ihr dabei gründlich falsch. Schon Macchiavelli kann euch das lehren, der gesagt hat: Jede Gewalt wird nur durch die Mittel erhalten, durch die sie geschaffen worden ist. In Gemäßheit dieses Satzes, dessen Wahrheit noch überall sich erhärtet hat, trachtet ihr nach einem Zukunfts-Slowenien, in welchem der römisch-katholische Pope der Herr sein wird. Bravo! alsdann ihr civilisatorischen Ausflüge der verschiedenen Matice's! Ich für meinen Theil bin servil genug, die Leitung des Reiches und seiner materiellen, wie geistigen Wohlfahrt lieber in der

Weltstadt Wien zu wissen, wo weite Gesichtskreise und der günstige Strom des Jahrhunderts die Steuerung des Schiffes erleichtern und fördern, als im Geklippe eurer engen Umtriebe. Wir kommen Alle besser dabei weg und eure Bauern auch. Der k. k. österreichische Bezirkshauptmann, der eine Schule zuweg bringt, ist mir, trotzdem ich keine Ader bureaukratischen Triebes in mir verspüre, lieber als der national gesinnte Kaplan, der ihr entgegenarbeitet, dagegen seine Leute nach Luschari führt, während daheim die Feldarbeit wartet.

Miroslaw: Ihr Deutsche seid eben Schablonenmenschen. Wo von einer „löblichen Behörde" die Rede ist, da krümmt ihr den Buckel. Für eine wirkliche Freiheit habt ihr keinen Sinn. In jedem von euch steckt Dressur. Freilich habt's ihr Deutsch-Oesterreicher darin noch nicht so weit gebracht, wie euer Ideal, die „strammen" Preußen, wo der Mensch schon bald in den „Staatszwecken" verschwindet.

Eduard: Angenommen — doch nicht zugegeben, daß durch Disciplinirung des Volkes seine Wohlfahrt geschädigt wird — so sind wir ja im großen Oesterreich nach deiner Anschauungsweise noch immer weit von jener, als mechanisch hingestellten Staatseinrichtung entfernt. Wir sind gerade so viele Deutsche, um das Reich, welches ein Bollwerk gegen europäische Ruhestörer und ein Modell für die Anbahnung des einträchtigen Zusammenlebens der Völker, ein Musterstaat für die Aufgaben der Zukunft sein kann, zusammenzuhalten und es gegen den Dschingischanismus, der in dieser oder jener Gestalt von Osten her droht, zu schützen. Wir wohnen aber auch mit so viel Slawen und anderen Stämmen zusammen, daß wir das abweichende, fremdartige Gute, das ihnen innewohnt, nach Bedarf uns anzueignen vermögen, im Austausch gegen das, was sie von uns zu lernen genöthigt sind. Wir haben in der That, im Gegensatze zu unseren Brüdern im deutschen Reiche,

mehr Einbildungskraft und Gemächlichkeit, mehr sinnliche Beweglichkeit und farbenreicheres Erfindungsvermögen, als jene — Gaben, die wir gewiß zum Theile dem Zusammenwohnen mit euch träumerischen Naturvölkern verdanken, die ihr so liebenswürdig sein könnt, wenn ihr euren Hetzern und Zeitungsnarren gegenüber die Ohren verstopft. Es lebe unser altes Oesterreich! Und daß wir auch schon von eurer altslawischen Sanftmuth, die du so sehr preisest, gelernt haben, beweise ich, indem ich mir einige Neckereien, die ich über eure volksthümlichen Kinder-Kreuzzüge gegen das Deutschthum auf dem Herzen hätte, auf ein anderes Mal verschiebe.

Dort unten in der Schenke, neben dem lauten Bach, wird klarer Wein gespendet. Es ist südslawisches Traubenblut — aber ich lasse mir es gern gefallen, wie ich mir die Blüthe eures Volksgeistes in seinen herrlichen Liedern gefallen lasse — erwärmen doch beide das von Haus etwas kalte Geblüt unseres germanischen Staatsbürgerleibes.

So gingen die Beiden fort. Die Linde, unter welcher die Vögel des Himmels einträchtig wohnen, flüsterte ihnen leise nach. Und wenn eine weiße Wila in ihren Gipfeln gesessen wäre, sie hätte ihnen vielleicht zugerufen: Ich weiß eine noch viel mächtigere, weitgreifende Linde, die viele Völker überschattet. Seid so froh und einträchtig in ihrem Schutze, wie hier die kleinen Sänger des Sommers auf dem alten Baume, den einst Deutsche wie Slawen in gleicher Weise als heilig anschauten!

Pontafel und sein Schienenweg.

Die Pontebba-Bahn ist eröffnet worden. Das heißt so viel, als das Schienengeleise hat noch an anderer Stelle, als in den Kreideschichten des Karst, die Südalpen durchbrochen. Dies ist dort geschehen, wo bleiche Gipfel über die am wenigsten besuchten Thäler der ganzen Alpenwelt aufragen, in der Nähe der verschiedenen Wasserscheiden, durch welche die Zuflüsse der Drau von denen des Tagliamento getrennt werden. Man wird zukünftig auf diesem neuen Wege in nahezu der gleichen Zeit das Gestade jenes Meeres erreichen, das ein österreichischer See sein sollte, als es bisher vermittelst unserer Südbahn möglich war. Aber weiter ist der Weg. Ob er schöner ist, darüber werden Gelehrte und Ungelehrte streiten. Für die erste Zeit wird er es nach der Anziehungskraft des Neuen vermuthlich sein.

Man hört in Oesterreich so viel von zukünftigen „Weltbahnen", daß man von allem Anfang an darauf rechnen konnte, auch diesen neuen Schienenweg als solche vorgezählt zu bekommen. Es ist merkwürdig, als wie beweglich in Eisenbahndingen das durch den amore di campanile gestärkte Hoffnungsvermögen bei uns sich herausstellt, wenn man es mit der starren Schwarzseherei in anderen Angelegenheiten vergleicht. Wo nur irgend ein Uebergang über die Alpen auszuklügeln ist, dort giebt es eine Weltbahn, von Arlberg angefangen bis zu den Kalkbergen zwischen Unterdrauburg und Cilli. Solche Hoffnungen sind trügerisch. Auch in Bezug auf diesen neuen Schienenweg brauchen wir nicht die Enttäuschungen der Zukunft abzuwarten. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß dieser Straße im bedingungsreichen Kampfe der

Mitbewerbung um den großen Verkehr eine weniger günstige Lage angewiesen ist, als ihren Nachbarinnen in West und Ost. Weder dem Semmering, noch weniger aber dem Brenner, wird so viel von seinen Reisenden und Frachten abgewonnen werden, als es sich der Enthusiasmus nachbarlicher Handelskammern vormalt. Es fehlt nicht an prächtigen Worten, an erhöhter Prosa in den Zeitungen der Provinzen, nicht an Festen und figurenreichen Reden. Sie alle werden die kürzere Wegstreckung der Südbahn zwischen der Hauptstadt des Reiches und seinem Seehafen nicht verlängern.

Sie werden die drei zwischen Enns und Tagliamento zu überwindenden Wasserscheiden nicht zu einer einzigen, gleich der des Brenner, machen. Sie werden eine sehr vielfach gewundene, cykloidische Linie nicht in eine solche verwandeln, die sich mehr der geraden nähert. Sie werden die geringe Entfernung zwischen München und Verona nicht vergrößern und nicht den modernen Zug des Verkehrs aufhalten, der überall wieder in die großen mittelalterlichen Wege einzulenken trachtet. Die Pontebba-Linie erreicht Italien in seinem äußersten Norden tangentialhaft, während der Brennerweg sofort seinen Mittelpunkt trifft.

Doch ich lasse diese Betrachtungen, welche in kurzer Zeit vom Erfolg bestätigt werden müssen, und ergehe mich in landschaftlicher Ausmalerei der eben erschlossenen Strecke. Als allgemeine Bemerkung über die ganze Schienenstraße zwischen der Donau und Udine setze ich voraus, daß sich dieselbe in Bezug auf Reize allerdings nicht mit den Umgebungen der Eisenbahn zwischen Kufstein und Verona, wohl aber mit denen zwischen Gloggnitz und Triest vergleichen läßt. Hat man auch den Eindruck des Gesäuse, der ersten Blicke auf die julischen Alpen, der Umgegend von Villach, hier und dort übertrieben, so bleibt immerhin noch genug, um dem sogenannten Touristen-

strom hier, für einige Zeit wenigstens, ein neues Seitenbett vorhersagen zu können.

Die für uns wirklich neue Strecke heißt Tarvis-Pontafel. Ich werde sie beschreiben und jenseits ihres Endes einen Blick in die venetianische Ebene hinabschicken.

Wenn man eine Eisenbahn sehen will, darf man nicht auf ihr fahren, sondern muß neben ihr her gehen. Das gilt besonders, wenn, wie hier auf italienischem Gebiete, ein beträchtlicher Theil der Schienenstrecke in unterirdischen Rauchröhren zurückgelegt wird.

Fangen wir also an.

Tarvis schaut gegen Süden in ein Längenbild, welches von grauen Kalkbergen ausgefüllt wird, unter welchen der schneebedeckte Mangart am höchsten aufragt.

Die kahlen Dolomite fallen auf licht- und dunkelgrüne Vorstaffeln auf und hart grenzen, scheinbar wenigstens, Wälder und Wiesen an die Steinwüsten. Dies giebt dem Längenbilde vielen Reiz.

Von Tarvis ab — wo das von der Regierung erbaute Gasthaus an den widersinnigsten Ort, der zu finden war, hingebaut worden ist — läuft die Pontebba-Bahn zunächst auf hohen Böschungen hin. Sie hat mehr als drei Kilometer zurückzulegen, bis sie die verschiedene „Tarvis" hinter sich hat und befindet sich alsbald, in der Richtung gegen Saifnitz hin, von einer Gegend umgeben, die verglichen mit den Tarviser Veduten, wenig anmuthet. Nur das hohe Heiligthum von Luschari, das zur Linken sichtbar wird, erinnert an die Herrlichkeiten, die uns von langweiligen Halden mit zerschundenen Wäldern verdeckt werden.

Am Anfange und am Ende des langhingestreckten Dorfes Saifnitz (welches, beiläufig gesagt, von dem hochgelegenen Gnadenorte mannigfaltigen und mehrfachen Nutzen zieht) wer-

den Bäche überschritten. Der erste fließt zum Schwarzen, der zweite zum Adriatischen Meere. Es ist dies sicherlich die unmerklichste Wasserscheide in den Alpen.

Oft überschreitet auch die Straße den Schienenweg, niemals ohne die Tafel mit der bekannten „Warnung", die hier durch »Svarilo« ergänzt wird. Dieses svarilo wäre vielleicht ebenso gut an den Wirthshäusern dieser Straßenstrecke angebracht, wenn nicht schon ihr Aeußeres ein Warnungszeichen darstellte. Das Volk ist hier wendisch — man sieht es vornehmlich an den jämmerlichen Hütten, die nur aus einem Erdgeschoß bestehen. Man bemerkt es aber nicht minder an größeren Häusern — denn den wendischen Kärntnern kommt noch mehr als ihren deutschen Landesgenossen eine unbeschreibliche Begabung dafür zu, daß sie ihre Wohnstätten niedrig, dunkel, unwohnlich und gegen Licht und Luft wohl vertheidigt herstellen.

Die Wildbäche und die Schotterhaufen waren die einzigen Schwierigkeiten, mit welchen auf österreichischer Seite der Bahnbau sich auseinanderzusetzen hatte. Auf der italienischen ist es das starke Gefälle und die mitunter schluchtartige Enge des Thales, welche mit allen Mitteln bekämpft und überwunden wurden. Darum lassen sich die beiden Strecken gar nicht vergleichen. Eine einzige Stelle in Kärnten gab zu einem größeren Kunstbau Veranlassung, nämlich einer Art von künstlichem Bett für eine, zeitweilig auch mit Wasser und Lawinenschnee untermengte, ungeheuerliche Steinmuhre zwischen Lußnitz und Leonskirchen an der nördlichen Thalseite. Unter diesem Bette bewegt sich die Bahn wie in einem Tunnel. Im Uebrigen wendet sie sich, ohne daß ihr Gefälle dem Auge des Laien absonderlich bemerkbar erschiene, mehrmals von einem Thalhang zum anderen.

An der Bahn ist nicht viel zu sehen, desto mehr aber an

dem allgegenwärtigen Unsinn, mit welchem der Kaiserstaat Oesterreich zuschaut, wie ihm seine Länder verheert werden. Obwohl der Wald so kläglich und jämmerlich zugerichtet ist, daß es schier sündhaft erscheint, da auch nur eine Staude herauszunehmen, klappert es hin und hin von Sägmühlen, die ihre Bretter nach Italien liefern, und hört man neben der Straße vielfach die Zahlenrufe der wälschen Holz-Abmesser.

Ringsherum liegen von den zerrauften und umgewühlten Hängen herabgekollert die weißen Steinhaufen auf Flächen, die einst schöne Wiesen waren. Die Axt hat dem Wasser und den Lawinen ihre jähen Bahnen vorgezeichnet. Anders kann's nicht sein, denn von einer staatlichen Aufsicht über den Wald im Einzelbesitz, welche das Gesetz vorschreibt, ist nur auf dem Löschpapier der Verordnungen-Sammlungen die Rede. Dagegen sieht man diejenigen, welche solches angeht, in bergsteigerischer Jäger-Maskerade in den Kaffeehäusern der Stadt herumfaulenzen. Und zudem hat die Pflichtversäumniß gar noch einen Verbündeten an der deutschen Wissenschaft gefunden. Dr. Josef Lorenz, Ritter von Liburnau, meint, daß die „chronistische und touristische" Behandlung der Waldfrage „zu viel" beweise. Allerdings führt auch ihn seine Wissenschaft zu der merkwürdigen Entdeckung, daß die „Bewaldung an geneigten Ufergehängen die Detritus-Abfuhr vermindere!" Er hat Recht — nichts verblüfft den Deutschen mehr und bringt nachhaltigeren Eindruck auf ihn hervor, als wenn ein Professor über irgend welchen „Dilettantismus" sich lustig zu machen seinen Stil anstrengt.

Seltsam — weder an der Neigung der Straße, noch an der des Schienenweges verspürt man absonderlich, daß der Boden sehr jähe gegen die Adria abfällt. Aber am Pflanzenwuchse holt sich der Blick Belehrung.

Malborghet — dessen Akropolis, die schlachtenberühmte Veste, weithin sichtbar über die Eisenbahn aufragt — liegt etwa zweihundert Fuß niedriger als Tarvis. Während man jedoch zu Tarvis nichts Richtiges sieht von Obst- und anderen Nutzbäumen, tauchen von Malborghet ab nach und nach eine Menge von Stämmen und Kronen auf, welche uns sofort das Bild eines milderen Geländes in die Erinnerung bringen. Mächtig überschattet windische Hütten der Nußbaum; zwischen den glänzenden Blättern des Maulbeerbaumes pflücken Kinder die süßsäuerlichen Früchte; gerne rastet der Wanderer in dem tiefen schwarzen, grell ausgezackten Schatten, welcher von solchem Geäst herab über die blendend weiße Kalkstraße ausgebreitet wie körperlich greifbar daliegt. Oft erfreut ihn bei dieser Rast der Duft des Cyklamen, welches allenthalben an den Rändern der Alpenstraße emporblüht, der Blume, welche den Kalk liebt.

Malborghet ist ein stattlicher Ort mit mächtigem Mauerwerk, durch dessen Portale sich der Blick gern im Gartengrün des Hintergrundes verliert — und die anmuthige Größe seiner Umgebung übertrifft alle Bergansichten, deren der Wanderer von Villach bis hieher hat habhaft werden können. Das südlich Gehänge erinnert an das Misocco-Thal, durch welches man zum Bernardino hinauf steigt, das nördliche an fahle Abstürze des Karstes, an die Berge von Salurn und Deutsch-Metz oder an den Abfall des Solstein, Mundi und Tschürgant zwischen Zirl und Imst im schönen Inn-Thal. Das gäbe merkwürdige Bilder: Zur Linken eben jene grünen Misocco-Hänge, über ihren grünen Matten Schneereste und stille Sommerwolken; vor uns die südlich blendende Straße mit den Schotterhaufen und den weißen Muhren, die ihr von rechts her zukamen; rechts alsdann das heiße Gestein mit kümmerlichen Föhren, unter denen die Arbeiter schlafen, welche

die Straße von den Spuren und Aufschwemmungen des letzten Gewitterregens befreien sollen.

Im Westen, über der Studena, erscheinen jetzt abermals karnische Gipfel. Sie tragen Wolken. Hinter ihnen fließen die Quellen des Strabonischen Tilamentum, des Tagliamento. Vor uns aber in mäßig engem Thale, das eine Sackgasse zu sein scheint, breiten sich weiße Häuser aus — noch näher aber ein paar mächtige Bauten, zwischen dunkelgelb und büffelbraun und grau gefärbt, im modernen Glassturzkasten-Stil. Es ist der „Grenzbahnhof Pontafel". Die Italiener, auf dem anderen Ufer des Flusses, haben es nur zu einem bescheidenen Bauwerke gebracht.

Man hat oft geschildert, wie nirgendwo die Unterscheidungen der Völker, der jähe Uebergang von einer Sitte und Sprache so nahe an die Herrlichkeitsgrenzsteine und Zollsäulen gerückt sei, wie in Pontafel-Pontebba. In der That trennt nur eine Brücke eine vollkommene, durch und durch italienische Ansiedlung von einer, wenn nicht deutschen, doch kärntnerischen. Pontafel hat trotz seines „Wastelwirth" und anderer überaus vaterländisch klingender Kennzeichen und Eigenschaften, wenig Anheimelndes. Es ist da ein Sammelsurium von bajuwarisch-kärntnerisch-windisch-furlanerisch-fuhrmannsrohem Geschäfts- und Straßenpublikum gegeben, das noch dazu nicht ohne wälschen Anflug geblieben ist.

Gleichwohl behaupte ich, daß es in Europa kaum eine Landschaft und eine Scenerie giebt, die sich gleichermaßen ins Gedächtniß einprägt, wie die Brücke zwischen Pontafel und Pontebba. Schauen wir um uns.

Im Westen starren felseneng die kahlen Hochgipfel, aus denen der erste bedeutende Zufluß der Fella hervorbraust. Rechts die unansehnlichen Häuser von Pontafel mit ihrem halb windischen, halb kärntnerischen Typus, links die Gebäude des

Paese di Pontebba, wie alle italienischen Gassen, dem Bruchstück einer Stadt ähnlich — nicht nur in Balkonen und Portalen, sondern auch im Treiben der Menschen, im Schreien des Marktes, mit Verkäufern und Plakaten an den Mauern, mit Cafeterie, Offellerie und aller Ausstattung eines wälschen Borgo. Gemüse, das herüber Niemand kennt, lagert dort haufenweise auf dem Pflaster, Friseure und Negozianti jeder Art treiben ihr Maulaffen-Handwerk. Zu anderer Zeit habe ich hier den (jetzt verstorbenen) dicken Wastelwirth auf seiner Lederbank hinter dem Ofen neben der Schwarzwälder Uhr im luftdicht verschlossenen Zimmer, das ein Ofen, der hüttenmännischen Zwecken zu dienen schien, zu einer Gas-Cloake machte, schlafen gesehen — in Pontebba drüben aber lockten mich die hemdärmeligen Locandieri fensterloser Botteghe in ihre Räumlichkeiten, wo das offene Feuer auf dem Herd loderte und die prime figure del paese auf hohen Rohrstühlen sich über dem Pflaster schaukelten, das von der Straße weg in die Bottegha sich hineinzieht. So ist Pontafel und Pontebba, fünfzig Schritte von einander entfernt. Und jetzt mitten im Strom das hölzerne Gerüst der Völker verbindenden Eisenbahnbrücke, an dem es ameisenartig wimmelt und von dem her das Getöse der Handlanger und Aexte den Wellensingsang des Torrente überkreischt.

Von Pontebba abwärts bis gegen Venzone, oder wenigstens Moggio hin, hat sich die Fella im endlosen Laufe der Jahrcyklen ein schmales Bett durch die Kalkwälle gerissen. Schlecht genug mag der mittelalterliche Saumpfad gewesen sein, gleichwohl aber ist es späterhin gelungen, dem Flusse und den Steilwänden noch Raum zu einer Fahrstraße abzutrotzen. Und jetzt kommt gar noch der Schienenweg dazu. Freilich muß er sich oft genug in die Nacht des gesprengten Gesteines verkriechen, öfter als dem Reisenden lieb ist, der

gern die enge, furchtbare Wildniß genießen möchte. Hat ja bei Dogna beispielsweise sogar die Fahrstraße schon zu einem Tunnel ihre Zuflucht nehmen müssen. Und rasselt der Zug aus einer solchen Röhre heraus, so erspäht man in der Ferne vielleicht einen anderen, der wie ein schwarzer Wurm über weißes Gewölbe zu kriechen scheint, ein schluchtartiges Seitenthal mit Schneefeldern im Hintergrunde, wie etwa die Canali von Chiusa, oder Resia, opalfarbige Seitenbäche des Tagliamento, oder Stürze von grauen Kalktreppen — in Schleier verwehte Wasser.

Gegen Norden aber steht dem betrogenen Auge gegenüber die furchtbare Mauer, welche stets der italica gens als ein Wall der Schrecken gegen die Horden voll Schrecken däuchte — die cimbrische Weltsperre, und keine Spur will uns mehr zeigen, in welcher Klüftung wir selbst auf den Schienen sie durchbrochen haben.

Zwischen Resiutta und Moggio ist ein Tunnel gebohrt, der den Schlünden entführt. Hinter ihm ist das Thal weit geworden — nichts als spärliche, zertheilte perlblaue Fluth des Tagliamento und weiße Schotterwüste — im Süden aber freier Himmel, Oelbäume — Flachland, aus dem bald die Thürme des alten Forums der Julier aufragen, Udine's Kastell über so vielen Palästen und immergrünen Gärten.

Kärnten vom Standpunkte des Dichters.

Längst war es Nacht; aber wir hatten uns keine Leuchte in die Stube bringen lassen. Die glühenden Augen der gegenüberliegenden Gußwerke und Schmelzöfen warfen so viel röthlichen Schein in das Gemach, daß wir die Lampe entbehren wollten. Das eigenthümliche Geflacker, welches sich auf dem Boden und an den Wänden bewegte, wie wenn draußen im dichten Tannenforste jener slawische Waldgeist herumginge, der als Flamme von einem Wipfel auf den anderen springt, belustigte uns mehr, als das spießbürgerliche Licht des Dochtes.

Es war im waldigen Thale der Mies, wo die Kärntener Eisenhämmer dröhnen. Der von Lepiverch und Smrekouz (dem „schönen" und dem „Fichten"-Berge) zusammenrinnende Waldstrom, dessen Rauschen durch künstliche Stürze auf die Räder der Werke verstärkt wird, übertönte den Lärm, welchen die Schmiede der Essen verursachten.

Das Gespräch, welches wir führten, schien der Seltsamkeit des Ortes und der Beleuchtung angemessen. Mein Freund führte mich in die Zauberwelt Kärntens ein. Darunter verstehe ich nicht, daß er mich in Weg und Steg unterwiesen hätte. Seine Belehrung bezog sich auf den Abglanz, den die Thäler, die Wälder, die Eisberge, die alten Schlösser und Städte des Landes in der menschlichen Einbildungskraft hervorgebracht haben. Gleich den Blüthen jener großen Fackeldisteln, die sich nur dem Strahle des Mondes öffnen, entfaltet sich der Sinn für die ebenso schwermüthige als farbengrelle Welt der Romantik am liebsten im gleichartigen Element der Nacht. Innerhalb der Grenzen Oesterreichs giebt es kein Land, in welchem das Gold des Dichtungsstoffes in so wunderbarer Umgebung gleich reichhaltig zu Tage liegt, als in dem kleinen

Herzogthum zwischen dem eisigen Tauern und den blauen Zuflüssen der Save. Die Nachbarländer stehen hierin zurück. Salzburg hat das herrliche Juvavum und die wilde Hoheit der Gasteiner und Pinzgauer Gletscher mit zahllosen Ueberlieferungen und Märchengestalten, von denen ich selbst viele in meinen Büchern ruhmlos ans Tageslicht zog. Tirol wird durch den Gegensatz zwischen Nord und Süd, durch die Berührung des eisbedeckten Hauptwalles der rhätischen Berge mit dem seligen Meran verherrlicht. Auch ist es Schauplatz uralter deutscher Heldensage und über den Zauberpalästen seiner Zwerge liegt Sonnenduft des Südens.

In rebenumgrünten Burgen scholl einst Minnesang — es hat den größten Sangesmeister geboren und in den Gärten des warmen Etschlandes vereinte sich deutsches Lied mit wälschem Prunk.

Der Dichtung, welche ich „Kärnten" nenne, liegt ein rauherer, männlicherer, nordischer Ton zu Grunde. Sie ist tannenfrisch und quellenreich. Es fehlt ihr, von den Wänden der Karawanken abgehalten, jener mittägliche Hauch, der dort ohne Hemmniß die ebene Bahn des Etschthales aufwärts dringt.

Dagegen aber wüßte der Dichter, gleich dem Kinde vor einer reichen Weihnachtsbescheerung, nicht wo zugreifen, wenn man ihn vor die Vielgestaltigkeit der Stoffe führte, welche hier Vergangenheit und Gegenwart bieten.

„Vom Zirmsee und seinen alten Goldzechen, die so hoch über dem Meere liegen wie das Stilfser-Joch, bis zu den waldigen Ufern der großen Seen, welch eine Buntheit des Lebens!" sagte der Freund. „Du bist der Einzige, dem es bis jetzt eingefallen ist, das Thun und Treiben der Menschen in jenen hohen Einöden zu schildern — aber Du bist ein lahmer Poet, und außerdem hast Du nur einen winzigen Bruchtheil des Reichthums angegriffen, der von dort zu holen

ist. Dort hausen die Knappen im ewigen Winter, dort sind Schätze in den dunklen Wassertiefen, an deren nackten Ufern das Edelweiß wächst. Da lies, was Du in besseren Tagen selbst geschrieben hast."

„Es ist zu dunkel," erwiderte ich, „und überdies kenne ich jene Tummelplätze der Wolken und die rauhen Schieferwüsten, welche das sonnenbeschienene Wasser der oberen Schneefelder überrieselt. Daß aber aus der Fleiß, aus Fragant und der Zirknitz noch ganz andere Studien geholt werden können, als die nothdürftigen Gemeinplätze, mit denen unsere Stuben-Poeten die Vorrathskammern der Leihbibliotheken zeitweilig heimsuchen, ist ganz und gar gewiß. Zu ihrer Entschuldigung kann indessen gesagt werden, daß sich das vaterländische Publikum um den gewissenhaften Realismus des Dichters nicht kümmert und überhaupt lieber Romane liest, in denen hohe Herrschaften auftreten und Hofbälle beschrieben werden. Bei uns wäre es gewiß einem Walter Scott niemals eingefallen, sich die Burgen anzuschauen, in denen seine wundervollen Gestalten ihr Leben abspielen — ja sogar, um ein völlig treuer Dolmetsch der heimathlichen Natur zu sein, sich die Flora am Fuße der Felskegel zu betrachten, auf denen die verherrlichten Schlösser stehen."

„Gehen wir von diesem Thema, das schließlich doch nur literarischen Feinschmeckern Theilnahme abgewinnt, ab," fuhr der Freund fort, „und begeben wir uns hinab in die waldigen Thäler, auf das Mittelgebirge über den Flüssen und an den Strand der Seen, wo die Wellen gegen das Mauerwerk alter Abteien und lustiger Landsitze schlagen. Wohin man blickt, krönen Thürme und Zinnen die waldigen Kuppen. Freilich giebt es überall Burgen, auch in den tirolischen Thälern fehlt es nicht an malerischen Trümmern. Ihr überraschendes Aussehen ist aber nicht selten fast das Einzige, wodurch sie unsere

Theilnahme erregen können. Fragst Du nach der Geschichte, so wirst Du denjenigen, der Dir die Antwort giebt, bald mit Dank unterbrechen. Er sagt eine Menge von gleichgiltigen Jahreszahlen her, die Dich ebenso wenig lehren, als der Name der Insassen. Die Leute haben von ihren Bauern die Zehnten bezogen, einige geistliche Pfründen, Meß-Stipendien und ewige Lichter gestiftet und sind endlich gestorben und verdorben. Wenn sie überhaupt etwas gethan haben, so bestand es darin, daß sie, so gut es ging, nachhalfen, wo die Regierung und die Bischöfe im Dienste des Obskurantismus irgend etwas unterlassen oder übersehen hatten. Dagegen strahlt von den alten Schlössern Kärntens der Glanz einer reichen, anziehenden und inhaltvollen Geschichte. Mit sehr geringen Ausnahmen hat das Nachbarland Tirol keine Geschlechter gehabt, die so wirksam mit den Schicksalen Oesterreichs verflochten sind, als die Auffensteine und Kraiger, die Ortenburger und Colnitzer, die Salamancas und Scherfenberger, die Heimburger und Khevenhüller, die Herren v. Treffen und Dietrichstein. Was alle diese Namen in den Staatsaktionen und in der langen Schlachtengeschichte Oesterreichs bedeuten, das zeigt jedes Schulbuch. Was es aber leider nicht zeigt, das ist die Sagenwelt, die sich um das Thun und Treiben dieser Geschlechter rankt, gleich den wilden Rosensträuchern um altes Mauerwerk."

„Du meinst also," entgegnete ich, „es müsse ein Leichtes sein, das grüne Bergland ebenso durch den anmuthigen Spuk jener aus ihren Grüften heraufgezauberten Gestalten des Mittelalters zu beleben, wie es mit den dürren Haiden Schottlands, ja sogar mit den langweiligen Ebenen der brandenburgischen Mark geschehen ist!"

„Gewiß," entgegnete mein Freund, indem er seine Augen auf die fast blendende Gluth eines Hochofens richtete, welche in diesem Augenblicke selbst die entlegeneren Tannen und das

Eis am Räderwerk bestrahlte. „Viele behaupten zwar, die Zeit für Erzählungen und umfassende Lebensbilder, welche bis in jene uns bereits so entfernte Welt zurückgreifen, sei vorüber. Ich glaube es aber nicht, denn trotz alledem muß es doch viele Leute geben, welche an der Vorführung von ursprünglicheren Menschen und farbenreicheren Ereignissen mehr Freude haben, als an der poetischen Darstellung unserer Zustände, in welchen es leider nicht nur eine körperliche, sondern auch eine für das Individuum noch lästigere und gewiß nicht minder abgeschmackte Gesellschafts-Toilette giebt, die man mit noch mehr Recht als das Soldatengewand Uniform nennen sollte. Es muß doch ein Rückschlag eintreten gegen das Handwerk der Dichterei, wie es heutzutage betrieben wird."

„Ich habe wenig Hoffnung," entgegnete ich. „Vor wenigen Tagen war ich in einer Leihbibliothek, in welche ein sehr hochgestellter Herr einen mit fettigen Schmutzlagen bedeckten Roman zurückbrachte, über welchen er sich in Lobpreisungen äußerte. Der Bibliothekar sagte mir nachher, daß dieses Buch fast niemals zu Hause sei. Aus Neugierde nahm ich es mit und fand einen Quark, der mich so anekelte, daß ich sogar den Namen des Verfassers vergessen habe. Es handelte sich um Börsengeschäfte, es wurde viel telegraphirt, Aktien wurden hinauf- und heruntergedrückt, ganze Seiten bestanden aus Ziffern, ein verschlagener Dummkopf siegte. Die Frauenwelt darin liebte am Manne nicht mehr die Kraft, den Glanz selbstthätiger Ueberlegenheit, sondern den Schneider und das Bank-Konto. Gleichwohl behauptete ich nicht, daß dieses Erzeugniß eines Dichtergeistes jämmerlicher war, als die „zeitgenössischen" Romane eines Gödsche oder Samarow, welche bei uns ein halbes Dutzend Auflagen erleben, weil der Bedientensinn, der in unserem Volke steckt, daraus erfahren zu können vermeint, wie es bei Kaisern und Königen, bei Ministern und Diplo-

maten und bei der vornehmen Halbwelt zugeht. Das Publikum, das „deutsche Volk“ der Verleger-Anzeigen, drängt sich zu solchen Spekulationen, wie es stundenlang vor dem Thore eines Palastes stehen bleibt, um diesen oder jenen Prinzen in den Wagen steigen zu sehen. Die Letzteren sind aber immerhin noch die Gescheiteren. Wenigstens bekommen sie einen wirklichen Prinzen zu sehen, nicht einen Automaten, an dem ein geldbedürftiger Dichterling die Fäden zieht, um damit die naiven Abonnenten einer Wochenschrift zu amüsiren, welche natürlich als „wahrer Hausschatz im edelsten Sinne auf dem Lesetisch keiner deutschen Familie fehlen sollte.“

„Eben darum,“ sagte mein Freund, „zweifle ich nicht an einer Reaktion, welche kommen wird. Im menschlichen Gemüthe giebt es Triebfedern und Neigungen, welche zeitweilig durch bestimmte Einflüsse niedergehalten werden, alsdann aber mit verstärkter Gewalt ihr Recht fordern. Es wird nicht gelingen, die Leute so phantasielos zu machen und sie auch in der Belletristik mit dem Kultus der Gewalt und des Geldes abzuspeisen, wie es die Federhelden des „Tages“ sich einbilden. Man wird auch einmal an den Wochenschriften genug bekommen. Die Hegemonie der Norddeutschen, in politischer Beziehung so segensreich, erscheint mir in den Fragen der Aesthetik als ein Unheil. Ihr Positivismus erzeugt tapfere Soldaten, pflichtgetreue Beamte, eine vortreffliche Verwaltung, einen geordneten Haushalt — kurzum eine Masse von löblichen Dingen, welche nach dem Gesetze der psychologischen Beschränkung gerade aber mit denjenigen Eigenschaften unvereinbar sind, welche ein erfolgreiches Schaffen in den schönen Künsten bedingen. Man sagt oft: der Mensch kann nicht von Allem haben. Es ist dies nicht nur ein Trost, welchen wir uns für so manchen Defekt selbst zusprechen müssen, sondern eine in der wechselseitigen Bedingtheit von Licht und

Schatten und in der Wahrheit des Satzes, daß Jeder die Fehler seiner Vorzüge (oder die Vorzüge seiner Fehler) habe, unbedingt begründete Nothwendigkeit. Man hat gesagt, das norddeutsche Wesen, als dessen vorzüglichster Ausdruck der Staat Friedrich's des Großen dasteht, vertrete im Germanenthum das klassische, Oesterreich aber und die übrige süddeutsche Vielgestaltigkeit das romantische Wesen. Wenn man die Bedeutung der beiden Bezeichnungen erweitert, so ist viel Wahres in dieser Bemerkung. Nun wohl — ich sage, das Romantische wird wieder zu Ehren kommen."

„Man sollte meinen," erwiderte ich, „daß es nur geringe Mühe kosten könnte, die unvermeidlichen Majoratsherren und Geheimräthe, diese überbildeten und überreizten Damen, diese Wandas und Elsen, diese belesenen Dilettanten und Philosophaster durch ein rassigeres Blut zu ersetzen. Aber die Lesewelt will ja ein Spiegelbild der Umgebungen und Interessen, welche sie versteht und in deren Mitte sie sich befindet. Anderes erscheint ihr nicht anziehend."

„Es sollte nur einmal mit vollen Händen aus dem Reichthum geschöpft werden," sagte der Freund, „welcher in Höhen und Tiefen dieses Landes ausgebreitet liegt. Wo giebt es in deutschen Landen eine Stadt wie Friesach, verherrlicht durch einen bunten Sagenkranz und überragt von den mächtigen Trümmern großer Burgen, Schlösser, Abteien auf waldiger Höhe und im Innern von den Mauern der Sitze von Ordensherren und dem schweigsamen Ernste der Münster und Klöster? Der heilige Thomas von Aquino ist mit seiner Geschichte verflochten, wie Paracelsus mit der des wundersamen St. Veit. Wo giebt es Burgen wie Frauenstein oder gar Hoch-Osterwitz? Der alte Herzogstuhl auf dem Zollfelde — die begrabene Stadt Virunum und die Veste Tiburnia — das blutgetränkte Lurnfeld mit den Zauberbäumen und den Blutmulden, wo an

den Ufern der eisigen Möll Bajuwaren die Geschicke des Slawenvolkes in diesen Bergen besiegelten — die klingelnde Karawane, die mit kostbaren Waaren beladen aus der Stadt Venetia durch den nebligen Winter der Tauern-Höhen zieht — die verwunschenen Seen auf den Kolbnitzer Hochalpen, Arnoldstein, das uralte Kloster mit seiner Weißen-Rose-Sage und dem zusammenstürzenden Dobratsch, die Märchen von Rabenstein und den Schätzen der Freimannsgrube, die Geschichte des Scherfenberges und seines Zauberringes, die Gründung von Maria-Elend — kurzum, durch die Zeiten der Römer des Mittelalters, bis zu uns herab. Die wir noch das Treiben der Knappen am Rande der Gletscher, das der Jäger in den Wildnissen der karnischen Berge, das der Eisengewerke in walddunkeln Hochthälern sehen, hat dieses Land kaum jemals der Verklärung durch die Poesie bedurft, um des Primates unter den Gebieten gewürdigt zu werden, die man, vom Alltagstreiben müde, bereisen und betrachten soll."

„Du vergißt ganz und gar auf die Seen," fügte ich hinzu. „Welchen Vorzug geben diese blauen Flächen dem Lande vor dem benachbarten Westen! Deß freut sich der Bergsteiger der Villacher Alpe aus der Vogelperspektive wie der Schwimmer mitten im lauen Gewässer."

„Vergiß nicht das Wasser, welches stürzt! Wo giebt es außerhalb der Einöden Norwegens Wasserfälle, in Nebel aufrauchend, in Schaumbergen zur Tiefe quirlend, in himmelblauen Becken sich sammelnd, in solcher Anzahl als im kärntnerischen Maltathal und in seinen Verästelungen, die bis zum ruhigen Eise der Tauern hinaufreichen? Und wie der Regenbogen im aufsteigenden Schaumgewölk dieser Fälle, glänzt auch über allen Höhen dort die Vergeistigung der Natur durch das Märchen. Das Volk könnte dort unsere Dichter lehren, wie man den Geist der Dinge verdolmetschen muß. Mögen

diese nicht wie Mügge nach Skandinavien, oder wie Heyse nach Italien schweifen — sondern, unserem Stifter gleich, welcher aus den bescheidenen Reizen des Böhmerwaldes unsterbliche Bilder zusammenstellte, auch einmal die Pracht Kärntens mit ihrem Skizzen-Büchlein durchwandern!"

„Amen!" sagte ich. „Jetzt aber laß die Lampe hereinragen. Wir wollen uns noch ein Stündchen im „Hochwald" ergehen. Ich gebe sämmtliche Familien-Romane dafür her.

Wir vertieften uns in das herrliche Werk. Die Melodie zu den Worten sangen draußen die Wellen zwischen den Eissäulen und die dröhnenden Hämmer, welche von ihnen in Bewegung gesetzt werden.

Vom Wörther-See.

I.

Die Nebel hängen über unseren Wörther-See herein, als wollten sie mit Gewalt den hartnäckigen Sommerfrischlern, die noch an unseren jetzt langweiliger als je gewordenen Ufern verweilen, die Polizeistunde der schönen Jahreszeit klar machen. Man packt deshalb auch partienweise zusammen und geht von dannen, uneingedenk der alten Erfahrung, daß noch in jedem Jahre um die Tage von Unser lieben Frauen Geburt herum, ein so ungestümer Vortrab unseres Bärenwinters sich eingestellt hat, noch immer aber beschämt wieder in die wilden Tauern hat zurückweichen müssen.

Und wie es in manchem heiteren Gaststübchen erst recht gemüthlich wird, wenn die mahnende Polizei abgezogen, so wird es auch diesmal wieder der Fall sein. Wir freuen uns

schon jetzt auf die goldenen Herbsttage. Dann sind wir wieder Herren unserer Gestade und der Ankömmling wird auch ohne die Begleitung eines halben Dutzends von Koffern gerne gesehen.

Mit dem letzten Sonntag ist der weiße Dampfer von unserem See verschwunden. Er zieht sich frühzeitig in seinen Winterschlaf zurück. Wäre der Nebel und die Kühlung nicht, so gälte schon das für Manchen als der thatsächliche Schluß der „Saison". Wir werden das (meist verspätete) Pfeifen also erst wieder vernehmen, wenn die Uferwälder abermals von beflügelten Sängern belebt sind, und der Kuckuck seinem schrillen Ruf antworten kann.

Was doch die Gewohnheit macht! — Kaum glaubten wir, den Einfluß des kleinen Schiffchens im Verkehre des Strandes zu verspüren — und jetzt dünkt uns der ganze See schier wie verlassen. Verstummen werden die Klagen über die Kühnheit der Schwimmer, die sich seinem Bugspriet entgegen drängten, und Pudicitia, vom zart empfindenden „Einsender" angerufen, kann sich in den zu erhoffenden Strahlen der Herbstsonne wieder langsam entschleiern.

So weit war ich in der Zeichnung der Arabesken gekommen, mit denen ich die Erscheinungen unseres so gleichförmigen Lebens an einen Faden reihen will, als die Lampe erlosch.

Soll sie der Müde noch einmal anzünden, um an seiner Ornamentik weiter zu zeichnen? Mit nichten. Er sucht sein Lager auf und wird vom Sturme rasch eingeschläfert, der draußen im (nicht Ur-, sondern geldmäßig verwirthschafteten und ausgeplünderten) Wald durch die Wipfel fährt und mit seinem wüsten Geheul eine Ahnung nächtlicher Winterschrecken über uns bringen will. So reden wenigstens die Dichter von den Herbststürmen.

Ich helfe mir dadurch, daß ich ein Fenster und eine Thür

aufreiße, um ihn auf seinen Stimmgehalt zu prüfen. Und da zeigt sich's, daß er gar nicht so arg tobt.

Das Heulen und Zischen ist als Resonanz in den Hölzern und Rahmen der genannten Gegenstände zum Vorschein gekommen. Sind sie beseitigt, so hört das ängstliche Pfeifen auf. Es sind eben alte Hölzer und die seufzen gerne, wenn es von draußen sich stürmisch gegen sie herbewegt.

Der Tag graut — Aurora kommt mit den Rossen Lampos und Phaeton, in der Rechten eine Fackel, und ein wundersamer Jüngling schwebt mit ihr entführt auf dem luftigen Wagen. Jetzt erhebt sie sich aber für uns Anwohner des Sees an einem ganz anderen Ort von ihrem Lager, als zu der Zeit, in welcher die Elfen der Mittsommernacht auf unseren feuchten Rasen im Mondschein ihre Schleier ausbreiteten.

Damals kam sie über die Koralpe herauf — jetzt glänzt sie uns von der Stadt herauf entgegen und bald wird sie, kupferig aufdämmernd, über die bleichen Kalkberge der Koschuta und des Grintoup her entgegen kommen — uns, das heißt den Wenigen, die um diese Stunde sich den vaterländischen Himmel betrachten.

Aurora! Das bedeutet ja heiteren Himmel, Sonnenschein, Glanz des Mittagslichtes im eilenden Bach und auf den Blättern der Uferbäume! Trug — in wenigen Stunden ist der graue Nebel wieder da, der Vogt, der uns die Fremdlinge wegtreibt. Ein löschpapierener Deckel schiebt sich abermals zwischen den blauen Himmel, an dem jetzt die Septembersonne so schön strahlen muß, und uns, die wir mit all unserer Weisheit gar nichts thun können.

Raum und Zeit wird überwunden werden, aber über dieses langweilige Gebrodel ist Niemand Herr und es giebt keine irdische Macht, die uns ein blaues Loch, nur eine Quadratklafter groß, in den schieferigen Vorhang hineinschlüge.

Schon hatte ich mich auf dem Lager nach dem Anblick der Morgenröthe — zu denjenigen, denen sie Gold im Munde mitbringt, gehöre ich nicht — mit Phantasien ergötzt, wie es wohl jetzt auf dem Dobratsch aussehen möge, wenn die Spitzen alle glühen und die Opfer-Altäre rauchen, wie man im dichterischen Reise-Chronisten-Stil belehrt wird. Ich stellte mir vor, wie prächtig das Alles dort oben vom Bette aus zu betrachten sein müsse, bis wieder der Nebel kommt.

Abermalige Verwandlung. Die geschriebenen Klagen sind zum Wolkensammler Zeus gedrungen und er wiegelt ab. Ganze Streifen feines olympischen Blaus ziehen sich urplötzlich über unsere Häupter hin. — Die Schmutzfarben des nachdenklichen Herbsttages verschwinden, die Maiskolben vor meinem Hause glänzen wieder goldig, die Bohnenblüthen brennen, die Herbstzeitlosen am Rain stehen wieder im sanften, blaßrothen, sammtigen Gewande da und der See mahnt mit seinem Kornblumenblau an die schönsten Tage der zudringlichen Schwimmer vor der unschuldweißen Dampffähre.

Die Welt ist abermals wie aus Nichts entstanden. Und erst die Astern — da stehen sie wieder so farbig im Gärtchen, blüthen- und stengelbunt, grell wie eine Briefmarkensammlung.

Ich liebe sie nicht, diese chinesischen Einwanderer. Wenn andere Blüthenglocken die schöne Sommerszeit einläuten, so deuten diese duftlosen Tellerchen auf die abgeräumte Tafel hin — auf die beginnende Oede, auf die Verwesung, die bald kommen wird, so wenig wir davon hören wollen und so viele Feuilletons noch über den Rest sommerlicher Pracht geschrieben werden können, die der Herbst von dem unwiderruflich entschwundenen lieblichen Flüchtling geerbt hat.

Vom Wörther-See.

II.

In Velden rücken mit der Sonnenwende die Fremdlinge in die längst harrenden Gemächer. Das Roth der Rosen erscheint gleichzeitig mit dem Roth der Reisehandbücher vor den neu getünchten Mauern.

Leider scheint die Tünche dahier das Symbol der Thätigkeit zu sein, mit welcher man die rohen Gaben der Natur ausstaffirt. Wir haben den oberflächlichen Anstrich eines Badeortes.

Auf verschiedenen, zum Theil geschmacklos gebauten Häusern ist in schwarzen Lettern das Wort „Villa" zu lesen und die Miethspreise darin haben eine Höhe erreicht, welche mitunter das Befremden der Reisenden erregt und schon Gegenstand öffentlichen Tadels geworden. Wir haben ein blumiges und schattiges Seegestade, aber es giebt keine Wege, welche gestatten, desselben recht froh zu werden.

Dafür haben wir Hausbesitzer, welche in Anmaßung und Grobheit gegen die geduldigen Sommerfrischgäste den Ausdruck des Fortschrittes erblicken. Wir sind darin bereits so weit gekommen, daß man sich, abgesehen von Kindern und Hunden, auch den Zutritt irgend welcher Besuche verbittet. Auf einer ausgehängten schwarzen Tafel werden lohndienerisch die Preise und Bedingungen verkündet, unter welchen man sich um theures Geld den zahlreichen Paragraphen einer „Hausordnung" unterwerfen darf. Wir für unseren Theil würden uns für das Vergnügen bedanken, unter solchen Voraussetzungen das Vermögen eines Besitzers vermehren zu helfen, dessen „Garten" aus ein paar Stauden besteht und dessen Haus mit

seiner Vorderseite ganz kurwidrig auf eine heiße und staubige Straße schaut.

Zum Glücke hat uns der Schutzgeist unserer Ufer mit einigen anderen gutmüthigen Herbergsvätern beschenkt, welche den Fremdlingen ebenso viel Freundlichkeit entgegenbringen, als der Mann der „Hausordnung" ängstliche Besorgniß um Ruhe, die erste Insassenpflicht. Bei ihnen sitzt man im Schatten dichter Wipfel oder am kiesigen Strande, gegen welchen die langen Wellenreihen ihren Schaum schlagen.

Während man sich dort den Ukasen des städtischen Hausherrn fügt, gilt bei den gemüthlichen Eingeborenen kein anderes Gesetz, als das der Heiterkeit.

Es ist schade, daß die Schulferien so viele Reiselustige verhindern, zu einer Zeit zu uns zu kommen, in welcher der Sommer auf seiner Höhe steht. Neben dem blauen See unseres weiten Beckens wallt die grüne See unserer Saatfelder, aus denen der rothe Mohn leuchtet. Der Flieder öffnet die Dolden den Geheimnissen der Mondnacht, in welcher die Geister der Sommer-Sonnenwende ihre unsichtbaren Reigen schlingen.

Der Kuckuck ruft durch das endlose Waldland, durch dessen Wipfel die blauen Karawanken schauen, noch immer mit den blendenden Ueberresten des Winters geziert. In der zaubervollen Woche zwischen dem Tage des hl. Johannes und dem des Apostelfürsten flammen Sterne, Bergfeuer. Es ist die wundersame Gegenseite der winterlichen Rauchnächte, von Weihnacht bis Dreikönige, die wir jetzt durchleben.

Sie unterscheiden sich von einander, die beiden Zeiten, wie der stille Glanz der Sommersonne auf blumigen Hochalpen und der berauschende Blüthenduft der Mondnächte im lebensvollen Wald sich von der geheizten Stube und der friedlichen Studirlampe unterscheiden. Diese Zeit wird aber noch immer

von zu wenig Begünstigten gesehen. Den meisten gelingt die Abstreifung der Berufsbande erst, wenn die jugendliche Pracht der warmen Zeit dahin zu schwinden beginnt und die Früchte sich schon an Zahl merklich vor den Blüthen hervorthun.

Gleichwohl hat uns die Sonne bereits verspüren lassen, wie sie es während der Hundstage mit uns zu halten gedenkt. Selbst aus den mehr als lauen Fluthen des Sees heraus richtete sich manches Auge nicht ohne Verlangen auf die letzten Schneefelder der Görlitzen-Alp, die jetzt endlich dem „Jauk" gewichen sind.

Noch weiter hob die Einbildungskraft den Verfasser dieser Zeilen. Sie gab ihm Flügel und trug ihn bis zur weißen Pasterze, wo unser gastliches Alpenhaus steht.

Er darf das kühnlich sagen, da er sich an manchem Nachmittage von den schönsten Einsiedeleien unseres Sees, ja sogar von der hölzernen Veranda, wo der Steamer seine bescheidene Fracht löscht, oder von der Halle des erfinderischsten aller Kärntner Wirthe, der die beste Laune und das kühlste Bier spendet, hinweg gewünscht hat, weit hinauf in eisprächtige Wüste. Diesen Wunsch hätte er aber, so sehr haftet er am Irdischen, sofort im Keime wieder unterdrückt, wenn er nicht gewußt hätte, daß auch dort, im „Wirthshaus", der poetische Bewunderer der Glocknerspitze durch die Fürsorge unserer „Gründer" nicht ohne die labenden Tröstungen des Gambrinus und Bacchus gelassen wird.

Märzenbier und Alpenglühen — wie sinnreich ist die Vereinigung der besten Dinge, welche dem Wanderer vom Ziele beschwerlicher Fahrt winken!

Diese schöne Zeit, welche selbst das ledernste aller landschaftlichen Dekorativstücke, den Eisenbahndamm mit bunter Blumenfülle schmückt, wird, wie oben behauptet, viel zu wenig gesehen, bewundert, geschildert, genossen.

Wir waren schon Freunde dieses Monats noch lange bevor Emanuel Geibel, der unseren Geschmack theilt, seine „Junilieder“ geschrieben. Zu keiner Zeit ist der Wald so schön. Vor ein paar Tagen lockte es uns wieder einmal, nachzusehen, wie weit es mit der Ausschmückung desselben gekommen sei.

Zu diesem Zwecke ist nichts besser, als von unserem See über den dunklen Rücken ins Rosenthal hinüber zu gehen.

Von den Eichen, die einst unsere kaum kenntlichen, aufs Gerathewohl selbst gewählten Pfade beschattet, sind freilich nur mehr die Stümpfe wahrzunehmen, auf denen die weißen Holzschwämme sitzen. Dagegen aber gehen wir viel durch Buchenwölbungen und erfreuen uns der vergänglichen Pracht der Heckenrosen über den Farnkräutern. Da ist Kärnten, das herrliche grüne Waldland — weit und breit nichts als die unbeschreiblichen Abstufungen des Grün und mitten drinnen die breite Drau, jetzt kraftstrotzend und gletschergrau, breit ausfluthend, denn mit ihr schwimmen die Winterhüllen unserer verborgenen Hochthäler dem Meere zu.

Auf dem Uferschlamm die rothen Nelken, drüben die grellfarbigen Karawanken, ringsherum der endlose Baumwuchs, unter dem am meisten bemerkbar die Riesenpappeln der Drau: die Landschaft des Stroms ist noch schöner als die unseres Sees.

So ist es kein Wunder, daß wir hier bereits nicht nur die heimathlichen Mundarten, sondern auch die harten, schroffen Redeweisen des Nordens zu hören bekommen. Nicht ohne gerechte Befriedigung zeigt uns „the good-hearted landlord“, wie verschiedene englische Einschreibungen den Altmeister unserer Herbergsväter nennen, die Nachrufe solcher, die Hamburg, Berlin oder Köln ihre Heimath nennen. Es dämmert eben auch schon dort draußen die Kunde, daß nicht nur nördlich, sondern auch südlich der hohen Tauern zwischen den Bergen sich weite Seen ausbreiten.

Die Börsenkurse sind in unseren Uferdörfern noch nicht angeschlagen, wie in den idyllischen Ansiedlungen des Salzkammergutes.

Noch lacht das Leben hier auch uns armen Christensklaven. Darum Vorsicht und Klugheit, ihr edlen Anwohner der paradiesischen Gestade! Baut den Sommerschwalben gute Nester, verscheucht sie nicht mit knappen Hausordnungen und kindisch naiv-unverschämten Anforderungen an die Geldtasche. Verderbt euch eure Zukunft nicht! Langsam wird der Ruf erworben, rasch ist er zerstört, gleichwie im gewöhnlichen Leben der gute Leumund in Jahren, der schlechte in einem Tage erworben wird.

Treibt also keinen Raubbau und erinnert euch, daß man den Baum nicht umzuhacken braucht, um die Aepfel zu bekommen. Auch dürft ihr nicht vergessen, daß man den guten Absichten der Vorsehung, die euch so schöne Berge und Thäler gegeben hat, durch eigenen Fleiß und sinniges Nachdenken zu Hilfe kommen und die Häuser nicht nur, sondern auch die Ufer ein wenig „herrichten" muß. Es ist vollständig in eure eigene Hand gegeben, ob neuere Ansiedlungen wachsen und gedeihen, oder ob sie nach kurzer Dämmerung wieder ins Dunkel der Unbekanntheit zurückfallen werden, aus welchem euren Bestberathenen sie hervorzuziehen bereits gelungen ist.

Lawinengeschichten aus dem Winter von 1879.

Ein heftiger Südoststurm mit starkem Schneefall, so sagt der Bericht eines Augenzeugen, hauste im Laufe des 25. Februar, große Schneemassen brachen sich nach dem Nordabhang des Gebirges Bahn und stürzten als mächtige Lawinen über die Ortschaften Bleiberg und Hüttendorf herein, welche beide an einander gebaut in dem Hochthale liegen, das vom Bleiberger Erzberg im Nord, vom Dobratsch im Süd begrenzt wird.

Die Geschwindigkeit und Wucht der Lawinen wurde durch die glatte Bahn, welche früher gefallener, fest gefrorener Schnee bildete, so sehr befördert, daß die Lawinen einen viel größeren Rayon bedeckten, als seit Menschengedenken beobachtet ward.

Schon 1348 wurde ein Theil des alten Bergortes Bleiberg durch ein gleiches Elementar-Ereigniß zerstört, und wurde der Hauptort darnach in geschützterer Lage aufgebaut. Das ungünstigste Zusammentreffen oben erwähnter Faktoren hat abermals eine ungeahnte Verheerung herbeigeführt. Um vier Uhr Nachmittag am Fasching-Dienstag bemerkten Zeugen des Ereignisses ein Sausen und vom Abhang des Berges hereintreibende Schneewolken, die momentan die Luft verfinsterten, nach wenigen Augenblicken wurde die Aussicht wieder klar und an Stelle der Gebäude lag eine weite Schneemulde. Bald zeigten sich viele schwarze Gestalten an ihren Rändern und Zusammenlauf vieler Menschen, es erhoben sich Jammer- und Hilferufe. In wenigen Minuten hatten zahlreiche Bewohner verschütteter und halb zerdrückter Häuser durch Dachgiebel, Kamine das Freie gesucht, oder waren mit Hilfe herbeigeeilter Nachbarn bei Fenstern, die etwa frei geblieben waren, hervorgeholt worden.

Der Umfang der Zerstörung war Keinem klar geworden,

als sofort unter williger Mithilfe aller Mannschaft die ersten Rettungsarbeiten in Angriff genommen wurden.

In einer Breitenausdehnung von hundertzehn Metern war die Hauptstraße des Dorfes zerstört, sieben Häuser gänzlich und ebenso viel mehr oder minder beschädigt.

Zu gleicher Zeit spielte sich auf dem Brenner eine andere Scene des Schreckens ab. Wurde bei diesem Werke der Zerstörung auch nicht so viel Menschenglück vernichtet, als von den stürzenden Schneehügeln der Villacher Alpe, so fehlte es doch auch diesem nicht an düsterem Reize.

Der Brenner bildet die westliche Grenze der Ostalpen. Schaut man von einem der ihn umragenden Berggipfel auf ihn hinab, so erscheint er als das, was er ist — ein langgestrecktes Thal. So geht es Einem, der vom kristallreichen Thale Pfitsch über das Schüsseljoch herüber kommt — in grüner Tiefe liegen die winzigen Häuschen. Die Eisenbahn ist ein Kinderspielzeug, der berühmte Wasserfall hinter dem Posthause gehört in eine Weihnachtskrippe. Die ganze Brennerhöhe ist von dort überschaut eine tiefe Thalmulde.

Weil nun aber alle Dinge auf dieser unebenen Welt nur nach dem Standorte beurtheilt werden, so geschieht es auch, daß die nämliche Thalmulde einem Anderen, den der Dampfwagen über das herrliche Werk der Brennerbahn heraufschleppt, als ein leibhaftiger Alpenübergang, als ein, etwas verkleinerter, Simplom, Gotthard oder Splügen vorkommt. Er sieht, daß es neben den Abgründen immer noch höher hinaufgeht, er entdeckt unverkennbare Anzeichen ansteigenden Berges.

Im Winter geht da oben oft der laue Wind, wenn die tieferen Thäler vor Frost klirren. Die warmen Luftschichten, als die leichteren, schwimmen eben über die schwereren und kälteren hinweg, die sich nach unten gesenkt haben und die unbewegt über den Tiefen starren. Dann geht warmer Sturm

über den Brenner hin — seine Fichten ächzen und lassen den feuchtgewordenen Schnee fallen.

Tief unten aber in Tridentum, der neptunischen Stadt, sind die Brunnen vor Eis unnahbar und in der reifflitterigen Luft traut man den Ohren nicht, wenn ein dolce favella sie berührt.

Gegen das Frühjahr hin aber wird's anders. Schon wagt sich in der Tiefe eine Nieswurz, ein Veilchen hervor. Hier und dort ist schon ein Mandelbäumchen weiß geworden — an sonnigen Halden sieht man grüne Flecke, das Gras sproßt.

Jetzt nähert man sich dem Berge — alsbald entdeckt man, daß die Kälte „in die Höhe gezogen" ist und daß blendend der Winter dort waltet, als sollte er niemals vergehen.

Solche Beobachtungen konnten Reisende machen, welche an einem Tage der letzten Woche vom Gardasee oder von den Lagunen herauf gegen den Brenner fuhren.

Unterau gegenüber, vor der Franzensveste, dort, wo vor siebzig Jahren an einem Frühlingstage der Strom roth von Blut sich durch den Abgrund drängte, sahen sie zur Linken leichte Rinnen in den Schneehalden, von kleinen Ballen hervorgebracht, die von oben herabgekugelt waren. Solcher Rinnen wurden es allmählich immer mehr — bald bildeten sie eine unabsehbare Reihe von steil gelegten, in die Schneedächer eingekerbten, nebeneinander herlaufenden Striemen. Dieses sind sozusagen die Seitenspritzer der zu Thal gerollten Lawine und gleichen dem von der Hauptmasse losgeschleuderten Sprühregen eines Wasserfalles. — Jetzt ist der braune, starre Strom selbst zu sehen. Er reicht bis nahe zur Straße hinab. Braun ist er, weil er von dem hochstämmigen Wald, den er vernichtete, auch die Erde mitgenommen hat. Er hat überhaupt das Unterste zu oberst gekehrt — nicht die Wipfel der Fichten ragen mehr in die Luft, sondern ihr Wurzelwerk. Alles übrige

sind Schneebrocken und Schiefertrümmer. Das war das erste Anzeichen vom Brenner.

Unter den zuweilen prachtvollen Auftritten, mit denen die Natur ihre Verheerungen betreibt, giebt es nichts todteres, roheres und dümmeres, als eine Grundlawine. Sie fesselt den Blick nicht und nicht die Einbildungskraft. Es ist eine brutale Laune der zerstörenden Gewalt. Teleologisch kommt ihr auch wenig Sinn zu.

Unser Volk hat eine Menge von Bezeichnungen für Lawinen, wie Jach-Lahn, Grund-Lahn u. s. w., die aber alle mit dem Worte „Lahn" zusammengesetzt sind. Dieses Wort hängt mit dem schweizerischen Lawine oder Lauine in gar keiner Weise zusammen. Während der Schweizer Ausdruck noch immer nicht zufriedenstellend erklärt ist, erkennt man in unserem mundartlichen Wort Lahn alsbald die Lehne, Berglehne, den Abhang — „le penchant".

Die „Lahn kommt" heißt also, an der Berglehne geht irgend etwas, das wie Abrutschen ausschaut, vor, oder geradezu: der „Berg kommt". Bekanntlich geschieht es ja ebenso häufig, daß der Grund, die Stein- oder die Erdoberfläche eines Hanges sich zum Bache oder zur Thalsohle hinabsenken, als daß Schnee in großen Haufen zur Tiefe rollt. Die namhaftesten Ueberschwemmungs-Katastrophen treten in Verbindung mit solchen Abrutschungen auf. Der ins Thal hinabgesenkte staut den Bach auf. Das hält so lange an, bis das Wasser hinlängliche Kraft gewonnen hat, um den vorgelegten Wall zu durchbrechen und seine Bestandtheile mit sich fortzureißen. Dieselben werden alsdann weiter abwärts über Wiesen und Felder ausgebreitet oder auch in die Wohnstätten der Menschen hineingetragen. Es ist nichts Seltenes, daß ein großer Block zum Fenster herein kam.

In der Franzensveste bot eine prosaische Erfahrung ein

poetisches Bild von dem Zustande, in welchen das Alpenland durch den Schnee versetzt worden war.

Die Post, welche in sieben Stunden durch das Pusterthal Klagenfurt erreicht, wurde dorthin über München und Simbach verbracht. Ein Blick zeigt den weit ins Flachland hinaus gezogenen Bogen, in welchem auf diese Weise die ins Thal gewetterten Schneehügel umgangen werden mußten. Jetzt wurde das Reich hohen Winters betreten. In lang ausgezackten Spitzen klebten erstarrte Wasserfälle an den Granitwänden. Die Farbe der Gipfel und der Wolken verschwand in gleichtönigem Weiß. Die Zäune waren einzelne schwarze Punkte, erkenntlich an den Spitzen der Pfähle. Es war außer diesen Punkten schier Alles eine Blendung — die Schattenkegel ausgenommen, welche Lärchenbäume auf die Fläche warfen.

An den höheren Hängen von Plersch, dessen Hintergrund im Hochsommer mit seinem blau durchschrundeten Eis die Blicke so vieler Reisenden entzückt, standen Menschen und spähten nach der Höhe. Sie hatten „Lahnen" zu beobachten — ob solche nicht etwa losbrechen und das Geleise bedrohen wollten. Der Insasse des Zuges mag sich sicher fühlen: Fest steht die Wacht auf verschneiter Höhe.

Tief unten blinken im Mittagstrahl silberige Flächen — im Sommer wogt es auf ihnen von Getreide, und der rothe Mohn blüht, wo jetzt lange Meßstangen im Schnee noch keinen Grund finden.

Wie ein Spott nehmen sich die Balken aus, mit welchen an Stellen, wo das Schienengeleise die Straße überschreitet, von den Wächtern die letztere abgesperrt wird, bevor ein Zug vorübergeht. Diese Sperrbalken waren unter meterhohen Haufen ausgeschaufelt worden und hinter ihnen thürmten sich die von den Schaufeln geschaffenen Wände. Keine andere Spur deutete auf das Dasein einer Straße hin.

Wir sind nunmehr in dem stillen Hochthal angekommen, welches man den Brenner nennt. Alsbald bemerkt man in der Ferne an verschiedenen Stellen schwarze Punkte. Es sind das die Gruppen von Arbeitern, welche sich mit der Hinwegräumung von Lahnen abmühen.

Wenn man ihnen näher kommt und betrachtet die bronzefarbigen Gesichter der Männer, Frauen und Mädchen, welche hier mit der Schaufel hantiren, so entdeckt man, daß solches ein gesundes Handwerk sein muß.

Wunder ist's keines — das Athmen in dieser Höhe wird zum selbständigen Genuß und die Bronze wird von den Strahlen besorgt, welche der Schnee durch die dünne Luft zurückwirft. Auf ebenem Boden wird keine Hitze verspürt, sowie aber der Neigungszeiger neben den Schienen ein Gefälle von 1:44 aufweist, so macht sich alsbald die Rückstrahlung fühlbar, als ob man auf einem Felsen von Capri säße und der Fuß sinkt in die durchfeuchteten Haufen.

Und welche Haufen sind da angeweht und hinabgewettert! Selbst im Gärtchen zwischen Eisenbahn und der weltberühmten Brenner-Post, von deren Dachrinnen angeblich die Wasser zu zwei Meeren fließen, schaut die Spitze der Punzbrunnensäule nur mit dem obersten Knopfe heraus und auch auf dem noch hat sich ein Schneehaufe wie eine zurückgebogene Schlafmütze angesetzt. Geländer, Zäune sind verschwunden. Schrilles Geräusch — es sind die Werkzeuge, mit denen an den Drähten gefeilt wird, welche an neu aufgerichteten Telegraphenstangen befestigt werden. Die alten liegen unter den Lawinen.

Zwei Kilometer südlich vom Posthaus zieht sich gegen Osten ein Graben hoch in die Wände hinauf. Der war bei den Fuhrleuten und „Fürsetzern" der alten Straße schlimm angesehen. Von ihm „brachen" die weißen Lahnen und einmal geschah es, daß die Luft, welche von dem herabstürzenden

Schneeberg zusammengedrückt und fortgestoßen wurde, einen Mann mitsammt seinem Ochsenfuhrwerk auf den jenseitigen Thalhang bis unter die Felsen hinauf warf.

Nicht selten wurden hier Menschen von Lahnen überschüttet. Unter diesen befand sich ein Mann, der gerettet wurde und viele Jahre später zu seinem Sohne sagte: „Bub! du bist in dem Wächterhaus da an einem schlimmen Ort. Schau, daß sie dich wo anders hinthun!“

Es war der nämliche „Bub“, dem in der That sein Wächterhaus zum Grabe wurde.

Aus einem Berg, an dem viele Männer mit Spaten hantiren, schaut ein Theil davon heraus. Die Kittel der Arbeiter, die ob der Wärme hemdärmelig schaffen, liegen auf den weißen Hügeln herum. Man entdeckt den Holzboden der Stube unter dem Schnee, auf dem wir herumgehen. Der Schnee liegt in großen Schollen — eine solche hat den ganzen Ofen ausgefüllt. Der weiße Tod hat diesem Ofen sein Handwerk gelegt; unter den Scherben von Hausgeräth liegen porzellanene Isolatoren des Telegraphen und verwirrter Draht.

Es ist Nacht. Der Wind kommt von Norden und jagt weite Schneedecken in Pulverstaub, mit breitem Geflock vermengt, über den Brenner — gleich einem breiten Strom. Das rothe Auge des Zuges naht — überall pfeift, schwirrt, donnert und dröhnt es.

„Ach, Weib, um Gotteswillen — der Zug fährt uns mitten in die Lahn hinein!“ so jammert's draußen, wo kein Schreien sich vernehmbar macht.

Es gelingt aber doch. Laternen schwenken — erschöpfendes Rennen über Schneehaufen, die, das Auge in dichter Finsterniß und geblendet von flirrendem Trümmer, ihn erschlagen oder ersticken, erreicht er den Zug. Maschine und ein Wagen sind vor dem Entgleisen nicht mehr zu bewahren — aber die

Menschen, die drinnen sind, können geborgen werden — der Zug ist gerettet. Die entgleisten Räder stecken im Schnee. Die anderen stehen still. Jeder weiß jetzt, daß eine Lawine vor ihnen liegt.

Eine Stunde später — etwa um vier Uhr des Morgens — sagte der arme Mann wieder zu seinem Weibe, indem er sich den kalten Schweiß von der Stirn trocknete: „Frau, mir kommt vor, als ob die Lahn bei dem Zug dort nicht die letzte in dieser Nacht gewesen wäre. Ich fürchte, die unsere kommt auch noch. Es thut schrecklich und ich höre so ein sonderbares Brausen!"

Die Frau, welche die ganze Nacht in Aengsten gewacht hatte, murmelte schlaftrunken einige Worte.

Seltsam — auf einmal zittern die Wände, bebt der Boden. Ein schrecklicher Schrei des Mannes — und draußen johlt's und donnert's, als ob Kriegsheere mit zahllosen Feuerschlünden zusammengestoßen wären.

„Ums Himmelswillen, die Kinder!" ruft der entsetzte Mann.

In einem Sprung ist er in der Kammer, ergreift das jüngste und nimmt es unter den Arm. Aber noch rascher springt das Ungethüm — der weiße Lindwurm, das Verderben.

Mit Geheul, daß alle Felsen wanken und krachen, ist es schon in die Thür eingedrungen und hat die Mauern umgestürzt. Den Vater wirft es auf die Brust — über ihn Mauerwerk, Felsblöcke, Balken und Schnee.

Die Frau will das andere Kind im Bette neben sich ergreifen und bergen. Der Schnee wirft sie mit dem Kopfe unter die Bettstatt, das Kind deckt er zu.

Die Frau wird von einem über ihren Nacken stürzenden Balken vor Erstickung bewahrt. Sie hört den Mann röcheln, das Kindlein, das er unter dem Arme hält, weinen. Vom anderen Kinde vernimmt sie nichts. Das Röcheln wird schwerer —

bald hört sie nichts mehr. Sie vermag nicht beizuspringen — die Füße werden vom Schnee mit steinerner Gewalt eingezwängt.

Jetzt brennen auf den Hügeln Fackeln. Der Tapferste unter den Pflichtgetreuen, der Bahnaufseher von Schelleberg, der Alles in Bereitschaft gehalten hat, ist da. Jeden Augenblick können er und die Seinigen zu denjenigen eingebettet werden, welche sie suchen. Denn einer Lahn folgen gern im gleichen Graben andere — und es starrt noch die Nacht und wüthet noch das Geflock.

Sie arbeiten, daß ihnen die Kraft zu schwinden beginnt. Aber sie scheuen die Erschöpfung nicht. Hier hängt das Menschenleben an Augenblicken. Bleich, schweißtriefend und doch frierend schaufeln die Retter. Bald müssen sie die Schaufeln weglegen. Es wäre schier nothwendig, mit den Fingernägeln zu bohren — das Eisen kann einen lebendigen Körper verletzen.

„Ein Kind haben wir," hört die Mutter sagen. Es ist sein erstarrter Kopf von den Männern entdeckt worden. Sie fühlt alsbald, daß es todt ist. „Ach Gott, da ist seine Hand!" hört sie abermals. Es war die Hand des getödteten Mannes.

Nunmehr verspürt sie, daß Hände ihre Ferse berühren Jetzt wird sie aus den steindicken Klammern ausgeschält. Ihr Bewußtsein schwindet.

Sie vermag nur noch, sowie der eine Arm frei wird, nach dem Bett zu deuten. Dort liegt das Kind. Man holt es mit verzweifelter Anstrengung der vereinigten Hände heraus. Sein Gesichtchen ist in Schnee einmodellirt, wie eine Gipsmaske. Es lebt.

Der wackere Arzt ist zur Stelle. Er vermag den Vater und das jüngste Kind nicht mehr ins Leben zu bringen.

So ging der Bahnwärter Vötter auf dem Brenner mit seinem Kinde zu Grund.

Als das Wächterhaus gegenüber diesem Lahnen-Graben erbaut wurde, hatten sich alsbald warnende Stimmen erhoben.

Tiefblauer Himmel, von schweren Sommerwolken durchzogen, schaute zwei Tage später auf den Grund des zertrümmerten Mauerwerkes. Der Mann aber lag, mit einem weißen Tuche zugedeckt, in der „schönen Stube" beim Hiesel-Wirth, nicht eine Viertelstunde davon entfernt. Nebenan das Kindlein — um die von Glassplittern der Fensterscheiben verwundete Stirn ein grünes Kränzchen und in den zusammengefalteten Händen einen kleinen Strauß von künstlichen Blumen. Ein rother Vorhang dämpfte das Sonnenlicht zu mildrosigem Schein, der auf den gequetschten Wangen des Kindes auflag.

Zu Füßen stand ein Weihbrunnen-Kessel, die Andächtigen gingen ab und zu und beteten.

Die Frau mit dem geretteten Kind saß lautlos in der Küche und schaute in das Feuer. Sie beantwortete keine trostspendende Anrede. Ihre Augen beschäftigten sich mit den Flammen.

Vielleicht fragt Jemand nach den Ursachen dieses Unheils, sowie nach denen der viel grauenvolleren Zerstörung im kärntnerischen Bleiberg, wo am gleichen Tage so viel Menschenglück in eisigem Dunkel begraben wurde.

Die Antwort ist: Wie am Einzelkörper das sogenannte Kulturleben sich durch abscheuliche Zerstörung, durch faulende Lungen und entartete Nerven und anderes Siechthum rächt, so holt die geschändete Natur hier und dort zu furchtbaren Wuth- und Rachestreichen aus. Auf dem Brenner, wie auf dem Dobratsch, hat die Thorheit mit ihrer Axt gewaltet — die Menschen haben mit ihrer Gewinnsucht den Naturgewalten ihre Wege geebnet.

Ohne Waldverwüstung gab es hier wie dort keine „Lahnen". Man wird die Todten begraben und die Vernichtung der Baumstämme fortsetzen — nach wie vor.

Als der Erzähler dieser Geschichte im Waggon saß, fragten ihn einzelne Herren und Damen, während der Zug an den Trümmern vorbeibrauste, um die Bedeutung der aus dem Schnee aufragenden Balken. Er sagte, daß dort ein Mann getödtet worden sei, während er seine Pflicht erfüllte und das eigene Kind vom Verderben retten wollte.

„Ach, sieh mal, Tilde," hieß es, „ne, 's is doch nich die Möglichkeit! Da hat's richtig den ganzen Krempel eingetrieben."

Dann öffnete man das verdienstvolle Werk: „Italien in sechzig Tagen" und sprach von den Bequemlichkeiten wälscher Betten und vom zähen Rindfleisch bei Gilli im himmlischen Firenze.

Der Erzähler rächte sich, indem er bleiche Furcht verbreitete. „Wir sind selbst in größter Gefahr," bemerkte er. „Zwischen hier und dem Pflerscher Tunnel gehen den ganzen Nachmittag über Lawinen ab."

Da schmiegten sich die gefühlvollen Paare aneinander. Der Erzähler lachte in sich hinein — wußte er doch, daß seit dem Tage der Eröffnung dieses Schienenweges seit zwölf Jahren niemals Jemandem ein Haar gekrümmt worden war.

Zu Hause aber nahm er alsbald Tinte und Feder her und hofft, daß diese Zeilen in einer Zeit, wo so vieler kostspielige und nichtsnutzige Sport getrieben wird, gleichwohl ihren Weg zu gefühlvollen Herzen finden, die den Verlassenen, dem Weibe und dem Kinde, eine milde Spende nicht versagen werden.

Pasterze.

An einem heiteren Morgen des Juli-Monates schleppte der Dampfwagen unter anderen Vergnüglingen eine kleine, aber um so lustigere Schaar, welche sich von der Kärntner Hauptstadt und den Freuden des häuslichen Herdes auf einige Tage losgesagt hatte, um ins Hochgebirge zu steigen, die Drau aufwärts.

Daß einige der Wanderer ernstere oder trockenere Zwecke mit verfolgten, that dem Zuge der Munterkeit, der in Gebärden und Rede allenthalben zu verspüren war, gar keinen Abbruch. Schon der gebirglerische Zuschnitt der Gewandung that dar, daß man, wenn auch der treibende Zweck Anordnungen und Ueberschau im Glocknerhause waren, damit es im beginnenden Reisemonat seine Schuldigkeit thue, den sorgsamen Hausvater vorläufig hinter dem alpenfrohen Wanderer zu verbergen trachte.

In solcher Verfassung klomm man die heißen Abhänge des Iselsberges hinan. In den Nachmittagsstunden eines Julitages ist das ein wenig angenehmer Anfang einer Pasterzen-Reise und der Bequemste von all den Wallern erklärte diesen Anstieg für die ärgste Mühsal zwischen Klagenfurt und der Hofmannshütte. Ein hohler Fichtenstamm war von Regenwasser ausgefüllt und diente den Waldfeen als schwarzer Spiegel. Jener aber steckte seinen Kopf in das laue Wasser.

Das hochgelegene Wirthshaus „Auf der Wacht", das an den Grenzmarken des Tiroler und Kärntner Landes steht, erschien in der That, wie der scharfsinnige Staffler in seinem großen Werke über Tirol sagt, als „ein sehr willkommener Ruhepunkt für die Wanderer" und setzte ihren Nöthen vorläufig ein Ziel. Das munterste Mitglied, das wir mit einer

in Novellen beliebten Verkürzung des Nationales kurzweg Karl heißen, zu welcher Bezeichnung ganz Klagenfurt das beneidenswerthe Epithet des „Schönen" beifügt, hielt vor dem Hause eine Rede.

Dieselbe gedachte der vereinigten Herrlichkeiten der Bergländer, die sich hier einander berühren und an deren Grenzmark das graue Mauerwerk der ehemaligen Leute-Hudlungs-Anstalt, genannt Mauthhaus, am Lärchenbühel erinnert. Auch entnahmen wir mit Vergnügen der Rede, daß wir „bereits Speik-Luft athmeten".

Einige lauschten, weißen Tiroler schlürfend, den unerschrockenen Worten des Improvisators, Andere, indem sie unbeirrt dem Strom der Rede folgten, behielten noch einen Rest von Unbefangenheit, der es ihnen gestattete, mit dem einen Auge nach den zerrissenen Kalkbergen der Drau, mit dem anderen nach dem stillen Eisglanz im Norden zu schielen — eine Beschäftigung, die dem Zecher auf der „Wacht" besonders gut ansteht, weil die beiderseitigen Berg-Ungethüme ihm hier Tirol, dort Kärnten-Salzburg versinnbildlichen helfen können.

Die Rede nahm ein Ende, Spitz- und Rauchkofel umwölkten sich und es wurde geschieden vom schwarzbärtigen Wirth und seiner „Wacht am Iselsberg".

Im Sonnenbrande hauchte der magere Föhren- und Tannenwald so viel Lebensluft und Harzduft aus, als er mit seinen verstümmelten Aesten vermag.

Mit dem Abwärtssteigen hielten wir es anders, als Till Eulenspiegel, denn es sprach nun nicht mehr allein der schöne Karl, und die Redelust, die während des Emporklimmens allgemach entschwunden war, regte sich wieder.

Die gute Laune hielt an und als wir das gräßliche Pflaster von Winklern erreichten, kam man ihr abermals durch Trankopfer zu Hilfe, die, wie bei den Juden, sich in Wein- und

Wasser-Libationen abtheilten, mit dem Unterschiede, daß zu letzterem nicht der Quell, der in den steinernen Trog vor der Herberge rinnt, verwendet wurde, sondern der Preblauer Säuerling, der im kärntnerischen Winklern für diesen Zweck bereit gehalten wird, wie im tirolischen Dölsach der Born des entlegenen Rabbi.

Grenzen trennen selbst das Wasser, mit dem man sich den Wein verdünnt. So wurde es bei dieser Siesta gehalten.

Wenn ich das nächste Mal nach Winklern komme, gehe ich aber zum Wernisch, setze mich auf das hochragende Belvedere über dem Thurm und schaue zur tiefen Möll hinab, in ihre weithin verblauenden Windungen hinein, mit denen sie sich ihren Weg zur Drau, die doch ganz nahe vorüberrauscht, so unnöthig lang macht.

Rasch ging es auf kleinen Wagen ihrem Laufe entgegen. Dahin flogen sie, die braunen Holzhäuser, vor denen jetzt die vielfarbigen Mohnkelche mit ihrer bunten Pracht die schöne Zeit verherrlichen helfen, dahin die weißen Kirchlein auf grünen Hügeln oder am Rande der Auenwälder; dahin auch die grauen Wogen, die uns die Kälte der finsteren Gewölbe, ihrer Geburtsstätten, entgegen tragen.

Als wir an der weißen Säule auf dem kleinen Platze in Döllach vorüberrasselten, gedachte ich des guten Ortner, mit dem ich in seiner Stube an manchem Wintertage plauderte. Da war von seltsamen Dingen die Rede: Von den Gängen der Knappen zum hohen Goldberg hinüber, von den geheimnißvollen Seen in der Eiswelt, von verlassenen Stollen im unzugänglichen Geklüft, von dem alten Treiben der Gewerke in den burgähnlichen Häusern. Jetzt rauschen die Wasser an seinem Grab vorüber. Er ist verstummt, aber sie erzählen noch immerfort von den glänzenden Reichen, von denen sie einen Hauch und eine Ahnung mit ihren zerstäubenden Wogen herabbringen.

Ein anderer alter Bekannter aber lebt, schaltet und waltet noch: Es ist der eisige Zirknitzbach, welcher dort aus seinem Felsenthor hervorbricht. Ich ging in die finstere Ausfallspforte und stellte ihn meinem Freund, dem Maler, vor.

Ich kann nicht sagen, daß uns der wilde Alte gnädig empfing. Er überschüttete uns mit seinem kalten Sprühregen. Der Maler aber ließ sich durch die Laune des Hochgeborenen nicht irre machen. Er hinterließ ihm den Ausdruck seiner Achtung und Bewunderung und versprach zuversichtlichst, bald wieder zu ihm zu kommen.

Wenn man sich dem Jungfernsprung, dem Judenpalfen und dem reizvollen Pockhorn nähert, ist es schon ganz „tauernhaft" geworden. Hoch fliegen die Sprühregen der Achen durch die Erlen-Auen, auf deren Boden Sonnenlichter und Schatteninseln hin und her schwanken. Fand der philosophische Freund, der meist schweigsam in die Berge und ihre Ströme schaute, beim Knarren der Bremse am Rade des Wagens, wenn er einen Abhang hinabfährt, Anklänge an Wagnerische Melodie, so vernahm ich sie im Plappern und Klappern der winzigen hölzernen Mühlen, die von den jähen Wassern bewegt, neben dem Wege ihr Wesen treiben. Mitunter sprang man, den Rossen die Arbeit zu erleichtern, hinaus auf den feinen Sand, den die letzte Fluth in der Zaungasse zurückgelassen, und die Füße knirschten auf dem zerriebenen Glimmer.

Bald wurde es dunkel, man hörte nur mehr das Rauschen des Zlap, der uns von alten Ansiedlern erzählte, denn sein Name bedeutet ja auf windisch Wasserfall. Wir stiegen die steile Straße hinan, ermuntert von der fern verhallenden Stimme des schönen Karl, dessen mittheilsames Gemüth es ihm nicht gestattet, die gewonnenen Eindrücke selbstsüchtig für sich allein zu verarbeiten. Die Nacht verwischte das Bild von Heiligen-Blut, welch letzteres Jeder kennt, auch wenn er es

niemals gesehen. Denn in diesem Fall hat die Gewerbthätigkeit künstlerischer Vervielfältigung sich in Einklang mit wählerischem Geschmack gesetzt und ihre Betriebsamkeit an einen Erdwinkel gesetzt, der einzig ist. Jedermann hat sie gesehen, die grüne Flur, den weißen Kirchthurm, die zierliche weiße Pyramide des Glockner.

Im Wirthshaus die herkömmlichen Gestalten: Ein paar englische Malerinnen, zwei, drei menschenscheue Zeitungsleser, einige Baiern mit Bierkellerköpfen — halb maßkrug-, halb rettigförmig — nach der Bezeichnung unseres Künstlerfreundes. In sinniger Weise bereiten verschiedenartige Anstalten des Schober'schen Hotels auf die Mühseligkeiten des Hochgebirgs-Daseins vor, so daß der Uebergang von üppiger Pflege des tiefen Thales zum rauhen Ernst der Klubhütten weniger peinlich empfunden wird. Um uns jedoch noch das Hochgefühl der uns umgebenden Civilisation zu gönnen, hat man auf der anderen Seite das Entgelt für die angethane Bewirthung im Einklang mit den Anforderungen der Jetztzeit zu halten gewußt.

Nachdem wir demnach in einem Tage von der Landeshauptstadt bis zum Schober'schen Gasthof neben der Kirche zu Heiligen-Blut vorgedrungen waren, hielten wir es für unser Recht, uns durch baldiges Aufsuchen der angewiesenen Lagerstätten zu belohnen.

Am nächsten Morgen pilgerten wir zum Glocknerhause, mit dem der Alpenverein von Klagenfurt den Fremdlingen ein angenehmes Obdach, sich aber ein schönes Denkmal gesetzt hat.

Zur Schilderung einer solchen Wanderung mußte man sich den Griffel zuspitzen. Ich habe es gethan und theile, fast so freigebig wie der schöne Karl seine Sprüche und Lieder, seine schönen Geschichten, seine Raketen und seinen Witz, der noch zündender als die Raketen, ohne Weiteres verschiedene Angaben mit.

Wären dieselben in Zeichnungen oder Farbenskizzen verwandelt, so sähe man zunächst die hohen Heuhaufen auf den steilen Geländen von Heiligen-Blut, die Eschen und die rothen Mohnblüthen um seine aus braunen Balken gezimmerten Blockhäuser, die weißen und rothen Heckenrosen im Lärchwald und die Mäher unter den langästigen Ahornen, in der Tiefe aber die graue Möll.

Den Glockner würde man nicht erblicken, weil brodelndes Sommergewölk des dumpfig heißen Tages seinen Gipfel nicht verläßt.

Weiter hinauf entdeckt man den gewundenen Weg zur ersten Hochfläche — einen jener Ansätze zur Steigung, die man im Zillerthal „Schinder" nennt. Dann kommt eine kühle wellige Fläche, von einsamen Schweinen und Kühen durchstreift, über die der kalte Wind des gleichwohl hier noch unsichtbaren Gletschers dahinschwirrt. Nunmehr aber müßte ich mich wieder theilweise an den Sinn des Gehöres wenden, denn obgleich es möglich ist, den aufsteigenden Staub des Leiterbaches zu malen, so scheint mir, als ob sein Tosen mehr Eindruck machen würde. Auch müßte man die Rede hören, die soeben der schöne Karl von der Terrasse der gegenüberliegenden Briccius-Kapelle hält. Dieselbe bleibt indessen aus einem Grunde, der weiter unten mitgetheilt wird, der Nachwelt nicht vorenthalten.

Doch wird sich der Eindruck bei den Lesern anders gestalten, als bei den Hörern. Denn diese befanden sich unter dem störenden Einflusse der Verwunderung, daß es nicht der heilige Briccius, sondern der heilige Celsius war, dem das kleine Kirchlein zugesprochen, und also der alte Professor von Upsala, obwohl Protestant, gegenüber dem Leiterfalle von kärntnerischer Beredsamkeit 133 Jahre nach seinem Tode kanonisirt wurde.

Die folgenden Skizzen zeigen eine Natur, welche ärmer und ärmer an Waldbäumen, rauher und feindlicher wird, aber an Größe gewinnt, was ihr an Nutzbarkeit abgeht. Wir sind in das Reich der Alpenrosen und des Edelweiß, der mancherlei Nelken und Silenen eingetreten, welche nur auf unwirthlichen Höhen wachsen.

Dazu fehlen die wallenden Schleier neugeborener Bäche, die schmutzigen Reste der Lawinen, die steiler werdenden Pfade nicht. Wir gehen über überrieselte Felsen und hören im Abgrund wieder gröhlend die Möll — denn sehen können wir sie nicht, weil sie von Lawinentrümmern zugewölbt fließt. Grelle Gegensätze der Farben im Wasser, Gestein, Schnee und Blumenkelchen bereiten uns auf das Gletscher-Ungethüm vor, das uns endlich, grün und weiß, blau und bleiern, atlasschillerig und grau, schwarzschieferig und perlfarbig seine Zunge entgegenstreckt. Hier tritt abermals der Maler zurück, aber er überläßt sein Geschäft nicht dem Wortbildner oder Dichter, sondern der Einbildungskraft derjenigen, für welche er bis jetzt geschaffen hat.

Jetzt sind wir im wohleingerichteten Hause. Die Männer des Alpenvereins ordnen an und arbeiten, sinnen und rechnen, belehren und kämpfen. Das Alles geschieht mit den Leuten, denen sie das Asyl anvertraut haben. Es ist ein harter Tag für sie, denn verschiedene von denjenigen, welche von ihnen bearbeitet werden, kommt die Eigenschaft zu, für welche wir nur in unseren Mundarten Bezeichnungen haben und welche die Schriftsprache der Engländer, unter denen sie am meisten angetroffen wird, stubborn nennt.

Ich aber thue gar nichts. Mein Geschäft ist, die Eisschlüfte zu betrachten, ihre Tiefen und ihre Lichter, ihre Höhlen und Thore. Strahlende Felder erscheinen in den Wolken. Groß ist der farbige Saal, der uns umrundet und überragt.

Ich gehe auf und ab, von der breiten, liniendünnen Schaumfluth, die sanft und hell über glatten Schiefer gleitet, bis zu den Grasböden über dem Eis, auf dem mir Ziegenböcklein einschmeichelnd entgegen kommen.

Dann trinke ich auf die preiswürdigen Urheber dieses Obdaches und pflege meinen Ehrgeiz, von allen Genossen, wenn auch der beschaulichste, der faulste zu sein. Nur den philosophischen Freund beseelt gleiches Streben — die Uebrigen arbeiten und wandern weiter in die hellen Eisböden hinauf.

Dann kommt der Abend, zuerst von der Röthe an hohen Graten, dann von den Lampen des Hauses erhellt. Er bringt wälsche Gäste, Grafen aus Udine, deren Einen der Drang antreibt, von allen Männern seines Volkes als der erste auf dem „neuen Wege" zum König unserer Berge emporzudringen. Wir sahen ihn am nächsten Morgen auf dem Gipfel des Kleinen Glockner im Nebel verschwinden.

Weit in die Nacht hinein wird von Einigen das kleine Gelage verlängert, zu welchem die Ankunft der fremden Alpenbrüder einen sonst schmerzlich zu vermissenden Vorwand bietet — verwünscht von den klugen Hausvätern.

Es geschieht ihnen recht — Baumeister müssen wissen, daß durch Holz hindurch sich die Schallwelle fünfzehn Mal rascher fortpflanzt, als durch atmosphärische Luft.

Der schöne Karl beleuchtet unsere Einöde mit buntem Feuer und schickt seine Raketen in die Luft. Indem sie zerplatzen, wecken sie den Wiederhall in den Eisklüften.

Dann kommt er in unsere heitere Halle und abermals weckt er Wiederhall, den seines frohen Sinnes in unseren jetzt ausgeruhten Gemüthern. Mitternacht ist nah. Da erschallt gute Kunde.

Was unseren trägen Federn nicht gelingen kann, wird Karl vollenden. Schon liegt der Plan in ihm fertig. In Klagen-

furt wird er einem Büchlein zu Gevatter stehen, dem wenigstens bereits ein Titel gegeben ist. Es heißt: „Heute und morgen.“ Heute, das ist er — dem zu seinen übrigen Zierden jetzt auch noch ein bunter Kranz von Alpenblumen das dunkle Haupt schmückt — morgen, das ist er, wie er, wieder in der engen Gasse der Stadt seines Geschäftes waltend, von des Hauses weitschauendem Giebel sein blühend Glück zu mehren strebt. Morgen und heute — o Karl, auch für uns gilt die harte Devise deines Werkes, zu dem dir der Gott der Reben hoch über der Eiszunge, die vom Glockner herabstarrt, den Titel eingegeben.

In Zirknitz und Fleiß.

„Wunderbar ist die Dauer dieses Hauses! Nahezu dreihundert Jahre besteht es, den gräßlichsten Unbilden der Witterung ausgesetzt, ohne zu wanken. — Tausende von Lawinen sind seither über das Dach hinweg in die Tiefe gesaust; Jahrzehnte lang stand das Haus verlassen; bis an die Decke der Wohnstube drang das Eis vor; Jahr für Jahr hat es die schwere Last einer oft bis zu fünf Meter dicken Schneelage zu tragen, aber dennoch blieb es bis heute erhalten und ist das Holz desselben noch so frisch, als wenn es eben gefällt worden wäre, ja fast nur noch fester.“

So spricht Karl Rochata, der kundige Bergmann. Das wundersame Haus aber steht mitten in einem großen Eisfeld, in die Höhlung eines Gneisfelsens eingelehnt. Sein Dach erhebt sich höher über das Meer als der Gipfel des Watzmann und nur um ein Weniges niedriger als die länderbeherrschende Kuppe des Triglav.

Bis vor zwei Jahren haben dort oben Menschen jahraus jahrein gearbeitet, geschachtet, geforscht.

Wie es ihnen mitten unter den Schrecken der Wildniß erging, erzählen uns im gleichen Jahrgange (1876) der „Carinthia" Kamptner und Stöckl — Letzterer ein altes Bergmannsblut, mit einem Namen ausgezeichnet, den die Knappen und Erzsucher, die zahmen und die wilden Bergleute weithin kennen — in allen Wüsten der Hohen Tauern.

Zu jenem Hause gelangt man, wenn man von Pockhorn unter Heiligen-Blut, wo die grauen Eiswellen des Fleißbaches in dichtem Erlgestrüpp sich in die eben über Felsen hinabgeschmetterte Möll eindrängen und dem Wanderer durch den kalten Hauch, der von ihnen ausgeht, eine Ahnung ihrer Heimath mitbringen — vom Strand weg, wo der Fuß knirschend über zermalmten Glimmer geht, hinaufschreitet in die kleine Fleiß und seinen Weg in der Richtung gegen den weißen Hohenaar fortsetzt.

Wenn die Leute auf der Welt einen Begriff hätten von der Schönheit und den seltsamen Dingen dieser abgeschiedenen Welt — vom Blendwerk des armen, freibeutenden Erzsuchers an bis zu den Spiegelbildern der Eiswälle im See — von den Flammen und Geistern in starren Mauern bis zum blendenden Fest der Blumen im Julimonat, dann würden Viele die Eisenbahn verlassen und derlei mit aller Gewalt anschauen wollen. Aber sie wissen es nicht und darum haben unter Tausenden, die draußen auf den Schienenwegen vorübergefahren sind, nur ganz Wenige einen Fuß dorthin gesetzt. Schade ist's — denn wie es überhaupt kein schöneres Gebirge giebt, als die Hohen Tauern, so sind wiederum jene an Gold und Märchen reichen Hochkare die schönsten Dinge in den Tauern — und, wie ich zuversichtlich glaube, in der ganzen Welt.

Schlagen wir einmal das eigene Skizzenbuch auf.

Vielleicht bieten seine kurzen Bleistift-Andeutungen an und für sich schon so viel, daß Gesagtes dadurch bekräftigt wird.

Da heißt es: 27. August. Heute nicht in die Fleiß, wie gestern besprochen, sondern zum Zirknitz-Gletscher. Das Wassergebrüll in der Zirknitz-Grotte bei Döllach war heute um ein Uhr Morgens unbändig. Wir wurden ganz und gar überstäubt. Zu bewundern ist die Faulheit der Menschen, von denen viele die Viertelstunde Weg scheuen, welche sie, wenn sie im Wirthshaus sitzen, von diesem Orkus trennt. Vielleicht ist's auch bewundernswürdig, daß diejenigen, welche hineinkommen, sich gleichwohl selten entschließen, weiter zu gehen und nachzuschauen, wie es um die Hochseen und die Eisfelder ausschaut, von denen diese Wasser abstürzen. Das spannende erste Kapitel ist gelesen, jetzt wird das Märchenbuch weggeworfen. Und doch muß diese Sprache der Elementargeister überzeugen — so furchtbarer Hall deutet auf Erhabenheit, welche ihm die Rede gegeben.

Seltsame Frühlichter spielten auf den vom Wasserstaub feucht und glatt gewordenen Scheiterflächen unter den Lärchen. Wieder hoch aufsteigender Wasserrauch: Wir sind auf der „Hohen Brücke".

Wie für dürftige Schlauköpfe niedriger Erhebungen draußen im flacheren Land — in den Bergen Sachsens und Thüringens — jedes abfallende Brunnen-Rinnsal zum „Wasserfall" gemacht wird, so wird umgekehrt der von Wundern bewegten Einbildungskraft dieses Volkes das Große zum Kleinen: hier heißen gewaltige Wasserstürze, die nebeneinander herabdonnern, die „neun Brunnen", und die in Schleiern und Rauch aufgelösten Bäche, es ist kaum die Rede von ihnen. Ich schaue ihren Wallungen in den Lüften zu, während ich auf der röthlichen Fläche eines Lärchenstumpfes sitze. Ein andächtiger Hirt hat nebenan zwei brennende Herzen an ein morsches Kreuz genagelt.

Weiter hinauf zu kam ich zu Feuerstellen, wo noch halb verzehrte Stämme lagen, rußig verkohlt, die einst grünen Nadeln rostig abgedorrt. Wo's zur „Großen Zirknitz" geht, dort wäre ein schöner Boden für sommerfrischelnde Einsiedler. Viele Gneisblöcke liegen im ebenen Lärchenwald, mitten durch tost das Wasser und gerade vor uns ist Alles weiß von Eis. Jetzt kam die Zirben-Region. Schwarze Zirben-Krähen flogen herum, manchmal hoch über ihnen ein Falke oder Geier. Sämmtliche Blöcke schienen auf ihrer Oberfläche zu brennen — so blendeten im Morgenschein die Alpenrosen — die „Donarstauden", wie das Volk sie nennt, einst wegen ihrer Farbe dem Gott der Blitze heilig. Jetzt erscheint der untere See, der schon höher in der Einöde droben liegt, als die Gipfel des Schafberges. In sein Wasser züngeln weiße Schotterhaufen und noch weißere Schneehänge hinein. Weiter, noch viel höher droben, ist zwischen Moränenhaufen ein anderer See eingebettet. Der hat jegliches Grün, was es auf der Welt giebt: olivenapfel-, papageigrün und viele andere. In der Mitte ist er schwarz, am Rande weiß von Schnee und Gneistrümmern.

Wer lesen kann, der findet hier ein Stück Geschichte der Erdrinde, wenn er diese seltsame Offenbarung des Wesens der Dinge anschaut, durch welche jetzt die Mittagslichter in kleinen, zitternden Flämmchen blitzen, und sie mit den Wasserspiegeln der Fleiß vergleicht. Auch dort lag einst hoch über dem Zirmsee, der doch auch schon mit vierhundert Metern den Gipfel manches berühmten Berges, beispielsweise den des Dobratsch überragt, ein zweites, noch wilderes Wasserbecken.

Von diesem ist jetzt nichts mehr zu finden und so wird es auch in einigen Jahrtausenden mit dem obersten See in der Zirknitz sein.

So ergeht es allen Wasserbecken der Hochalpen: zuerst

waren sie Eis, Bestandtheile eines Gletschers, der ober und unter ihnen starrte. Alsdann sind sie einige Dutzende von Jahrtausenden hindurch Seen — zuletzt werden sie von den jähen Bächen mit Moränenschutt ausgefüllt.

Mitunter gehen solche Wandlungen schnell. Das beweist die fleißige Katastervermessung, die vor dreiundfünfzig Jahren auch die unzugänglichen Einöden dieser Eiswelt in Karten beschrieb. Auf diesen Karten ist von dem jetzigen Zirmsee in der Fleiß noch nichts zu entdecken. Damals reichte der Goldzech-Gletscher noch viel weiter und die durchsichtige Fläche, auf der heute das „Erzschiff" gerudert wird, war damals weißes Feld, durchklafft von blaugrünen Schründen. So beherrscht der Wechsel auch jenes starre Reich.

Ueberall hoch oben münden die Stollen verlassener Bergbaue. Von Tauriskern und Ambisonten* bis zu uns späten Nachkömmlingen wurde Gold aufgesucht. Am meisten gehämmert und gepocht wurde vor drei- und vierhundert Jahren. Dann kam die Verfolgung der Irrgläubigen.

Wo das Murmelthier pfeift und der Adler kein Nest mehr anlegen will in der kalten Höhe, dort durfte immer anders gebetet werden, als es der römische Priester zuließ.

Die der neuen Lehre anhängenden Knappen mußten die vereisten Berge und das Land verlassen. Noch heute hört man sie, wie der Volksmund erzählt, im Stollen unter dem Gletscher-Eis, deren Eingang Niemand sieht, ihre lutherischen Psalmen singen. Sie haben die Mündungen der Stollen durch ihre Verwünschungen „verblendet", das heißt, durch Zaubersprüche so vernebelt, daß kein Vorübergehender die Oeffnung bemerkt.

---

* Von keltisch ambi, um, und Isonta, Salzach, die Anwohner der Salzach wie Ambidravi, die Anwohner der Drau. Später Bisonzave, jetzt Pinzgau.

Das Gold, welches die Herzen und den Sinn aller Menschen sich botmäßig macht, wurde in den Gegenden der Freiheit aufgesucht, in denen seit Jahrtausenden, unbekümmert um die Wesen der Tiefe, das Wasser frei im Sturze oder träg als Gletscher den Abgründen entgegenwallt und wo die Thiere vom Jäger nicht erreicht werden. Tief unten liegt das Gold, über ihm Fels und Eis, darüber gehen die Wolken und Alles zusammen wird von den Sagen der Menschen eingefaßt. Wie verirrte Sonnenstrahlen auf den Hochseen, so gleiten die Geister volksthümlicher Dichtung durch das Grauen der Einöde.

Auf Gneisblöcken wachsen blaue Gentianen — manchmal hört man in der unendlichen Stille einen Stein, vom Huf der Gemse abgestoßen, aus der Ferne irgend wohin in die Tiefe klirren — auf dem Gletscher wird der Fuß durch sulzigen Neuschnee über dem Eis aufgehalten — Graupelsturm, von unten als Wölkchen sichtbar, überschüttet die Wanderer.

Filigrangestaltete, spitzenweiße Eisgewebe überbrücken die Schlünde — hie und da eine bräunliche Schiefer-Insel, um welche im kranken blasigen Eis unter der Mittagssonne die Bäche rieseln — —

So weit das Tagebuch.

Plojer aber, ein Mann, der all das untersucht hat, schreibt: „Da der kärntnerische Bergbau unwiderleglich, wie aus der Geschichte erhellt, durch Auswanderung der Bergleute und nicht durch „Verhauung" der Gänge ein Ende genommen, so müssen die Gänge noch edel und in manchen Gruben noch Erze am Ort anzutreffen sein, welches um so wahrscheinlicher ist, weil die Gewerke durch den Auswanderungsbefehl übereilt worden und folglich die Erze nicht ganz verhauen konnten, sondern vielmehr die Gruben bei den besten Anbrüchen verlassen mußten, nachderhand aber die Gruben Niemand mehr bearbeiten konnte."

Ein überaus merkwürdiger und verdienstvoller Mann ist

May de Madis, der jetzt aller Ehren voll auf dem Schlosse Neuhaus bei Lavamünd seine Tage verlebt.

Hätte das Vaterland viele solche Strebende, die in verödete Gegenden alten Wohlstand zurückzuführen trachten und ihre Habe zum Opfer bringen — so möchten bald die Hochkare der Tauern widerhallen von metallischem Lärm, nicht mehr von gespenstischem Sang aus „verblendeten" Stollen.

Alle die Berghäuser und Pochwerke am Zirmsee und über ihm hat May de Madis zum Theil neu gebaut, zum Theil wieder belebt — bis ihm die Ungunst der Zeiten die wohlthätige Hand lähmte. Was überhaupt aus jenen Stätten der Gnomen erwartet werden kann, erzählten uns aber andere Männer, Riedl, der diese Dinge mehr als achtzehn Jahre hindurch beobachtet hat, und Rochata, der Schutzgeist der Fleiß:

„Durch die Untersuchungen, die in der letzten Zeit an der Goldzeche, Zirknitz, Fragant gemacht wurden, hat man nicht allein das Vorhandensein von bedeutenden Erzmitteln festgestellt, sondern auch den Bestand einer ansehnlichen Menge von nur wenig oder ganz »unverritzten« Erzlagern auf Gängen, welche bei sachgemäßer Inangriffnahme große und gewinnbringende Ausbeute geben müßten."

Hier ist ein Becken, über dessen Hängen alte Stollen — die Heidenschaft (weil uralte Spuren verschollener Völker und ihres Bergbaues) in der Kleinen Zirknitz — hier und dort in heißen Sommern ein aus dem Eise herausthauendes uraltes, braunes Gebälk von Knappenstuben, die seit Jahrhunderten der Gletscher verschlungen, und darunter Fetzen halb vermoderten Bodenzeuges und verrostete Werkzeuge — räthselhafte Trittspuren von Gespenstern im Firnschnee — in den Tiefen seltsame nächtliche Flammen, jäh auftauchende Goldmänner, Venediger — die im gleißenden Nebel verschwinden: der wirkliche Reichthum, ein

österreichischer Ural im Berges-Innern, verdeckt von Trümmerhalden, Schneefeldern, Eis und Wolken — vergeblich, weil die Mittel nicht hinreichen, sich abmühende Männer: das ist das Gebiet, in welchem es Gold giebt und Märchen.

Raibl, die Trias und der Mond.

Das kleine Dorf Raibl liegt im südlichsten Winkel des Landes Kärnten, am Fuße des niedrigen Bergrückens Predil, über welchen man mit der Straße ins Thal des Isonzo und ins Küstenland hinübersteigt.

Die Höhen, welche Raibl umgeben, bestehen aus Kalkgestein und anderen Schichtungen aus jener Zeit, welche man die Trias nennt. Sie zeigen alle die Eigenschaften, welche man an den Kalk- oder Dolomitgebirgen des Nordens und Südens wahrnimmt. Diese Gipfel und Hänge sind leicht verwitterbar und dem Pflanzenwuchse günstig. Darum bilden sie oben Zacken und Hörner, den Pflanzenwuchs aber vernichtet der Mensch. Unheimliche Geröllzungen blicken in die Tiefe. Im Sommer wird die Thalsohle von Stein-Muhren, im Winter von Lawinen bedroht. Um zu zeigen, wie es in diesen Thälern ausschauen könnte, hat die äußerste Noth, gerade an den östlichen Hängen von Raibl, die Menschen gezwungen, ihren Verwüstungsgelüsten Zwang anzuthun. Dort grünt hochstämmiger Buchenwald hinauf und hinauf bis zum Predil, auf dessen jenseitigem Abhang alsbald wieder die von der Axt vorbereiteten Bette beginnen, denen der eingedrungene Steinstrom niemals fehlt. Die Karawanken-Thäler sind Schottergruben, und auch das Thal von Raibl wäre eine solche, wenn nicht

der Schutz der Häuser von den Bäumen des Waldes erhofft und gewährleistet würde.

Raibl sollte in Baiern oder im Salzkammergut liegen, mit seiner ganzen Landschaft und all ihrer Herrlichkeit, dann wären seine Wälder noch schöner und seine Luft noch würziger.

Aber es gehört zum Lande Kärnten, in welchem diejenigen, die zu regieren und zu verwalten haben, sich um die Bäume, die Grundbesitzern gehören, nicht kümmern. Die Kärntner haben es noch nicht, wie die Tiroler, zu Bezirksförstern gebracht, welche doch wenigstens mit einem Auge nach dem Unheil blinzeln müssen, das der Mensch in seinem Unverstand über sich und die Nachkommen heraufbeschwört.

Die Thalsohle von Raibl liegt höher über dem Meer, als der Semmering. Darum fehlen ihr kühle Lüfte nicht, die darum nicht linder werden, daß ganz genau unter derselben Breite-Minute, südwärts von Bozen, aus den Abhängen des Monte Roën die dunkeln Weine fließen.

Jeder weiß, was zu einer Kalk-Alpen-Landschaft gehört. Als die vollendetsten Vorbilder einer solchen würde ich die Gegend von Ramsau unter dem Watzmann oder die „Eng" unter dem Lamsen-Joche im Nordwesten des Achensees gelten lassen, wenn dort ein spiegelndes Gewässer wäre. Im Raiblerthal giebt es einen See, der so grün erscheint, wie es die durch den Anblick so vieler Landschaftsgemälde belehrte Einbildungskraft im Vornehinein von den stehenden Wassern der Kalk-Alpen verlangt. Der Bach, der von Südwesten her ihm zufließt, hat Schotterfelder in ihn vorgeschoben, die so blühweiß sind, daß sie dem getäuschten Auge wie Spiegelbilder der Schneeflächen des Monte Canin vorkommen. Die Hänge ringsherum sind nicht nur mit Rhododendren, Cyclamen und Gentianen, sondern noch mit anderen, viel selteneren Blumen des Hochgebirges bedeckt, deren lateinische Namen uns in

Büchern vorgetragen werden. Ueber den Waldhängen, denen es, wie die Jägerhäuser der Umgebung beweisen, nicht an Wild fehlt, steigen die Schrofen an und um die Schrofen ziehen die Wolken. Da ist das Bild der Kalk-Alpen-Landschaft fertig. Als besondere Zuthat kommen noch dazu einige Wasserfälle, die aus Schluchten dem See zustürzen. Der höchste von diesen stäubt am Ende des Dorfes Raibl selbst herab, der wasserreichste aber hat sich seine Rinnenhöhlung in geringer Entfernung von der kleinen Veste Predil ausgewaschen. Sie stürzen von ansehnlichen Höhen, aber sie sind dürftig und steinreich, wie all ihre Genossen im Kalk.

Frische Bergluft wird in Kärnten nirgends, wo noch eine behagliche Herberge steht, in gleicher Fülle genossen.

Der Direktor der Gewerkschaft, einer der nicht besonders zahlreichen Kärntner, die ihrer Heimath in Ansehung der Wirthlichkeit aufhelfen wollen, hat ein stattliches Gebäude errichtet — das Raibler „Touristenhaus". Dort geht es den Fremden besser, als in den meisten Gaststätten dieses Landes.

Zu allernächst wird derjenige, dem der gute Gedanke kommt, hier einen Sommer oder Herbst zu verträumen, zur Höhe des Predil lustwandeln, welche drei Kilometer von den Häusern des Dorfes entfernt ist. Die Straße steigt gar sanft an, so daß ein Spaziergänger kaum seinen gewöhnlichen Schritt zu verlangsamen nöthig hat. Morgens wird sie vom Schatten und Thau erfrischt. Große Buchen stehen dort am Berghang über einer Menge von Alpenblumen. Rechts in der Tiefe breitet sich der See aus, über ihm Seekofel und Monte Canin. Im Rücken steht der Königsberg, den lebendige Ueberlieferung umgiebt, weil dort hinauf Alboin geklettert sein soll, um den Barbaren Italien zu zeigen. Auch steinerne Ueberlieferung birgt er aus lauen, trüben Wellen, die einst an Kratern von Porphyr brandeten: Krebse und Fische, Käfer und lange Schachtelhalme.

Wieder ein Schotterhaufe, der durch verkümmerten Wald zur Straße herablangt. Hier ist rothe Pracht der Alpenrosen und ein Stumpf ladet zum Sitzen ein. Still ist's auf der weißen, ebenen Straße — kein Kahn schwebt im See, dem durchsichtigen. Drüben steht der Wischberg, ein wolkenumglänzter Steinunhold. Aus den Ritzen bethauter, marmorweißer Blöcke kommt Cyclamenduft. Das sind Elemente zur Vision. Es kommt aber durch den Sonnenschein im Geklippe nicht ein Gnome geschritten, sondern ein Minister in Uniform. Er ist es, dem die Fürsorge für den Wald obliegt, und daher in die karnischen Berge verwünscht. Der Arme muß auf seiner goldgestickten Uniform eine Krare schleppen, die bis an den Rand hinauf mit Blöcken und Geröll angefüllt ist.

Jenseits des Sees whitens der Monte Canin — er „thut weiß sein", die Erscheinung der Farbe in solcher Kraft erweist sich als eine Thätigkeit. Unter ihm stehen die hohen Fichten der Nebea-Alpe und rinnen die Wasser zusammen, die aber den See nicht offen unter dem Himmel erreichen, sondern zumeist stumm unter der Gerölldecke hindurchziehen, die sie sich selbst geschaffen haben, wie Schalenthiere ihren Kalkpanzer.

Dort oben, auf breitem Joche von Nebea, scheiden sich nicht nur die Wasser, die gegen uns zur Donau, drüben zum Tagliamento und zu den Lagunen von Latisana fließen.

Auch die Menschen werden von jenen Wiesen und Felsen getrennt. Hier haust der Bajuware und Slowene, drüben ein Volk, dessen Sprache kein Professor in ganz Europa versteht — vielleicht Herrn von Czörnig in Görz, der aber kein Furlaner ist, ausgenommen. Dort sind die Furlani, karantanische Kelten, vielleicht mit Slawen untermengt. Sie reden etwas, was wie rhäto-romanisch klingt, aber doch etwas ganz Anderes ist. Sowie die Avaren, indem sie slawisch lernten, zu Bulgaren, die Sardinier durch wälsche Herrschaft zu Italienern,

so sind auch diese räthselhaften Bergbewohner zu Bürgern der Provinz Udine im regno d'Italia geworden. Sie gehorchen dem König Umberto, ihre Plurale aber bilden sie auf s. Sie sind arm wie wälsche montagnuoli, schmutzig wie Slawen, grob wie Deutsche. Hier heißt's Seethal, drüben valle di Raccolana.

Neben der Straße auf dem Brenner sieht man keinen Baum, am allerwenigsten aber Laubgehölz. Hier dagegen überwölben vielfach mächtige Buchen die Straße, die so rein daliegt, wie ein blühweißes Ahornbrett oder der Boden einer marmornen Badewanne. Bis auf den Predil hinauf stehen die großen Bäume und unter ihnen blüht Waldmeister.

Die Meisten werden sehr erstaunt sein, wenn sich ungefähr dort, wo beim dritten Kilometerstein (12) die durch Gallerien geschützte „Winterstraße" heraufkommt, die ersten Berge des Küstenlandes aufthun. Hier erheben sich mit einem Mal Mangart und Jalouc. Freilich ist der Anblick lange nicht so schön, als von Nebea* aus, wo der Mangart so hoch dasteht, daß der Predil wie ein tiefes Rasenband sich an seinen Fuß andrückt — aber gleichwohl setzt er auch so, wie ihn der Predil giebt, die Mehrzahl der Spaziergänger in Erstaunen. Hier ist die Grenze des Küstenlandes und man befindet sich hundertachtundvierzig Kilometer von Triest entfernt.

Nachdem dieser Gang zurückgelegt ist, den Jeder sofort unternimmt, rastet man gerne in den kleinen Gärtchen bei der Post. Dort schaut man zum Fallbach hinauf, der über eine thurmsteile Felswand herabkommt. Der Postmeister ist ein Mann der Berge und gerne erzählt er von mancher Fahrt, die er in ihre hohen Einöden unternommen hat. Außerdem ist hier Gelegenheit gegeben, die Typen des Küstenlandes zu beobachten. Denn am Zaune führt die Straße vorüber und

* Wahrscheinlich: „Schnee"-Alpe.

Schaaren von Wallfahrern von jenseits des Predil, von den Ufern des Isonzo, kommen auf ihr und pilgern zu unserer Lieben Frau von Luschari, welche man wohl das volksthümliche Heiligthum karnischer Slowenen und Furlaner nennen kann.

Die Hitze des Hochsommers macht sich hier nicht fühlbar. Längs der Schlitza — so heißt der klare Ausfluß des Sees — die durch die Häuserreihe von Raibl rauscht, wehen die Lüfte, die von den kühlen Bergen herabgesunken sind. Will es Jemand noch kühler haben, so begiebt er sich in die Umarmung der Eisernen Jungfrau, eines im Badehause aufgestellten Marter-Werkzeuges. Kalte Regenströme von allen Seiten, von oben und unten, überschütten den überraschten Werber.

Sehr anmuthig wird dem Gaste Raibls eine Rast vorkommen, die er im waldigen Alpengarten des Gasthauses auf der Straße gegen Tarvis beim Kilometerstein 6 findet. Dieses Haus ist eine halbe Stunde von Raibl entfernt.

Am schönsten ist Raibl in Mondnächten, wenn die „Fünf Spitzen" von dem so schwer beschreiblichen Lichte überflossen sind. Man hört gerne dem Geplätscher des Springbrunnens und dem Rauschen der Schlitza, gern aber auch den Kärntner Liedern sangeslustiger Mädchen zu.

Tiefere Nacht und Kühlung herrschen unter der Erde. Die ganze Thalsohle und manche Berghalde von Raibl ist durch Gänge unterhöhlt, aus welchen Hunderte von Knappen Blei- und Zink-Erze zu Tage bringen. Oft hört man dumpfe Töne vom Boden herauf. Es sind die Entladungen des Dynamites. Geht man an der Mündung eines Schachtes vorüber, so fühlt man den (scheinbar) eisigen Luftzug hervorkommen und sieht Knappen mit Oellämpchen aus der Nacht herausrollen. Sie stehen auf kleinen Karren, „Hunden", die auf Schienenwegen ins Pochhaus laufen. Es giebt auch Hunde, die hoch über

die Fichtenwipfel des westlichen Thalgehänges dahinfliegen. Sie hängen an Drähten und kommen aus den oberen Schachten. Wären nur die Wälder und Gründe von ebenso viel bequemen Pfaden durchbrochen als die tiefen nächtlichen Kalkschichten! Das wird vielleicht die Zukunft bringen. Und diese Zukunft naht für Raibl heran, wenn einmal Vielen die Ueberzeugung kommt, daß sie besser in Lüften hoher Berge wohnen, als an sumpfigen, tief liegenden Seegestaden.

Von weiteren Gängen wird am meisten der nach Klausen oder Chiusa gerühmt, welches drüben in Venetien an der neuen Pontebba-Bahn und den raschen Wellen der Fella liegt. Man hat sieben Stunden zu gehen, um dort hinzukommen. Ich versetze den Leser, in der Absicht, den Gang umgekehrt zu machen, alsbald in jene Chiusa.

Die Chiusa ist ein Nest von wälschem Mauergerümpel, welches von Rebendächern und sich ausrankenden Weinstöcken verschönert wird. Mitten darunter steht die Fiaschetteria Toscana, in welcher zwischen den wilden Schluchten der Bergströme sich die Einbildungskraft vom dunkeln Wein pistojesischer Hügel zu einem Fluge anfeuern läßt hinaus in die Gärten des tuskischen Landes und zu den Villen, um welche im Lorbeerschatten die Brunnen rauschen. Da ist nichts dagegen zu sagen — wenn nur der Körper nicht nachfolgen soll. Denn die Wasser jener Brunnen sind jetzt lau, der Sonnenbrand zwingt den voreiligen Wanderer tagsüber in verdunkelte Gemächer und die Blutsauger der schwülen Nächte rauben ihm den Schlaf.

Bei Pesamosca ist eine treffliche Gaststätte, die vielfach von den Italienern aus schwülem Tiefland als Sommerfrische aufgesucht wird.

Es fließt kühles Bier aus Steiermark. Nach solcher Erfrischung wird der lange Weg angetreten.

Manche von seinen Einzelheiten gehören zu den schönsten Schaustücken. Sie sind aber mit dem Fehler behaftet, daß sie sich wiederholen und in einer zu ausgedehnten Reihe nach einander hingestellt sind. Das ganze Thal, die Valle oder der Kanal von Raccolana, haben Aehnlichkeit mit so vielen anderen Querspalten der Kalk-Alpen — insbesondere beispielsweise mit dem Rainthale unter der Zugspitze.

Aber die Verwüstung und die Geröllströme sind schauerlich. Das bischen Weg wird an hunderten von Stellen metertief von jüngeren oder älteren Gräben unterbrochen, an anderen meterhoch durch aufgeschüttete Hügel, über welche der Fuß klirrend dahinschreitet. Man kommt von den Maulbeerbäumen und Reben allgemach zu Eisenhut und Rhododendron. Zahllose Torrenti, opalschillernde Bäche rinnen zusammen. Es giebt alle Arten von Wasserfällen: Schleier (bride-veils) Güsse, zerstäubte Wellen. Hitze verkündet den Süden — grell hebt sich die purpurrothe Heuschrecke, wie sie dahin schnarrt, vom blendenden Gestein ab, und der Schatten vorüberwandelnden Sommergewölkes thut wohl. Oft ist der Weg aufgemauert, und Steinbrücken geleiten über das Wasser.

Kleine Klammen, die uns im Vorübergehen mit kaltem Hauch begrüßen, entlassen fließende oder stürzende Bäche. Bei Stretti kommt gar ein zehn- bis zwölffach getheilter Sturz hochmächtig herunter: er gemahnt an die „neun Brunnen" in der Zirknitz. Den schaut man sich vom kühlen Rand des Baches aus an, der an Kalkwänden nagt — in großer Oede. Da ist ein Marterl: „Chi passa quì porgi un requiem!" Weiterhin kommen die steilen Anstiege zu Nebea, dann endlose Wälder — der Mangart flammt in Abendroth, da liegt wieder der Raibl-See.

Ein anderer unvermeidlicher Gang ist Luschari. Das ist vielleicht die seltsamste Wallfahrt von ganz Oesterreich. Die

Aussicht auf nahe Gipfel der wildesten Alpen kann sich da auch einer verschaffen, der faul ist — nur muß er alsdann den Rath der Raibler verachten. Diese möchten ihn gerne durch das Thal mit dem erfrischenden Namen „Kaltwasser" hinaufschicken, weil sie das näher haben. Dafür aber erwächst den Irregeführten die asketische Uebung steilen Anklimmens — so daß es, wie immer im Dasein, klüger ist, die breite und bequeme Straße, auf der sich allerlei Pilgervolk herumtreibt, vorzuziehen. Die führt aber im Umwege, über Tarvis und Saifnitz.

Für Bergfexe giebt Raibl die besten Quartiere. Gipfel, Uebergänge, Klettereien zwischen Triglav und Montasio, zwischen Flitsch und Resiuta sind so viele, daß ich sie nicht zusammenzählen möchte. Mangart und Wischberg werden am meisten genannt — beide haben schon ihre Hütten oben im zerfressenen Kalk zwischen den Schneefeldern. Nun erst die Uebergänge: zu den Weißenfelser Seen, über den Prestrelenik-Sattel, zum Jof di Montasio und so weiter.

Jetzt will ich, um den Oesterreichern zu zeigen, was keiner von ihnen entdeckt hat, dem Spürsinn eines der allerunternehmendsten Reisenden und ausgezeichneten Schriftstellers, des Briten John Ball, aber nicht entgangen ist, beifügen, was er über ein Schaustück der Raibler Gegend sagt. Dem Fremden glaubt man es ja ohnehin leichter als unsereinem, der nicht weit her ist. Es giebt da ein Bild, aus dem man ganz genau sich entnehmen kann, wie es auf dem Monde ausschaut — so ist die Zukunft unserer Berge und der ganzen Erde.

Es handelt sich bei ihm um Einen, der von Flitsch über den Prestrelenik-Sattel ins oben geschilderte Raccolana-Thal hinübergeht. Jenseits, auf der Isonzoseite, eine geringe Strecke unter dem Paß, befindet sich etwas abseits vom Steige ein

Plateau, das Ball, übereinstimmend mit der Wirklichkeit, klassisch schildert. Hervorgerufen durch den Gegensatz, fallen Einem bei solchen Malereien alsbald die ledernen Sport-Bulletins unserer Zeitschriften ein — doch fort damit! Ball sagt:

„Derjenige Wanderer, der ohne Weiteres nach Raccolana hinübersteigen will, läßt das obere Plateau des Prestrelenik ein wenig links. Damit bringt er sich aber um eins der eigenthümlichsten und wirkungsvollsten Schaustücke der Alpen. Im Frühsommer, wenn das Plateau schneebedeckt ist, kann es nicht genossen werden, dagegen muß man es sich in vorgerückter Jahreszeit, von der zweiten Hälfte des August* ab betrachten. Schnee findet man alsdann nur mehr in Einhöhlungen und beschatteten Mulden, mit Erstaunen aber bemerkt der Reisende weite Flächen nackten glatten Felsens, die für das Auge vollständig den Eindruck der großen Gletscher der Central-Alpen hervorbringen. Enge, parallel laufende Klüftungen und Rillen durchfurchen weiten Felsgrund und manchmal erweitern sie sich wie Gletscherspalten zu breiten Abgründen. Die Wirkung wird sehr durch das Spiel von Wolken gesteigert, die langsam über die Oberfläche dahintreiben und dadurch den scheinbaren Umfang des Steingletschers bedeutend vergrößern. Einen merkwürdigen Eindruck bringt das unheimliche Schweigen, das inmitten dieser Einöde herrscht, hervor. Auf großen Eisgletschern rieseln unter Tags kleine Wasseradern über die Oberfläche, winzige Insekten verschleppt der Jochwind oder sie finden eine Ruhestätte auf dem Eis — ja selbst bei der Nacht erinnern herabfallende Fels- oder Eistrümmer den Wanderer an die Wachsamkeit und Thätigkeit der Kräfte. Hier aber ist Alles zu Schweigen und Unthätigkeit, wie durch den Anblick eines Medusenhauptes, erstarrt und

* 1879 vielleicht erst Mitte September.

außer dem Geheul des Sturmes unterbricht kein Laut die unablässige Stille. Doch ist auch auf diesem Friedhof der Natur das Leben nicht völlig abwesend. Einige Ritzen bewahren Feuchtigkeit genug, um prächtige Blüthenkelche zu ernähren. Hier lebt der Eis-Ranunculus, und zwar der weiße, wie der orangenfarbene — und auch noch einige andere Pflanzen finden einen hinlänglichen Vorrath von Lebensbedingungen. Am eindrucksvollsten wäre wohl eine einsame Wanderung — aber das Vergnügen einer solchen möchte durch den Gedanken beeinträchtigt werden, daß irgend ein Mißgeschick, welches den Wanderer am Gehen verhindert, ihn hier ohne Hilfe auf Monate, wenn nicht auf Jahre, in die Wildniß begraben würde."

In diesen „Steingletschern" erkennt man das „Plattach" so mancher Hochgipfel des Kalkes, des Telfser Mundi, der Zugspitze und anderer. Noch deutlicher aber erinnern sie an die zerklüfteten Karstflächen des Mondes, wie sie uns unmittelbar vom Fernrohr und mittelbar in den photographischen Aufnahmen der neuesten großen Mondwerke vorgeführt werden.

So lehren uns der Fjord am Königsberg mit seinen in Stein eingeschlossenen Pflanzen und Thieren die Vergangenheit, die zerspaltenen Hochkare des Prestrelenik dagegen die Zukunft der heimathlichen Kugel.

Im Thale von Eisenkappel.

Vor nicht gar langer Zeit, als in Oesterreich der Soldatendienst noch vierzehn und achtzehn Jahre andauerte, gab es Fahnenflüchtlinge eine Menge. Besonders in den Städten Italiens fanden es, wenn einmal der Sommer gekommen war, die aus Gebirgsländern stammenden Soldaten schwül und unbehaglich. Sie liefen davon und suchten die heimathlichen Höhen auf. Die Besseren darunter trieben sich den Sommer auf Alpenhütten umher und rückten im Herbste mitunter wieder zu ihrem Regiment ein, wo sie mit einer Tracht Prügel davon kamen. Andere aber verbrüderten sich mit allerlei Gesindel, welches Ursache hatte, die wilden Schlüfte des Hochgebirges aufzusuchen. Es entstanden Räuberbanden. Einmal brachte eine deutsche Wochenschrift eine Erzählung aus den Steiner-Alpen, in der Dinge berichtet waren, die man im Rhodopegebirge oder im östlichen Balkan gesucht hätte. Das war Alles verzerrt, falsch, ungenau, übertrieben. Auch sonst wurde öfter in deutschen Blättern von dem Brigantaggio in jenen Bergen gesprochen. Doch entfernen sich diese Berichte von der Wahrheit.

Die merkwürdigsten Gefechte zwischen den Hütern des Gesetzes und den „freien Leuten der Berge" wurden auf jenen hohen Kalkbergen geliefert, welche man Steiner-, Santhaler- oder Sulzbacher-Alpen nennt. Diese Berge, welche man an wilder Schönheit mitunter mit den Kalkgipfeln des Ampezzaner Thales verglichen hat, bezeichnen jenen Erdwinkel, auf welchem die Grenzen der Länder Kärnten, Krain und Steiermark zusammenflossen. Westwärts schließt sich dieses Gebirge an die Karawanken an, den Grenzwall zwischen Kärnten und Krain.

Es ist eines der Karawankenthäler, in das ich den Leser führe und zwar in das alleröstlichste, in jenes von Eisen-

kappel, wo die Wasser vom Obir und Grintouz der Drau entgegen rauschen.

Indem ich den Vorhang lüfte, sieht man auf einem Vorsprunge des Gebirges Koschuta einige Föhren stehen. Unter den Föhren lagern Gendarmen. Sie suchen trotz der Jahreszeit — wir befinden uns schon im letzten Drittel des November — den Schatten auf. Denn blendend legt sich der Glanz der niedrigen Sonne über die Matten und fast schwül bewegt der Südwind die schillernden Herbstfäden.

Diese Leute waren überaus ermüdet. Sie befanden sich nahezu vierundzwanzig Stunden auf dem Gange durch unwegsames Gebirge. Denn bei der Stimmung eines großen Theiles der Thalbevölkerung, welche theilweise aus Mitleid, theilweise aus Schrecken es mit den Flüchtlingen in den Bergen hielt, wäre ein Streifzug, bei welchem sich die Häscher an die gewöhnlichen Wege gehalten hätten, ganz und gar fruchtlos geblieben. Man hätte sofort mit allerlei Mitteln die Bedrohten zu warnen gewußt. Wenn die Verfolgten überfallen, überrumpelt werden sollten, so mußten die Häscher durch die Wälder, durch Krummholz-Gestrüpp an den Wänden hin sich forthelfen und Sorge tragen, daß sie von keinem Auge gesehen wurden.

So war es auch diesmal. Ein Unteroffizier, Namens Kampitsch, stak bis an den Hals in den Bergföhren, um auszulugen. Die Soldaten lagen auf dem Boden. Ringsum senken sich da Felswände auf den grünen Thalboden. In einiger Entfernung befindet sich das ärmliche Dörflein Seeland. Es liegt mehr als dreitausend Fuß über dem Meere.

Die Soldaten (Gendarmen), welche Kampitsch führte, waren noch niemals an dieser Stelle gewesen. So erklärte er ihnen die Namen der umliegenden Hochgipfel, des Hirlouz, des Grintouz, der Ostriza und zeigte ihnen das Sträßchen, das

von Eisenkappel aus sich über Bad Vellach durch Seeland ins Land Krain hinüber windet.

Nachdem der Führer lange Zeit fruchtlos umhergespäht, sagte er, in seiner Beschreibung fortfahrend, zu den Leuten: „Die Kirche dort im Süden ist dem heiligen Oswald geweiht. Wißt ihr, wer der heilige Oswald war?"

Die Gendarmen verneinten.

„Ein sonderbarer Heiliger. Man feiert seinen Tag nur alle vier Jahre, denn er trifft gerade auf den 29. Februar. Er sollte eigentlich der Schutzheilige unseres Korps sein — denn es wird ihm nachgerühmt, daß er den Teufel unter allen Verkleidungen erkannte. Der Pfarrer ist uns wohl gewogen."

Dieser Lobspruch bedeutete etwas inmitten einer Bevölkerung, welche zu verschiedenen Malen nichts weniger als Begeisterung für die Aufgaben des sogenannten modernen Staates zur Schau getragen hatte.

„Weiter unten links," fuhr Kampitsch fort, „steht das Haus Ankos. Auch dieser ist ein Patriot. Dort ist es, wo wir heute Nacht den Todtschläger Wilhar, der dort als Knecht dient, aufzusuchen haben werden. Anko ist ein Mann, der als Beispiel für das ganze Thal gelten könnte. Niemand hat mehr Achtung vor dem Gesetz, als er. Seine Töchter sind so gebildet wie Stadtfräulein — er hat sie bei den Ursulinerinnen in Klagenfurt aufziehen lassen. Als im Jahre 1848 auch in diesem wilden Gebirge Alles darunter und darüber ging, spendete er aus seinem eigenen Vermögen Gelder und vertheilte sie unter diejenigen Fahnenflüchtlinge, die freiwillig wieder bei ihren Regimentern einrückten."

Die Soldaten schauten einander verwundert an.

Kampitsch aber fuhr fort: „Wenn uns auch die Festnehmung dieses Wilhar gelingt, so können wir mit demselben nicht den Thalweg hinausgehen. Die Leute würden es alsbald erfahren,

sich in Ueberzahl zusammenrotten und uns den Häftling wieder entreißen. Wir müssen deshalb wieder auf Umwegen hinausmarschiren, wie wir hereingekommen sind. Darum muß Einer von euch ein Versteck im Walde aussuchen, wo er den Gefangenen so lange bewacht, bis ich mit den Anderen wieder zu ihm stoße, um ihn abzuholen. Ich sah dort am Waldsaume eine geeignete Stelle. Dorthin gehen Sie, Kienkopf. Während Sie den Mann dort festhalten, stellen wir Anderen uns, als ob wir das Thal auf dem gewöhnlichen Wege verließen."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen saßen die Soldaten oben am Abhange der Koschuta und erwarteten den Abend. Dann wollten sie in der Dunkelheit hinabsteigen und den Wilhar festnehmen, der zu jener Stunde mit den übrigen Knechten beim Abendessen sitzen mußte.

Es wurde sehr finster. Man sah nur mehr die Sterne oben, die plumpen Umrisse des Gebirges, die Lichter in den Häusern und die wandelnden rothen Sterne der Fackeln, deren sich die Menschen bei ihrer Rückkehr von mannigfacher Arbeit in den Bergen auf den rauhen Wegen bedienten.

Die Soldaten umstellten das Haus des Anko. Eben schritt eine der Töchter des Hauses vom Brunnen mit einem Gefäße voll Trinkwasser der Schwelle zu. Dieses Mädchen wurde gebeten, insgeheim dem Vater zu sagen, er möge, ohne daß es Jemandem auffalle, herauskommen.

Als dies geschehen war, sagte Anko, daß man den Gesuchten wohl festnehmen könne, es jedoch schwierig sei, ihn aus dem Thale fortzubringen. Es seien, fügte er hinzu, so viele fremde Arbeiter, für deren Ruhe Niemand bürgen könne, bei den Bauern der Umgegend zerstreut, daß Vorsicht überaus geboten erscheine.

Wilhar ließ sich ohne Widerstand festnehmen und die Handeisen anlegen.

Beim Fortgehen sagte Kampitsch in halbem Flüsterton, doch absichtlich so, daß es das Gesinde hören konnte: „Wir werden uns vielleicht heute noch beim Bürgermeister von Unterseeland treffen?"

„Wohl möglich," erwiderte Anko trocken.

Anko hielt seinen Leuten eine Ansprache über die Pflichten guter Staatsbürger. Er mochte wohl seine Gründe haben, zu befürchten, daß Kampitsch, seinen Genossen und dem Gefangenen in dieser Nacht sich mehr Reisegesellschaft anschließen möchte, als die öffentliche Sicherheit vertrug.

Mittlerweile schickte Kampitsch den Gefangenen, dem man in Aussicht stellte, daß er im Falle unartiger Aufführung alsbald von zwei Bajonettspitzen durchbohrt werden würde, in Begleitung zweier Soldaten nach dem Hinterhalte, in welchem Kienkopf denselben erwartete — also wieder thalaufwärts. Er selbst dagegen wollte mit den Uebrigen eine Scheinbewegung nach dem Ausgange des Thales vornehmen und erst später, wenn die Gefahr einer Massenverfolgung vorüber war, nach dem Hinterhalte und zu dem Gefangenen zurückkehren.

Der Führer schritt mit einem Gendarm langsam und vorsichtig, stets Zäune als Deckung benutzend, thalabwärts.

Plötzlich sahen sie ein Licht. „Da kommt mir ein Gedanke," sagte Kampitsch. „Diese Hütte ist ja die Skuber-Keusche.* Der Sohn ist ein Deserteur des siebenten Infanterie-Regiments, hält sich oben auf den Alpen auf, kommt aber doch manchmal nach Hause, um nachzuschauen, wie es seinem kranken Vater geht. Er hat eine Geliebte, die hat er dem alten Mann zur Pflege gegeben. Schauen wir einmal hinein, vielleicht erwischen wir den Burschen."

---

* Keusche, kroat. Kuca, in Kärnten und Steiermark ein kleines Bauerhaus.

Nach diesen Worten stellte Kampitsch seinen Begleiter Giazo an die rückwärtige Thür des Hauses, neben welcher der Bergbach herabbraust. Das Rauschen dieses Baches sollte dem Führer verhängnißvoll werden.

Kampitsch versteckte seine Pickelhaube unter dem Mantel, spannte den Hahn seines Karabiners und schlich sich zum Fenster des Stübchens, aus welchem Lichtschein hervordrang.

Mitten in dieser Kammer, welche schlecht von einem Spahn beleuchtet war, stand ganz frei das Bett mit dem Kranken. Er war alt, bleich und abgehärmt — eben hatte er mit einem heftigen Anfalle von erstickendem Husten zu kämpfen.

Während sich der Führer dies traurige Bild betrachtete, öffnete sich die Thür und ein schlanker, hübscher Bursche trat ein, den Kampitsch sofort als den gesuchten Fahnenflüchtling erkannte. Der junge Mann trug ein kleines Bündel und einen Stock, er war reisefertig.

„Vater," sagte er, „ich muß mich wieder verbergen. Lebt wohl — es wird euch unterdessen an nichts gebrechen. Markon und Lisa werden euch gut pflegen. Gewiß komme ich in der nächsten Woche wieder, um zu sehen, wie es euch ergeht."

Jetzt handelte es sich für den Häscher darum, rasch ins Zimmer zu kommen, denn eine Festnehmung vor dem Hause konnte nicht ohne Geräusch abgehen und das war es eben, was er in dieser Nacht ganz und gar vermeiden mußte.

Mit einem Satze befand er sich im Vorhaus, mit einem weiteren an der Schwelle des Zimmers. Er fällte gegen den Austretenden das Bajonett und sagte: „Deserteur Johann Skuber, ich verhafte Euch im Namen des Gesetzes!"

Der Angerufene streckte seine Hände vor und erwiderte ruhig: „Ich ergebe mich, schließt mich!"

Kampitsch rief den Giazo herein, der hörte aber nichts von dem Geräusche des Wassers. Nun zog er die Handeisen her-

vor, legte sie am rechten Arme des Fahnenflüchtlings an und näherte sich mit diesem, ihn rückwärts schiebend, dem brennenden Kienspan. Seinen Karabiner hatte er dabei am Riemen über den linken Vorderarm hängend.

In diesem Augenblicke erhielt Kampitsch von hinten zwei niederschmetternde Hiebe, den einen ins Genick, den anderen auf den Kopf. Es war der Räuber Markon, der unbemerkt über die Schwelle getreten, sie ihm mit einem Holzscheit versetzte. Er taumelte zurück und war einer Ohnmacht nahe. Skuber drehte sofort das Bajonett vom Karabiner, Markon aber entriß ihm diesen selbst.

Alle Hilferufe nach Giazo waren vergeblich. Jetzt machte sich Markon zum Schuß fertig. Um den Skuber am Gebrauche des Bajonetts zu verhindern und zugleich eine Art von Deckung gegen die Feuerwaffe in den Händen Markon's zu haben, ergriff er den Fahnenflüchtigen von rückwärts und schob ihn gegen Markon vor.

Jetzt erfolgte eine Reihe furchtbarer Auftritte, welche an jene Duelle erinnern mochten, in welchen sich Gegner, mit Messern bewaffnet, mit der Absicht in ein Zimmer einschließen, daß Einer von ihnen dasselbe nicht mehr lebendig verlasse.

Es ist unnöthig, die Wechselfälle dieses widerwärtigen Ringens ausführlich zu schildern. Es genügt, zu sagen, daß einmal alle drei Gegner auf das Bett des jammernden Kranken stürzten, so daß dieses zusammenbrach; daß dem Kampitsch durch einen Bajonettstich die Wange durchlöchert und zwei Zähne zertrümmert wurden; daß endlich der Knäuel an die Thür stürzte, so daß diese aufging und endlich Giazo das Getümmel des Kampfes vernahm und herbeieilte; daß es Markon gelang, den Karabiner abzufeuern, dessen Kugel Kampitsch's Haare streiften und neben Giazo's Fuß in die Dielen schlug; daß durch den Knall in der winzigen Stube die Flamme

des Kienspanes erlosch; daß das Häuschen bebte von dem Wehklagen des Kranken, der neben den Trümmern seines Bettes auf dem Boden lag und dem Gestampfe der Kämpfer.

Endlich waren beide Widerspenstige gefesselt. Giazo's Blendlaterne erhellte jetzt die Zerstörung und die Wunden seines Führers.

Vor dem Abmarsche wusch er sich dieselben, verband sie nothdürftig und machte sich im Vereine mit Giazo daran, dem jammernden Greise sein Bett wieder aufzurichten. Dann ließ er den Sohn vom Vater Abschied nehmen — einen Abschied, der viel wehmüthiger ausfiel, als es der vorhergehende gewesen war. Die armen Soldaten verließen aber das Zimmer nicht, ohne an den göttlichen Schutz zu denken, von welchem sie sich begnadigt glaubten. An der Thür hing ein Weihbrunn-Kessel aus Steingut. Auf diesem standen in weißem und blauem Smalt die Worte: „Mit Gott!"

„Mit Gott!" wiederholten die Soldaten, indem sie die Spur der Kugel im Boden betrachteten.

Aus dieser Betrachtung wurden sie durch das Geräusch eilender Schritte aufgeschreckt. Die Thür flog auf und ein Mädchen von wundersamer Schönheit stürzte herein.

Es war das Bild südslawischer Anmuth. Sie war schlank, das schwarze Haar rollte ihr über das Genick und dunkle, große Augen betrachteten entsetzt die verhängnißvolle Gruppe, der Busen hob und senkte sich — eine Verkörperung der Leidenschaft.

Sie warf den Korb weg und stürzte auf den gefesselten Geliebten, den Fahnenflüchtling, los. Dabei stieß sie einen schrillen, wie wahnsinnig klingenden Ruf aus. Zunächst umschlang sie den Hals des Gefangenen mit beiden Armen. Dann ließ sie ihn los, um vor die Füße der Soldaten hinzustürzen, dieselben zu umarmen und mit Jammergeschrei um die Freilassung des Geliebten zu bitten.

Jetzt wollte der Flüchtling nicht mehr schweigen.

„Lisa," sagte er, „wozu uns noch mehr betrüben? Markon und ich haben uns so gewehrt, wie sich's gehört. Jetzt sind wir gebunden und in ihren Händen. Sie können uns nicht freigeben."

Das Mädchen antwortete mit einem unheimlich klingenden Triller, gleich einer Primadonna, die ihre „catena" losläßt. Sie war unfähig, ihren Geliebten noch einmal zu umarmen. Die Kräfte fingen an ihr zu versagen. Sie taumelte gegen das Bett, warf sich über den Greis und erstickte ihn halb mit Thränen und krampfhaftem Schluchzen. Endlich flehte der Kranke mit schwächlicher Stimme die Soldaten an, sie möchten jetzt fortgehen und ihm recht bald aus einem Nachbarhause Jemanden schicken, der sie Beide pflegte, ihn und das ohnmächtig gewordene Mädchen.

Bald trafen sie die Gefährten, die im Verstecke den Wilhar bewachten. Giazo erhielt jetzt die Bewachung sämmtlicher Gefangenen zugewiesen. Kampitsch aber entfernte sich, um zunächst in einer nahegelegenen Herberge noch, wie er es versprochen, Hilfe für den Greis und das ohnmächtige Mädchen zu suchen.

Vor jener Herberge heulte eine Magd, weil drinnen vier Fahnenflüchtlinge einen Fünften, ihren Geliebten, blutig schlugen. Trotz seiner Wunden gelang es ihm, alsbald alle fünf festzunehmen. Die Wirthin versprach ihm, alsbald in die Hütte nach Mittelseeland zu gehen und die Verlassenen dort zu pflegen.

Als Kampitsch, in Begleitung der neuen Gefangenen, sich mit seinem Gefährten und den übrigen im Hinterhalte des Waldes vereinigt hatte, veränderte sich urplötzlich die Scene.

Wie die Funken in der Asche eines verkohlten Papiers, so liefen im ganzen Thale und an den Berghalden leuchtende Punkte hin und her. Die meisten derselben liefen in Mittelseeland zusammen — viele aber irrten auf den steilsten Pfaden hin und her.

Kampitsch wußte, was das bedeutete. Die Bevölkerung des Thales rottete sich zusammen, um ihnen ihre Beute zu entreißen. Die Anzahl der Gefangenen, die Menge der Feinde, die Uebermüdung der Soldaten und die Wunden des Führers machten den Stand der Dinge für Kampitsch und die Seinigen zu einem verzweifelten.

Noch mehr aber würde das Eigenthümliche ihrer Lage ihnen nahegetreten sein, wenn sie Lisa an der Spitze dieser Banden gesehen hätten.

Das Mädchen hatte sich rasch erholt und den Kranken sofort verlassen. Wie eine Kriegsgöttin stand sie vor den herbeigeeilten Arbeitern — in der einen Hand hoch eine aus Spänen zusammengebundene Fackel schwingend, in der anderen ein Beil. Das Haar flatterte im Nachtwind, und mit begeisterten glühenden Worten feuerte sie die Menge zur Niedermetzlung der Soldaten an.

Die Gefangenen des Kampitsch wurden trotz ihrer Fesseln nur dadurch vor Zurufen an die heranrückenden Haufen zurückgehalten, daß er ihnen heilig und theuer schwur, sie sofort Alle niederzumachen.

Darauf zog er sich mit ihnen in einige Entfernung von der Straße in den Malintschek-Wald zurück, wo er, von Bäumen und einigen niedrigen Hügeln gedeckt, eine verhältnißmäßig gesicherte Stellung einnahm. Die Patronen wurden in den rechten Sack des Mantels gesteckt, um rascher feuern zu können, nochmals die Gefangenen bedroht und kräftig gelobt, hier bis zum letzten Mann stehen zu bleiben.

Jetzt wälzte sich der Haufe heran. Die Gewehre lagen schußbereit in den Händen der Wächter des Gesetzes. Ein einziger Schrei eines einzigen Gefangenen und sie waren entdeckt. Was dann einer Rotte von hundert mit Hacken, Aexten, Eisenstangen u. s. w. bewaffneten gewaltthätigen Menschen gegen-

über aus den Soldaten geworden wäre, darüber konnte bei all ihrer Tapferkeit kaum mehr ein Zweifel gehegt werden.

Aber es kam anders.

Auf einmal sah man inmitten unter den Fackeln und Aexten, unter den brüllenden Aufrührern, den ehrwürdigen Pfarrer und den unerschrockenen Anko. Sie predigten und redeten dem Haufen so lange zu, bis derselbe zurückkehrte. Was ihn am meisten dazu bewog, war die Vorstellung Anko's, daß die Soldaten mit ihren Gefangenen sich schon längst in der Nähe von Eisenkappel befinden müßten.

Wuthschnaubend zogen die Rebellen ab. Zuletzt blieb nur mehr noch Lisa übrig, welche von der Tobsucht ergriffen schien und in ein entsetzenerregendes Rachegeheul ausbrach.

Erst mit Tagesanbruch erreichte Kampitsch mit seiner Schaar das schützende Eisenkappel. Er wurde todkrank. Als er genesen war, fehlte es ihm nicht an Lob und Auszeichnungen.

Als einige Tage später (Anfangs December 1851) ein Offizier ins Thal kam, um den Thatbestand zu erheben, fand er Wachen der Bevölkerung aufgestellt, die bei seiner Annäherung in Hörner bliesen und Trommeln rührten. Dieses, sowie große Blechplatten, welche fast vor allen Häusern aufgehängt waren, gaben den Schuldigen das Zeichen zur Flucht. Alles eilte nach Krain hinüber — auch Lisa wurde nie mehr im Thale gesehen.

Dies ist ein einziger der vielen Zwischenfälle im langwierigen Kampfe, der in den Karawanken und Sulzbacher-Alpen von unseren Malviventi gegen die moderne Gesetzgebung geführt wurde.

Der Millstätter See.

Wenn der Hochsommer über die Gailthaler Alpen und die Karawanken herüberkommt, manches Stück der Kärntner Thäler wegen der blauen Flachsblüthen-Wellen einem See gleicht — die sieben Schwaben sind ja durch einen solchen geschwommen — und drüben in Wälschland die Herrin des Reiches der Blumen ihren Thron jener des Früchten-Reiches zu überlassen sich anschickt, dann wird vom Becken der Adria und des Mittelmeeres herauf gepilgert in die kühlen Thäler. In wenigen Stunden bringt die Eisenbahn solche Flüchtlinge von den Mauern, zwischen welchen die Nächte so schwül sind und über deren Rand die Granatblüthen nicken, in die Frische herauf, in der blaue Gentianen auf dem Rasen stehen.

Die Granatblüthe und die Gentiane können in solchen Tagen als Sinnbilder der Länder hingenommen werden, in denen sie gedeihen.

Rothfeurig und heiß ist's dort unten — bergig blau und blau in Wasserspiegeln — denn zwischen den Tannen hebt sich die Farbe besser hervor — dort oben. Der Flüchtling geht einem neuen Lenz entgegen. Kirschbäume, die dort unten längst ihrer Früchte entledigt worden sind, stehen jetzt noch als weiße Inseln oben zwischen den Nadelhölzern um die holzbraunen Berghäuser.

Wohin?

Unsere Wegweiser scheinen theilweise noch des prüfenden und vergleichenden Inhaltes zu entbehren. Sonst könnten sie nicht unter den Seen Kärntens vornehmlich den Wörther-See herausheben und ihn, mit seinen zum Theil versumpften Gestaden, die Perle des Landes nennen. Mehr Spürsinn kommt in dieser Hinsicht den Engländern zu. John Ball in seinem vorzüg-

lichen Buche über die Ostalpen nennt den Millstätter See den malerischsten unter den größeren Seen Kärntens. Wir werden sehen, wie es sich damit verhält.

Ueber die Uferwellen des Millstätter Sees breiten die Aeste von Fichten-, Nuß- oder mächtigen Apfelbäumen ihren Schatten. In Wirklichkeit dringt über den niedrigen Bergrücken, der dieses Becken vom Drauthal trennt, der Pfiff der Lokomotive herein — im Träumen aber meint man aus seinen dichten Wäldern das Jagdhorn, von den hohen Almen, die in ihn abfallen, das Rufen der Hirten zu vernehmen. Warum andere Seethäler mehr Anlaß zu dichterischen Ergüssen und zur Erbauung schlechter und theurer und langweiliger Wirthshäuser abgaben, ist vom ästhetischen Standpunkte aus nicht zu ergründen. Dagegen giebt es einen Beweggrund, mit dem zuerst der alte König Ludwig von Baiern in einem seiner Distichen, die man in den Arkaden zu München der Unsterblichkeit überliefert hat, seine eigene Menschenkenntniß bethätigte. Das Distichon lautete:

„Näher als Sicilien nicht ist Reggios Küste dem Deutschen,
Doch weil dazwischen kein Meer, fühlt er halbwegs sich daheim."

Dieser merkwürdige Sinnspruch hat einen meiner Freunde zu folgender Nachahmung begeistert:

„Näher als Menterschwaig nicht ist Hessellohe dem Münchner,
Doch weil die Eisenbahn geht, fühlt er halbwegs sich daheim."

Das ist's — die Eisenbahn! Früher — in vormärzlicher Zeit — war's die Fahrstraße. Weil die Gotthard-, die Splügen-, die Simplonstraße am Langen- und Comersee vorüberführten, wurden die beiden längst genannt, ehe Jemand etwas vom unwegsamen Gardasee wußte, der schöner ist, als alle miteinander. So erging's diesen an große Landstraßen,

jetzt an Schienenwege sich anschmiegenden Wasserflächen. Die Kohlen des Tenders sind's, aus denen die Edelsteine der Landschaft herauskristallisirten.

Es giebt aber immer noch Leute genug, die sich aus staubigen, schattenlosen, anspruchsvollen Orten, von denen aus man in der Ferne eine Berglandschaft sieht, nicht viel machen. Diese führe ich fort zu der Tannenschlucht, durch welche der Gletscherstrom braust und der Steig gegen den See von Millstatt sich heraufwindet.

Ja, den Millstätter See überwallt eine Ahnung von jenem Hauch, der über die Alpengewässer des Salzkammergutes und Oberbaierns hingeht. Wie dieser zu beschreiben wäre, darüber kann ebensowenig eine Anweisung gegeben werden, als man im Stande ist, zu sagen, was Dichtung oder entzückende Töne seien. Keinem der Kärntner Seen kommt die Fähigkeit jener Wirkung auf die Einbildungskraft zu, welche die Umrahmung des Traun-, des Mond-, des Kochel- oder Walchensees ausübt. Die Münchener Landschaftsschule hat solche Wirkung zuerst herausgespürt, alsdann gab es eine Menge von „Lakists" in Oelfarben und in Druckerschwärze. Die Allermeisten, die in letzterer arbeiteten, lieferten jämmerliches Zeug. Wir erinnern uns an jene Ruderer- und Ueberführerinnen-Geschichten, die uns nicht nur in illustrirten Wochenblättern, sondern auch auf der Bühne vorgeführt worden sind und wo mitten unter plumper Landschaftsbeschreibung einige als fesche Bursche und Dirndeln maskirte Marionetten hantiren, über deren Fäden man den fleißigen Stadtmenschen sprechen hört und die mit der Wirklichkeit, und sei sie auch, wie nothwendig, eine dichterisch verklärte, so viel Zusammenhang haben, wie die Tirolerinnen in den Romanen der Frau von Hillern in Freiburg Aehnlichkeit mit ihren angeblichen Urbildern.

Dem Gedächtniß wird, wenn es sich um die Auffrischung

jener Vorlagen für malende oder schreibende Künstler handelt, nachgeholfen, indem man sich Kähne mit Jägern oder Wildschützen auf grünblauem Wasser, Wolkenzüge an verdämmernden Felswänden, blumengeschmückte Almerinnen, die vom Strande über die spiegelnde Fläche hinaus jauchzen, und leisen Anprall der Fluth, der man märchenhafte Tiefe ansieht, an jähes Ufer vorstellt.

Derlei ist an den Kärntner Seen nur andeutungsweise vorhanden. Am allermeisten aber noch von dieser Dichtung, die aus dem Klange der Zither sinnlich aufzuleben scheint, kommt verhältnißmäßig dem Millstätter See zu.

Im Liesergraben strömt das Wasser, das aus den Gletschern des Malta- und des Gößthales kommt. Es ist ein rechter Tauernstrom und als solcher hat er sich drinnen in seiner Heimath zahllose Male in Rauch aufgelöst und wieder zu Wellen gesammelt, und in hundert Abgründen trug er die schwanken Regenbogen, die sich auf seinen hoch auffliegenden Schaum stützten. Es ist das Maltathal, von dem uns Deutschen der vorhin genannte Engländer vor vielen Jahren erzählt hat, daß es in unseren Bergen eines der allergroßartigsten sei.

Ein verkleinertes Abbild dieses „Grabens“ geht unmittelbar auf den Ort Millstatt selbst und auf den See heraus. Es ist das die sogenannte „Schlucht“, durch welche die klaren Wasser, die von der Millstätter Alp herabkommen, sich ihren Weg thalwärts suchen. Ein sehr anmuthiger Steig hat diese Engen voll Cascadellen und Kühlung zugänglich gemacht. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß es Fremde waren, die mit den Erträgnissen ihrer Theatervorstellungen, Tombolas und Sammlungen den Weg zusammenbrachten. Auch erkennt man den Ursprung der Brücken und Rastbänke an den empfindsamen Ueberschriften, die, von Ischl, der Fusch und anderen Wiener Pflanzorten herübergebracht, hier der Naturbewunde-

rung zu Hilfe kommen. Man findet Annens Blick, Fritzens Ruhe, Theresiens Weile, Schneewittchens Lust, Onkel Heinrich's Burg und freut sich, daß vom hohen Sprühschaum des Baches die Flammen des rothen Herzens beim „Rendezvous" nicht auszulöschen waren.

Am Ende des Liefersteiges sieht man die Fluth des Seebaches, die sich bald mit dem Gletscherstrom vereinigt. Die Wellen brechen sich nur an Baumwurzeln. Dann liegt zwischen Wald und Bergen der weite See da. Nach alter Weise der Beschreibung mußte ich ihn blau nennen. Die Stimmungen und Tönungen aber kommen vom Himmel, und der ist bald gnädig, bald ungnädig. Das Bild macht die Wirkung der Freiheit; frei ziehen die Wolken an den Bergen hin, selten drückt ein Kahn die Fläche und brausend und frei strömt das geläuterte Wasser hier beim Ausfluß zum Abgrund.

Der Markt Millstatt ist in mittelalterlicher Abwendung von der Natur derart gebaut, daß man so wenig, als irgendwie zu machen war, vom See zu schauen bekommt. Da ist's wie am Comersee, wo die Vorderseiten der Häuser alle nach der Contrada gehen und dem langweiligen Wasser den Rücken kehren oder in den hochgelegenen Nestern des Albaner- und Sabinergebirges, deren Häuser fast insgesammt von Campagna und Meer nichts wissen wollen. Nur eine einzige, glücklicherweise die beste Anstalt hat sich als Bad und Gasthaus hart am Wasser angenistet — es ist das ehemalige Haus Sicherer.

Gelobt seist du, schöner Strand! Drüben ruft der Kuckuck und schlagen Specht und Holzhauer im Wald — silberig schnalzt es von Fischen auf, leise zittert die Scheidelinie zwischen der oberen Bergwelt und ihrem Abbild im Wasser. Da geht mir's auf wie ein Bild des grünen Germanien. Vor wenigen Tagen sah ich in beizender Hitze von umbrischer Villa aus hochstämmige, blitzrothe Azaleen vor dem weißen Hintergrund

des Berges der Sybilla — hier dunkelt hinter bleichem, vorgeneigtem Flieder die räthselhafte Tiefe stiller Fluth. — — —

Der Sturzbach der „Schlucht“ ist der einzige große Bach mit jähem Abfall am See. Darum war hier zu allen Zeiten die Mühlstatt für die bajuwarischen Ansiedler. Die lateinische Weisheit der Kuraten will uns vergeblich belehren, daß einst da ein verschollener Heidentempel mit mille statuae stand. Die mille statuas habe ich in mein Buch zu der weinenden Rose gesellt, die seiner Zeit der brave Priester von Planggeros im Pizthal betrauerte. Plange, rosa! Mille statuae! — für plan grosso und die Stätte der Mühlen.

Wenn wir am kühlen Hauch der Schlucht uns gelabt, ihre Rastbänke, umrauschten Stege, ihre kleinen Schleierfälle, ihre Vergißmeinnicht- und Farnfülle, ihre Mühltrümmer und Felsblöcke gesehen haben, gehen wir zu einem alten Heiligthum hinauf, welches jetzt Kalvarienberg heißt. Rückwärts gewendet erscheint uns das unvergeßliche, weiße Wunderland der Rauris-Gasteiner Gletscher hoch oben. Ich denke an seine Geister und Schätze und an die Sommerlichter im unbetretenen Silberboden seiner Wüsten, die wunderbarer sind als seine Märchen. Entweder hier oder ganz in der Nähe muß man die Spitze des Großglockner sehen können, wenn man sie nicht am Ende gar schon, wie ich vermuthe, vom Thurme der Millstätter Kirche aus wahrnimmt.

Unten steht, mitten im Hofe des alten Stiftes, eine Linde, wie man eine zweite vielleicht in ganz Oesterreich nimmer findet, und auch den ebenen Plan beim Kirchlein überschattet der heilige Baum. Heilige Büßer und Anachoreten mit weißen Bärten, „in Klüften gelagert“, erscheinen an der Wand. Der Teufel fliegt vor den Wundern ihrer Buße durch die Luft davon. Tausend Bildsäulen sind da nicht, wohl aber übergroße Holzbilder von Christus und den Schächern, die in

rothen und grünen Schwimmhosen am Marterpfahl hängen. An die summende Linde hat eben der „Maler" einen Engel angelehnt, um ihm den abgeblaßten Teint aufzufrischen — es wird Sommer, der Wald schmückt sich, die Häuser werden getüncht, die Engel und Heiligen in Anwartschaft der Wallfahrer mit schönen Backen und blutigeren Wunden aufgefrischt.

Oben sind die hellen Gletscher, unten der See, dessen Ausschnitte zwischen dem Gezweig tiefer blau erscheinen. Oben gehen ebene Zaunwege fort, zu denen der Mittagskogel und andere Karawanken herüberschauen. Eichen und Buchen werden vom Wind bewegt — da ist eine andere Luft als unten am Wörther-See, dessen Atmosphäre, nach der Meinung eines meiner alten Bekannten, an heißen Sommertagen sich anfühlt, als sei sie zugleich von der lieben Sonne und einem muffeligen Bauern-Kachelofen erwärmt.

Von der „Steinschicht" aus sieht man in Tannensäle und Bläue hinab. Gletscherschliffe am Glimmergestein zeigen an, daß die Bläue des Sees später Widerglanz ist von lazurner Eisnacht. Grün und schattig wuchert Wald und Obsthain bis zum benetzten Kiesel hinab — kein Schilfhalm steht am Ufer. Der Boden hier oben röthet sich von Erdbeeren, und sind die Früchte hier an der Sonnenseite verschwunden, so erscheinen sie drüben am schattseitigen Südufer zugleich mit den Alpenrosen.

Stein- und Rebhühner flattern auf diesem Berg, in den Buchten des Sees haust die Wildente. Drunten werden heute blitzschnell hinlaufende Silberlinien gezogen, sie deuten Lachse an, welche ihre verzweifelnde Beute verfolgen.

Die Lachs-Forelle, die Trutta des Gardasees, wimmelt in diesem Bergsee. Ein armer Bauer am See giebt sich, vom Bezirksrichter unterstützt, Mühe, durch künstliche Brut die Anzahl der kostbaren Insassen zu vermehren.

Die Zukunft des Sees scheint mir an dessen Westufer zu

liegen, dort, wo der Seebach in rascher Fluthung das Becken verläßt. Dorthin gelangt man von der Station Spital in einer halben Stunde Fahrzeit. Würden dort größere Gaststätten errichtet, wo viel schönerer Wald, schönerer Fernblick über den See sich zur Annehmlichkeit der Nähe des Schienenweges gesellen, so verspürte das Millstatt sofort.

Wozu in der That eine Stunde weiter auf holperiger Straße fahren, um eine viel mehr der Sonne ausgesetzte Sommerfrische, einen schmalen Berghang der Sonnenseite zu erreichen, wenn man am Rande des kühlen Wassers, in frischeren Lüften, in nächster Nähe der Eisenbahn ein freundliches Obdach findet?

Von dieser Oertlichkeit am Ausflusse der Wasser ziehen sich auch die viel schattigeren und ebenen Spaziergänge in die Wälder hinein. Mit Ausnahme der Landschaft um die Ramsau unter dem Watzmann wüßte ich in den Bergen keinen Ort, wo so viele Bäume gedeihen. Und es sind nicht nur die Nadelhölzer und Buchen, die sich von den Bergen herab gegen die Welle vordrängen, sondern auch Riesen von Nußbäumen und Obstträgern. Die Nachlässigkeit, mit der sie gepflegt werden, erhöht den Eindruck der Ueppigkeit. Am Hang unter dem Kalvarienberg war vor nicht sehr langer Zeit noch ein Weingarten. Alles deutet auf den Schutz hin, den die nördlichen Berge gewähren. Wir befinden uns am Südhange des Hauptwalles der Alpen. Auch wenn man das Wachsthum in den jenseitigen Tauernthälern und das im Maltathal und im Gößgraben vergleicht, so erkennt man in der Mächtigkeit der Bäume und im Wuchern des Unterholzes hier leicht die hohe Scheidewand zwischen Mitternacht und Mittag. Am Millstätter See wird viermal gemäht, und wer sich die Mühe nähme, schöpfte im Herbste viel herrenloses Obst, das von den Uferästen herabgefallen, aus den

Wellen. Wie an der Wassermauer zu Meran, so beugen sich hier die Nußbäume in Wölbungen verlangend in die Fluth hinaus und in ihren Schatten bergen sich Schaaren von Fischen.

Der Ort Millstatt eignet sich nicht recht zu einem Aufenthalte während des heißen Hochsommers. Es ist warm fast wie in den Thälern Südtirols. Viele von denen, welche diese Zeilen lesen, sind in angenehme Berührung mit den Düften des Millstätter Gestades gekommen, ohne es zu wissen. Es geschah dies, indem sie ihre Lippen mit dem Safte eines der zahllosen Aepfel befeuchteten, die, von betriebsamen Tirolern hier angekauft, als Bozener Früchte in die weite Welt gehen.

Zum Schluß noch ein Bild. Hier, am Strande des Badhauses, gegen welches im lauen Nachmittagswind die Wellen schlagen, blüht im Garten die Alpenrose und die vollblätterige Rosa. Draußen bauschen sich die Segel einer Barke und oben scheint es von der Alpe noch weiß herab.

Man hört nur die Seewellen und den Bach, der in sie hereinfällt, und die vielen Vögel der Ufer. Still reifen die Früchte heran, deren Roth im heiteren September aus dem Wasser widerscheint, wenn sich der gebeugte Ast der Hand des Wanderers am Strand oder im Kahn entgegenneigen wird.

Der Dobratsch.

Es giebt heute in den Städten, welche sich nicht in allzu weiter Entfernung vom Gebirge befinden, nicht mehr gar viele Leute, die nicht einmal auf irgend einer Höhe gestanden wären und sich ein Stück Welt betrachtet hätten. Wenn man in Büchern und Zeitschriften herumblättert, so bringt man eine Art von vollständiger Philosophie dieses Genusses zusammen. Hunderte Mal haben wir darüber gelesen, von der bescheidenen Redensart des Minderbemittelten an, daß „Einem da das Herz so weit wird", bis zur tiefsinnigen Anschauung unseres Jean Paul, der einen solchen Wallfahrer mit dem Kinde vergleicht, das „auf einen Stuhl steigt, um besser in das Gesicht seiner Mutter schauen zu können".

Immerhin bleibt von einem solchen Gang die Erinnerung als an einen eigenartigen Genuß, der vielleicht nur mit den Empfindungen einer Luftfahrt einigermaßen verglichen werden kann, vor dieser aber sicherlich voraus hat, daß man unter den Füßen nicht das Geflecht der Gondel, sondern die feste Erde weiß.

Dort, wo die Bequemlichkeit des Hinaufkommens und die überraschende Schönheit der Fernsicht in auffallendem Mißverhältnisse zu einander stehen, das heißt, wo man möglichst wenig Schwierigkeiten zu überwinden hat, um möglichst viel zu sehen, hat man hier und da in neuerer Zeit Fahr- und Reitwege dem Gipfel entgegen geführt, der ein Gasthaus trägt.

Solcher Häuser giebt es dermalen in unseren Alpen schon ein Dutzend. Die Höhen, welche durch sie belebt werden, sind einander in Bezug auf die „Fuße über dem Meer" so ziemlich gleich. Sie hält sich im Allgemeinen so um die Sechstausend herum — ein wenig darüber, ein wenig darunter.

Am höchsten von allen derartigen Hotelgipfeln, die schon im Eisenbahnbüchlein und auf Plakaten an Straßenecken ihre

Herolde finden, ist der Dobratsch bei Villach in Kärnten, 2154 Meter (Grünten 1733, Salve 1824, Schafberg 1780). Es ist dies aber der Grund nicht, warum hier von ihm erzählt werden soll. Derselbe soll vielmehr darin gesucht werden, daß der Dobratsch schöner ist, als alle die genannten und die übrigen Reitweg-Höhen unserer Berge und daß man so weit und so vielerlei von keiner derselben aus schauen kann.

Wir versetzen uns alsbald in das hochgelegene Dörflein Heilig-Geist — knapp am waldigen Fuß gelegen. Vielleicht ist es nicht gerathen, sämmtliche Leser, welche den Dobratsch besteigen wollen, dorthin zu schicken. Die liebliche Einsamkeit der Wälder, die blauen Weiten, die sich schon hier erschließen, der mächtige Baum auf grünem Plan, zu welchem die freundlichsten Mädchen Speise und Trank bringen, und das gemüthlichste Wirthshaus auf viele Meilen weit und breit, können unversehens den Wunsch erregen, die beabsichtigte Unternehmung in den karnischen Alpen schon hier abzuschließen. Duftig dämmern im Osten die Karawanken — hoch hinauf grünt es, die Sommervögel rufen durch die Wälder und ein echter Sommerfrischhauch geht durch die Aeste der gewaltigen Linde, unter welcher das kühle Bier steht.

Und von all dem soll's fortgehen — viertausend Fuß immer fort und fort aufwärts, über die rauhen Kalksteine der Hochwege, durch Holzschläge und endlich über die schattenlosen Weiden und klippigen Karst-Kare! Thu's nur, fauler Leser — hinterher wird dir alsbald Heilig-Geist dann erst recht wie ein seliges Plätzchen vorkommen. Herrlich ist der Dobratsch, und wenn da Ambrosia flösse, so müßtest du in die sonnigen Weiten schauen, die er beherrscht, der mächtige Wandpfeiler, zwischen Gai und Drau — sichtbar den Reisenden des Schienenweges an (und in) der ruhigen Fluth des Wörther-Sees und neben der trüben der Möll, die bei Sachsenburg vom Großglockner herabkommt.

Ein Hutschwenken, ein Strauß, ein Kärntner-Lied, und fort geht es dann in Gottes Namen durch die Buchenstände, steil hinan bis zum Fahrwege, der von Bleiberg heraufkommt. Noch einmal ein Seufzer — die prächtigen Herrenpilze, die da gedeihen, gemahnen wieder an ländliches Mahl unter der großen, schnöd verlassenen Linde, unter dem Geäst des Baumes, und an einen bekannten Kupferstich, auf welchem der treue Familienvater zu sehen ist, der, von den Seinigen umringt, die Augen mit der Hand gegen den Abendstrahl geschützt, nach irgend einem Rande des Blattes blickt.

O weh — da geht es steil durch Farn und Tannen, durch Buchen und über Moos hin die Halde aufwärts. Auf dem weiteren Wege, der, von Bleiberg her, auch von Karren benützt wird, geht es alsdann viel gemacher. Da kommen dann in ebenen Rodungen, an einsamen Stellen, wo Moos haucht und Brunnen rauschen, Tafeln mit Inschriften, wie „Dominikus-Ruhe" und ähnlichen, die einem Stifter'schen Roman, der „Narrenburg" oder anderen Erzählungen des österreichischen Dichters entnommen zu sein scheinen.

Freilich ist das anders. Wer aber gerne der Einbildungskraft ihre Wirksamkeit gönnt, der sieht hier in mondbeleuchteter Lichtung des Bergwaldes des Nachts jene Männer walten, die träumen und mit Weibern schwärmen, welche, wie in der Stifter'schen Erzählung, vom Ganges oder Indus hierher gebracht worden sind.

Unbarmherzig werden die Stämme des Waldes niedergeschlagen und an vielen Stellen sieht man nur mehr endlos viele Stümpfe, ähnlich wie die auf dem Boden feststehenden Stalaktiten-Torsi des Kalvarienberges in der Adelsberger Grotte. Solchen Rodungen in breiter Falte des Steilhanges hat es auch Bleiberg zuzuschreiben, daß es im Nachwinter des Jahres 1879 von Lawinen zerstört wurde. Ueberall hat die

Axt den Schneeabstürzungen ihre Bahnen vorgezeichnet und geebnet, und der beschränkte Unterthanenverstand der Menschen, deren Habe zerstört und dem Angehörige zermalmt wurden, mag sich bei der sogenannten milden Praxis derjenigen bedanken, welche mit den gedruckten Forstgesetzen zu walten haben.

Gemach gelangt man endlich aus der Zone des Waldes hinaus. Ganz scharf ist die Grenze nicht gezogen. Auf den geschlossenen Wald folgen Gruppen, auf diese einzeln stehende Wettertannen, Fichten und Zirbelkiefern und endlich das Krummholz mit dem wuchernden Gewirre der zähen Alpenrosen-Aeste.

Jetzt ist eine Karst-Landschaft, grüne und graue „Dolinen", Trichter, erreicht. Der Blick gegen Süden ist aufgeschlossen. Da stehen die Zacken am oberen Laufe der Fella, des Isonzo und Tagliamento, ein wundervoller Wald von Steinsäulen, auf denen weiße Felder und zwischen denen tiefblaue Schatten eingelagert sind. Das ist der am meisten phantastische und der am wenigsten bekannte Theil des Alpengebirges. In ihm hausen wälsch sprechende Kelten und Slawen, bajuwarische und sächsische Einwohner als Inseln im Völkergemenge Italiens, Slowenen und karantanische Baiern. Es sind die Riffe und Wände der karnisch-julischen Alpen.

Hier wird Jeder rasten und seine Augen sich den Lohn holen lassen für das, was die Füße bis hierher verdient haben. Darüber bleibe aber nicht unerwähnt, welche Pracht schon lange vorher denjenigen entzückt hat, der sich zeitweilig rückwärts wendete. Groß und blau sind Wörther- und Ossiacher See und nur um ein Kleines niedriger duften die Berge von Spital und Rothenthurm herein, um den Einblick in das schöne Becken des Millstätter Sees zu gewähren. Auch in den runden Faaker See, den Stolz der Villacher, sieht man hinein.

Wenn man alsdann an der grauen Berglehne, auf gut gebahnter Straße, schräg gegen Westen aufwärts steigt, so

kommen mehr und mehr die Hohen Tauern zur Schau. Von diesen darf ich nicht viel sagen, weil es meine Schwäche ist, sie das herrlichste aller Gebirge zu nennen und mir ihre Zauber in Eis, Wasser und Märchen stets gegenwärtig zu halten. Allgemach setzt sich die ganze Landschaft zusammen. Von den Brunecker oder Antholzer Bergen bis in die ferne Steiermark und weit hinein nach Venetien, Krain und Küstenland dringt der Blick.

Schön ist diese Unendlichkeit bei klarer Luft, wilder ist sie, wenn alle Thäler von Wolken und Nebeln, wie von den Gletschern zur Eiszeit bedeckt sind und nur die vielfachen Reihen und Wälle der Alpen wie Riffe hervorragen. Dann giebt sich der Wanderer vielleicht vorweltgeschichtlichen Träumereien hin, zwischen denen die starre Wesenheit der Dinge sich ihm entgegenstellt, kalt und stumm wie diese Felshäupter über den verschleierten Tiefen.

Zum Glück ist ein Hotel hart unter der Spitze, dessen Vorräthe an einem zu entschiedenen Umschwung der Stimmung ins Elegische hindern. Man kann den Sonnenaufgang vom Bett aus betrachten und alsbald wieder einschlafen. Besser aber wird es sein, herumzuschlendern und die geschenkten Stunden auszunützen — noch besser, mit dem Rücken sich an die slowenische Wallfahrtskirche zu lehnen und allein vergnügt gegen Süden sich in die Kalkberge hinein zu träumen.

Das ist eine Welt, wie sie sich kein Maler-Gehirn ausdenkt — hoch über allen ihren Säulen und Thürmen glänzt Triglav, die Verkörperung des dreiköpfigen Wenden-Gottes, der verehrt wurde von den Feigengärten des Isonzo bis zu den Sanddünen des obotritischen Meeres. Die Stunden, die der Mensch an solchem Orte zubringt, ragen ihm später aus der ungezählten Menge gleichgiltiger oder mühevoller Zeitläufte heraus, wie der silberne Triglav aus Gewölk und Tiefen.

Man hat den Dobratsch oft zum „Rigi der Ostalpen“ gemacht, damit wird seine Schönheit nur zum Theil versinnbildlicht. Denn wenn auch die Vertheilung von Land und Wasser, die in der Rundschau von jener Schweizer Warte sich bedeutungsvoll kennzeichnet, ebenso ergreifend wirkt, wie hier, hoch oben über den großen Seen des Kärntner Landes, so übertrifft die Ausgedehntheit und Mannigfaltigkeit der verschiedenen Alpenzüge, die auf dem Dobratsch überschaut werden, nicht nur den schweizerischen, sondern überhaupt jeden anderen „Rigi“ der ganzen Welt.

Der Blaue Tumpf im Maltathale.

Im Frühsommer muß man sich diejenigen unserer Thäler betrachten, welchen hoch herabstürzende Wasser als die vornehmsten ihrer Zierden angerechnet werden. Zu diesen gehören überhaupt die Thalbildungen der Hohen Tauern, ganz besonders aber das kärntnerische Maltathal, welches bei Gmünd sich mit dem breiteren Thale der Lieser vereinigt. Durch dasselbe steigt man zu hohen Eisfeldern hinan und kann hinübergehen ins herrliche Gastein oder in die sagenhaften Hochgründe von Großarl.

Um die Tage der Sonnenwende herum regt sich die heimathliche Natur in Jünglingskraft. Niemals ist sie bunter und lauter. Das, was am meisten von den Bestandtheilen der Erde mit der Anschauung des sich Bewegenden zusammenfällt, was in Sprachen der Arier „das Gehende“ genannt wird, das Wasser, ist es auch, was solchen Lebensdrang am machtvollsten bethätigt.

Wer jetzt in die Berge hineingeht, sieht dort ein Sprühen,

hört ein Donnern, wo es im Winter starrt und im Spätsommer und Herbst ärmlich sickert. Wer in ein Thal der Hohen Tauern hinaufsteigt, wird erschüttert. Ich kann mir nicht einen Menschen denken, welcher stumpfsinnig genug wäre, ein Gefühl von ganz besonderer Art von sich abzuwehren, wenn er zum ersten Mal die Stimme des Berg-Alten hört. Denn es ist eine Sprache, deren Klang weder mit dem Donner des Himmels, noch mit dem der Schlacht verglichen werden kann. Sie ähnelt einem ununterbrochenen Dröhnen.

Und die Abgründe der Erde, welche der Schaum verbirgt, sowie die triefenden Wände, auf welche sich der Regenbogen im aufsteigenden Staubgewölke stützt, scheinen zu zittern. Die Rede erzählt von den Schrecknissen des hohen Eises, vom lichtvollen Winter der Gipfel, von unnahbaren Thronen.

Nirgends in deutschen Landen hallen diese Predigten eindringlicher, als in jener weitausgedehnten Wildniß, welche man das Gebiet der Hohen Tauern nennt. Hier legen wir uns beim Eintreten die Frage vor, warum die Wasser, die von jenen schillernden Eisflächen dort oben auf den Graten abfließen, viel häufiger in lothrechter Wallung, in wehenden Schleiern zu Thal gelangen, als in anderen Gegenden der Berge, wo gleichwohl der Winter in der nämlichen Höhe ebenso viele Vorrathskammern aufhäuft.

Die Antwort wird dem Vielgewanderten durch vergleichenden Augenschein gegeben. Nirgends liegen die Thäler im Verhältniß zu den Magazinen so tief — es ist also den Wassern mehr Steilwand, mehr Raum zum Stürzen gegeben.

Wenn man einem unserer großen Stürze entgegen geht, begegnen Einem entfernt davon eilige, hochaufjauchzende Wellen, rasche Läufer, die überall die Nachricht von der großen Schlacht und dem gewonnenen Sieg verbreiten. Denn es ist ihnen geglückt, dem starren Gefängniß im nachtfinsteren grünblauen

Schlund des Gletschers zu entrinnen, alsdann das Hinderniß entgegengestellter Zacken und Abgründe zu überwinden. In grauenhaftes Wirrsal zerschlagen, gelang es ihnen gleichwohl, sich wieder zu sammeln, und jetzt stürzen sie als lärmender Vortrab der übrigen, die noch mitten im Kampf toben, der Freiheit, dem Meere entgegen.

Wir kommen näher. Der Boden zittert, eiskalt haucht es uns an, es regnet. Die Tropfen kommen, durch den Wind vertragen, von jenem weißen Rauchgewölk her, von dem wir über die Tannen hinweg die obersten Zuckungen sehen. Sämmtliche Bäume neigen sich uns entgegen — sie sind einer dem Sturze abgekehrten Richtung gebeugt — die Wucht der zusammengepreßten Luft hat sie umgebogen.

Jetzt — so weit die herumfliegenden Schaumblasen es gestatten, die Augen offen zu halten, nur mehr weißes Gebrodel, rieselnder Nebel — das grauenhafte Getümmel des Wogenkampfes. Hier ist unseres Bleibens nicht. Wir treten etwas zurück. Noch immer durchfeuchtet uns der eisige Regen, aber es gelingt Einzelheiten zu unterscheiden. Hoch oben, dort wo der vorschießende Bergstrom in den Abgrund hinab umbiegt, blitzen Pfeile heraus, vorwärts geschleuderte, an den ersten Zacken losgerissene Wellentheile. Unter ihnen ist aus der grünblauen Fluth ein verwirrtes, doch blendendes Gemengsel von Luft und Schaum geworden, und mitten drinnen ein großer Felsblock — der eben ist es, welcher als Kanone uns seinen Rauch entgegen jagt. Denn was auf ihm anprallt, das wird zerschmettert und fliegt herübergeworfen über uns her und zur anderen Thalseite. Es dunkelt in den Strudeln und blitzt wieder auf — und auf den letzten Riffen verwandelt sich Alles in eine zinnweiße Brandung. Aus gährenden Perlengarben aber unten im rundlich ausgehöhlten Becken, aus jäh von der Tiefe her zurückprallenden Schaum-Raketen, entwickelt sich end-

lich ein immer wieder von nachzüglerischen Schleiern überwalltes Gewölbe von Regenbogen.

Wird es uns, deren Einbildungskraft vom Schulwust längst plattgedrückt ist, schon schwer, den körperlichen Schwindel zu bewältigen, der uns beim Anblicke dieser Schlucht ergreift, und nicht minder schwer, uns von einer eigenthümlichen Gemüthsbewegung loszusagen, welche das dämonische Schauspiel aufwühlt, so glauben wir eher den Erforschern ferner Länder und entlegener Gesittungen aufs Wort, wenn sie uns erzählen, daß viele Menschen hier ein beseeltes, wüthendes, lebensfeindliches Wesen erblicken.

Die Rohheit des „Willens" — wie der Frankfurter Weltweise das Innerste der Welt nannte — erscheint vielleicht kaum irgendwo so überwältigend laut, als in diesem trotzigen Vorwärtsstürzen zu einem unbekannten, noch von endlosen Fernen verborgenen Ziele.

So wird es begreiflich, daß unser eigenes Volk jeden dieser Schlünde von einem „Klammgeist" bewohnt sein läßt, der scheu vorüberziehende Wanderer mit seinem Geheul erschreckt. Wir begreifen den mächtigen Geist Fugamu, der im Aschango-Lande über den Wassern des furchtbaren Kataraktes im Nguyai-Strom waltet — oder den polternden Schutzgeist der Wasserfälle, der im Indianer-Märchen wie ein Strom durch menschliche Wohnungen hindurchwüthet und Felsen und Bäume mit sich fortreißt — oder das Opfer an Tabak, das die Huronen einem solchen Dämon in seine Kluft legen.

Eine Gewalt, die ihren Willen durchzusetzen und zu einem Ziele zu gelangen vermag, dessen sie sich so wenig bewußt ist, wie der Zugvogel des Gestades, zu welchem zu fliegen er sich anschickt, jeden möglichen Steinwall der Erde zerfägt und durchlöchert, der weder Granit und Syenit, noch Porphyr und Gneis widerstehen, und wären ihre Mauern himmelhoch übereinander

gethürmt, verkündet allerdings lauthallend die Selbstherrlichkeit des Willens.

Wer solche Wirkung beschauen will, denke an die Bildung vieler Thäler. Vor Zeiten, deren Entfernung durch Angabe von Jahrzahlen nicht deutlich gemacht wird, stürzte vielfach das in Seitenthälern angesammelte Wasser in einem oder mehreren jähen Fällen zum Strome des Hauptthales nieder und auch die verschiedenen Abstaffelungen und Felsstufen des Seitenthales selbst wurden von den Wassern im Bogen übersprungen. Dieser Schaustücke giebt es heute nicht mehr viele und in einem tausend Mal größeren Zeitraum als derjenige ist, der verstreichen muß, bis die Passagiere der Dampfer auf dem Congo allenthalben vom Ufer her die Table-d'hote-Glocken der Hotels hören werden, finden unsere Nachkommen dergleichen nicht mehr.

Ein Ueberbleibsel sind die berühmten Krimler Fälle, der Absturz der in einem Hochthal angesammelten Wasser nach dem breiten Flußthale der Salzach. Obwohl durch Felsbänder getrennt, kann der Fall doch als ein zusammenhängender betrachtet werden, der von seiner obersten Biegung bis zu den untersten Felsplatten, an denen er zerschmettert aufraucht, einen lothrechten Weg von über tausend Fuß durch die Luft zurücklegt. Die mächtige Prallung der Fluth reibt am eigenen Bett von Gneis und Kalk — in jeder Minute wird durch den Anstoß, den das tobende Wasser unter dem Gebote des Gesetzes der Schwere ausführen muß, vom Rande, um den es sich überschlagend ausbeugt, ein nicht wahrnehmbarer Theil hinweggerissen. So sägt es sich fort und fort zurück und immer tiefer in seine Unterlagen ein, und ein spätes Geschlecht wird — wenn überhaupt bis dorthin noch nicht der letzte Mensch am Aequator erfroren ist — sehen, daß endlich eine Schlucht, eine enge Klamm, gegraben ist, und das Wasser im tiefen Abgrund

rinnt, weit unter der hohen Felsebene, von deren Kante es heute noch sich selbst ins Blaue hinausschleudert.

Ein schönes Beispiel zu diesem Bilde bringen die Zurücksägungen der Großarler Ache in Salzburg. Diese hat jenen gepriesenen, von Wasserrauch und beweglichen Regenbogen durchzitterten Schlund sich eingehöhlt, den man heute Lichtenstein-Klamm nennt. Der Wasserfall aber, welcher jetzt im hintersten Hintergrund der Höhlen und Auswaschungen den Besucher bald durch die schaumweiße Widerstrahlung des Mittagslichtes erfreut, bald durch Nebel und ein Gegröhle, welches den Zusammensturz der Berge zu bedeuten scheint, erschreckt, rauchte früher am Anfange der heutigen Klamm in einer Weise herab, für die uns die Krimler Staubsäule einen, wenn auch vergrößerten Maßstab vorgiebt.

Als sich der florentinische Seher im höchsten Kreise des Paradieses, im Empyreum, dem feinsten Feuer des christlichen Himmels, befand, versagte ihm die Einbildungskraft den weiter tragenden Schwung. Doch leuchtete ihm eine Wahrheit vor: „Die Liebe, welche die Sonne und die übrigen Sterne bewegt, lenkte mein Verlangen.“ Unter dieser „Liebe“ ist, wenn der Redensart ihr phantastischer Schiller abgelöscht wird, nichts Anderes zu verstehen, als die Anziehung, welche alle Welten einander nähert und in Bewegung setzt — jene nämliche Kraft, welche es bewirkt, daß die Körper, die unserer Erde angehören, freigelassen, sich nach derselben hin bewegen. Von gleicher Ahnung klingt es wieder in der theomantischen Verzückung des Pater Profundus:

Ist um mich her ein wildes Brausen,
Als wogte Wald und Felsengrund!
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund.

So ist es, jenseits des Standpunktes eines Wilden, der, in den Vorstellungen des Animalismus befangen, im donnernd andringenden, jäh gegen den Beschauer vorschießenden, schnaubenden Strom ein Ungeheuer erblickt — jenseits des Sehers, der hier eine trotzige Verkörperung des Willens in der Natur findet — eines der wundersamsten Schaustücke, die das allgemeine Gesetz der Schwere hervorruft. Man nehme die Schwere als gegeben an. Dann ballt sich zerstreute Welten-Materie zu Kugeln, zuerst zu gasförmigen, alsdann zu glühenden und erkaltenden. Die Schwere macht die Jahreszeiten, sie macht, daß wir uns von der Quelle des Lichtes und der Wärme in ersprießlichem Abstande befinden — durch sie wird es möglich, daß der Sommer die Erde schmücken und das Eis der Zacken dort oben vor unseren Augen in hoch aufstäubendes Rauchgewoge sich verwandeln kann.

Wir sind eigenthümlich geartet und beobachten das herabstürzende Wasser keineswegs mit den nämlichen Augen oder unter der Einwirkung eines gleichmäßig Ueberraschenden. Gewiß werden die meisten Wanderer von den Cascatelle und Cascate des Teverone und Velino weniger aufgeregt, und nur aus dem Grunde, weil die ersten zum Theil, die letzteren ganz von Menschenhand geschaffen worden sind. Selbst bei geringerem Wasservermögen werden uns die flatternden Schleier eines Alpenbaches, der über mit Rhododendren bewachsene Felswand hinabwallt, einen wirksameren Eindruck machen. Wir können uns den magischen Gesang der Geister über den Wassern, welchen uns der Dichter überliefert hat, nicht oberhalb einer Schlucht denken, welche durch Pulver oder Dynamit ausgesprengt worden ist. Ebensowenig vermochte je bei Solchen, die nicht etwa den Hintergrund einer Opernlandschaft für schöner halten, als die Gebilde der schaffenden Natur, ein durch Stauung hervorgebrachter Sturz — wie man solche in mitteldeut-

schen Waldbergen gegen Trinkgeld hervorbringt, irgend welch angenehme Empfindung hervorrufen. Schön ist nur das nicht Gewollte, Freie, Zwecklose. Der Wasserfall, den man über den Felsen der Burg Nideck im Elsaß herabrutschen läßt, damit der „Burg" die entsprechende romantische Ausstattung zukomme, würde, auch wenn derselbe reichlicher flösse, kaum eine andere Täuschung anregen, als die, daß der dürre Berg den Schnupfen bekommen habe.

Die gleiche Wahrheit scheint uns für die Beleuchtung zu gelten. Wogender Lichtschein und der Sonnenblick des Mittags oder die goldflüssigen Pfeile des Mondes verklären den stürzenden Bach mehr als die bengalischen Flammen, die elektrische oder Magnesium-Sonne des Hoteliers, der uns dafür einen Franks auf die Rechnung setzt. Die letzteren gehören auf das Theater — draußen genügen uns die himmlischen Lampen. Doch gelingt es auch der Natur selbst nicht, mit den Erscheinungen des der Schwere gehorchenden Wassers allenthalben in gleicher Weise das menschliche Gemüth zu bewegen.

Vor Allem wird die Wahrheit des in der gesammten Wissenschaft vom Schönen geltenden Satzes offenbar, daß durch Massenhaftigkeit und Umfang allein noch nicht das Ergreifendste geleistet wird. Die Höhe wirkt gewaltiger als die Breite.

Versetzen wir uns in eine Einöde der Alpen. Hoch oben, wo es durch den kreisenden Gang der Wolken manchmal weißmetallig durchstrahlt, hängt ein Band, welches wir auf den ersten Blick nicht deuten können. Einige halten es für eine Eiszunge, Andere für stürzendes, dürftiges Wasser.

Wenn die Wolken sich oft lichten, giebt endlich der Blick den Letzteren Recht. Aber es wallt und zuckt nicht — es ist so hoch, daß Wellenbewegungen nicht mehr wahrgenommen werden.

Weiter unten verschwindet das Band im Eise. Könnten wir in die Höhlungen hinein schauen, so sähen wir grünblaue Nacht des selbstgeschaffenen Gewölbes und hörten ein Tosen wie Hämmern einer ungeheuerlichen Schmiede. Es ist dies das Anschlagen der Wellen gegen die abermals entgegengestellten Eismauern und ihre wüthende Arbeit, sich Ritze und Ausgänge aus der eisigen Finsterniß zu verschaffen. Noch weiter hinab zu ist Steilwand — dort wird der Bach schier wieder zur Wolke, die ihn geboren hat — unten endlich sammeln sich in Wirbelbecken die wieder umgestalteten Tropfen und werden Wogen, um zu Wogen des Weltmeeres zu wandern.

Auch den Gedanken unserer großen Schalenbrunnen theilt der gestaltende Mensch mit dem traumhaften Walten der von ihm unbewußt genannten Kräfte. Hoch oben in die Felskare der dinarischen Alpen sind die Blitwica-Seen eingebettet — sieben Becken übereinander. Jedes derselben spendet von oben herab dem niedrigeren seinen Wasserfall. Das ist die große Fontaine des armen Kalkgebirges. Sie ist vom nämlichen Künstler geschaffen worden, der in Tropfstein-Grotten und Eiskristallen, in Wolkengestalten lange vorher Paläste, Säulen, Dome, Thiere und Palmen bildete, bevor ein Auge sich dem Licht aufschlug!

Viel ließe sich noch träumen und sagen über forteilende Wasser und vom Augenblick zerschlagene, doch ewig erneuerte und fortwandelnde Ströme.

Nachhaltiger zugleich und auch für den Augenblick tiefer eingreifend wird von ihnen doch nichts verkündet, als das, was uns so viele andere weniger laute und glänzende Dinge sagen: Die Lehre vom zwecklosen, unbegreiflichen Wandel, vom Fluß der Erscheinung und von der Hinfälligkeit alles desjenigen, was im aufzuckenden Moment unserer Lebensanwesenheit uns entzückt, überrascht, betäubt oder erschreckt:

— — Es ist von deinem Bronnen
Tiefinnerst jede Kreatur durchronnen;
Es braust in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!

Solche Lehren predigen die Stürze der hohen Malta. Nichts ist reicher als ihre Fülle — nirgends vervielfältigt sich zu solch ungezählten Bogen und Wölbungen das Spiel der Iris.

Friesach.

Um das mittlere Kärnten, die niedrigeren Gneisgebirge an der Mur, der Olsa und Metnitz kennen zu lernen, giebt es nichts Bezeichnenderes, als einen Gang längs des letzteren Flusses. Es gilt dies sowohl für die Besonderheiten der Natur, als für die eigenthümliche geschichtliche Entwicklung dieser Theile des östlichen Berglandes.

Der Biograph Walter Scott's berichtet uns, daß der Dichter, als er durch die Umgebungen von Rom reiste, um die Ueberreste des Alterthums zu betrachten, sich durch das Schloß von Bracciano, das Muster einer mittelalterlichen Burg, stärker und länger angezogen fühlte, als durch die Trümmer der Tempel und Aquädukte.

Aehnlich erging es mir, während ich eines Tages die Alpen zwischen Mur und Drau in nüchterner Absicht durchstreifte.

Ich sah die Stadt Friesach von vielen Burgen und seltsamem Mauerwerk überragt. Dergleichen hatte ich bis dahin nur als Bildwerk kennen gelernt, bestimmt, einen jener Romane voll von german horrors zu zieren, wie sie unsere Großväter entzückten. Die Gedanken-Verknüpfung mit alten

Erinnerungen war sofort hergestellt. Die fast wollüstige Beängstigung, die einst im Knaben durch die abgegriffenen Bücher (der Himmel verzeihe den Uebersetzern ihren Stil und den Verlegern das Papier!) der Mißes Radcliffe und Reyde oder gar durch die schauerliche Geschichte des „Schlosses von Otranto" entstanden war, bemächtigte sich meiner wieder. Ich beschloß hier zu verweilen und der Einbildungskraft zu schmeicheln.

Schon vor den Stadtmauern mit ihrem Wassergraben blieb ich stehen.

Sehr klar und lichterfüllt ist das Wasser in ihm und ganz gewiß giebt es keinen anderen Stadtgraben, in welchem sich, wie in diesem, die Bewohner tiefer Alpenseen, die Saiblinge, herumtreiben. Man schaut durch glashelle Tiefen bis auf den Grund, den unentwirrbare Dickichte von Algen und Wasserfäden bedecken. Gewiß sind es aufquellende Wasseradern, die den alten Karnern zu Hilfe kamen, als sie sich hier ein Bollwerk errichteten.

Den Mauern hat das Alter eine nußbraune Färbung gegeben und Fliederbäumen gestattet, sich auf der vermittelnden Brüstung anzusiedeln. Auch gelbe Kürbisblüthen hängen über das Mauerwerk gegen das Wasser hin, welches alle diese Dinge wiederspiegelt.

Sodann gerieth ich in eine wenig ansehnliche Gasse. Am Bärenwirthshaus finden sich zwei Frauenköpfe angebracht, denen man, als einem mythischen Wahrzeichen der Stadt, auch an anderen Stellen begegnet. Es wird den Frauen nachgesagt, daß sie aus fernen Landen den Bergbau hierher gebracht haben. Viel mehr Wahres mag nicht daran sein, als an der volksthümlichen Behauptung, ein Friese und ein Sachse hätten die Stadt gegründet, was durch den Namen erwiesen werde. Von dem hochdeutschen Mannsnamen Frizzo und dem Worte Ache, welches Bach bedeutet, hat sich also die Deutung verloren.

Von den bewohnten Alltagshäusern der Stadt wollte ich für den Augenblick nichts wissen. Mich zog die Gewalt, unter deren Bann ich mich fühlte, zu Klöstern und Burgen, zum epheu-umsponnenen Gewölbe der alten Abtei, mitten in den Traum, der auf den Höhen zu Stein geworden ist. Bald meinte ich dort oben ein Stück der Stadt Niesa zu sehen, welche vom Pflanzenwuchs der Volsker-Berge erobert wurde und jetzt völlig todt unter den Wurzeln der Sträucher und Schlingpflanzen liegt, bald Mauern jener Abbeys von Kent oder Sussex, welche Mitternacht von den gespenstischen Schritten normannischer Eindringlinge wiederhallen oder von den Seufzern weiß verschleierter Damen, deren Füße keine Spur im Thau des pappelbeschatteten Rasens zurücklassen.

Wunderlich genug, daß am Fuße des Hanges, über welchen man zur Geiersburg ansteigt, sich eine Bude aufgethan hatte, in welcher man unter vielen Dingen Speik und Allermannsharnisch zum Kaufe anbot. Die heutigen Menschen nehmen diese Pflanzen nur mehr, um Kleider oder Wäsche wohlriechend zu machen und weil sie an Heilwirkung glauben — ich wollte im Stile meiner Stimmung verharren und nahm sie mit, um gegen die bösen Gewalten der Gemäuer mich zu feien.

Unverletzlich gemacht klomm ich gegen das Trümmerwerk der Geiersburg hinauf. Zu gleicher Zeit bewegte sich ein Raubvogel gegen dieselbe — er hoch oben in den Lüften, ich durch Bohnen- und Kohlgärten.

Vor der Geiersburg sind ansehnliche Trümmer vorhanden. Hollundersträuche verdecken die Schießscharten und über herabgewetterte Steine hat die Zeit ein grünes Dickicht ausgebreitet. Die waffenklirrende Herrlichkeit des verschwundenen Geschlechtes, der Schall des Harfenklanges und des Minneliedes sind von den Bildern ganz gewöhnlicher Noth verdrängt. In die Hallen hat sich eine Bauernhütte hineingelehnt. Die Mauern sind

dort von dem Rauche des Feuers geschwärzt, an welchem die täglichen Erdäpfel gesotten werden.

An manchen Fensteröffnungen sind die Ziegel vom Rauch verschont und roth geblieben, aber dafür haben sich Büschel von Kräutern auf dem Gesimse angesiedelt.

Im Thurm gedeiht rothe Bohnenblüthe. Wo der Heldendichter des Felsensitzes seine Reim-Chronik schrieb, dort liegen ein Paar durchlöcherte Schuhe auf dem Steinsitz, Leitern, Sägböcke, dürre Aeste, Holzstümpfe sind gegen die Mauer gelehnt, aus deren breitester Schießscharte eine Stange herausragt, an der bunte Fetzen trocknen.

Im feuchten kühlen Saale entdeckt der Eintretende kein anderes Hausgeräthe als einen Waschzuber und einen Rechen. Eine scheue Katze verschleicht sich unter den Blättern von Rüben, die der arme Insasse in einer Ecke des Mauerwerkes angepflanzt hat.

Einen anderen Theil, vielleicht den Waffensaal, benützt er als Scheune und nicht minder rücksichtslos ist die Natur selbst vorgegangen, denn nicht nur Sträucher und Waldbäume sind von unten herauf gewandert, sondern sogar Schilf aus dem Sumpfe in der Tiefe hat sich hier eine Kolonie gegründet zwischen den mit Balkonen gezierten Mauern. Die Rispen mit den purpurrothen Blüthen zittern im Zugwind.

Es fehlt auch die Kapelle nicht, zu der man auf einem halsbrecherischen, verwitterten Stege hinübergeht. Das Schloß der Thür ist verrostet und der Feuerdienst des ewigen Lichtes hat aufgehört. Dafür wachsen wilde Rosen und rothbeeriger Sauerdorn an den Mauern und in ihren Oeffnungen. Es wird nicht mehr Wein in Blut verwandelt, aber aus dem Moder entfalten sich brennrothe Kelche, unter denen, trotz der späten Zeit, Nelken sich hervorthun.

Noch wundersamer dünkt uns das Innere der alten Probstei

Virgilienberg, zu der wir am entgegengesetzten Ende der Stadt durch Felder von Mais, dessen Rispen uns über dem Kopfe zusammenschlagen, hinaufgehen. Diese Trümmer werden vom Waldwuchs sehr hart bedrängt. Ueber das Meiste ist er schon Herr geworden, und zwei Fichten sind bereits bis zum Hochaltar vorgedrungen.

Wie in den ersten Jahrhunderten des Christenthumes die Hände der Frommen lebendige Blumen auf den Altar stellten, so hat es hier die Laune der Natur gethan.

Wie das Zittern der Seelen angesichts der geglaubten Geheimnisse, regen sich viele Sträucher und Kelche im Zugwind zwischen den Mauern. Von einem Strebepfeiler schauen noch die rothen Ziegel heraus, sonst ist Alles ruinengrau. Oben, neben der elastischen Spannung des Fensters, hängen Brombeeren, und vom Kapitäl des mächtigsten Pfeilers nickt eine Geranie herab, gleich der „blauen Blume" der Mystagogen.

Die anderen Vesten, Rothenthurm und Petersberg, werden auch von Wald umringt, ja das erstere ist völlig in ihm versteckt, das andere hebt sich auf Felsgrund über ihn hinaus. Mir wurde jenes Gemälde des Meisters Schwind lebendig, wo der Falkensteiner mit Hilfe des Zwergenkönigs sich die Braut erringt.

Sie sollte ihm nur dann werden, wenn er in einer Nacht eine Brücke über den Schlund zum Schlosse würde bauen können. Der König hilft ihm mit den Geistern, jetzt steht der Ritter vor dem Schlosse, die Holde winkt ihm selig entgegen und um den Felskegel schaffen noch und wimmeln die fleißigen Zwerge.

Die Absätze früherer Stockwerke in Rothenthurm erkennt man am Moos, das sich streifenweise in ihnen angesiedelt hat — ebenso auch das Gebälk an den schwarzen Löchern, in die es eingefügt war. Durch ein Loch in der Mauer schlüpfte ich

ins Innere und verscheuchte eine Eichkatze, die rasch an der Mauer emporkletterte.

Das Merkwürdigste bleibt Petersberg. Dies ist eine Burg von gewaltigem Umfange, in der es Monate lang zu malen gäbe. Auf einem Gewölbe in der Kirche wurzelt eine Tanne, die grüne Fahne des Sieges der Natur über das Menschenwerk. An rothen Ziegelschlangenlinien im Gemäuer erkennt man die alten Wendeltreppen. Bauern hausen in vielen Gemächern, an ihren Holzthüren hängen gedruckte Gebete und Stallsegen. Arme Kinder rösten sich in einer Nische, die einst einen Wandschrank voll Juwelen geborgen haben mag, Maiskolben oder verlassen ihre Ziegen, die sie im Waffensaal hüten, um den Eindringling anzubetteln. In allen Gemächern ist üppigster Gartenwuchs von Kohl, Stachelbeeren, Salatstauden. Manchmal haben die Verschönerer späterer Zeit romanische Fenster (wie man sie in Italien an vielen Bauernhäusern sieht) in das Mauerwerk eingebrochen und durch ein solches droht uns jetzt ein stahldunkles Wetter von Westen.

Noch einen Blick auf die tiefe Stadt, um die sich der Wassergraben blau wie eine Stern-Hyacinthe schlingt, auf die Kirchen und Bauwerke des Abgrundes, dann auf den Friedhof mit den schwarzweißen Kreuzen, auf dem eben die letzten Gräser des Jahres abgemäht werden. Wer weiß, welche Warte der Veste es war, in die man jetzt die Leichen einsenkt.

Das gewaltige Gebäude in der Tiefe ist das Haus der deutschen Ritter vom Hospital St. Mariä zu Jerusalem, der weißmanteligen Helden, deren Nachfolger nun zu Verzehrern nutzloser Gnadengaben geworden sind. Jene noch mächtigeren Mauern beherbergen die frommen Frauen des heiligen Dominikus, hier sind uralte Krypten und neben ihnen stehen die verschiedenartig aussehenden Thürme der großen Kirche, die dem Apostel des glücklichen Arabien, dem heiligen Bartholomäus

geweiht ist. Alle diese Denkmäler haben elfjährige Türkenwirthschaft überstanden — denn so lange hauste, um den Maskenball der Gestalten, die sich hier bewegten, noch um eine bunte Erscheinung zu vermehren, ein Pascha auf irgend einer der zerbröckelnden Vesten.

Nun einen Schritt heraus aus jenem Geisterleben, das die Dome gipfelte, in welchem der Geist in sich selbst und seine Nacht hinabstieg und Phantome sah! Auf dem Marktplatz steht ein großer Brunnen und die klare Fluth fällt in ein Becken, das mit schönen heraustretenden Gestalten verziert ist.

Man sieht Andromeda und Perseus, den Raub der Europa-Aphrodite auf dem Seethier. Das lebendige Element rauscht seine Bewegung und die Göttergestalten verjagen die moderige Luft, die sich während unserer Gänge durch die Mauerwerke der Ritter und Mönche ins Gehirn eingesenkt hat.

Im Kanalthale.

„Reiche Leute kommen nicht in unser Hochgebirge, sie finden dort nicht, was sie verlangen und bezahlen wollen," so schrieb eines Tages der Direktor der Südbahn, von Schueler, an den Verfasser dieses Buches. Es war um die Zeit, als er das Bergschloß für Reisende in Toblach bauen ließ, hoch oben an den Pforten des Ampezzaner Thales.

Bald ahmte ihm die Regierung nach und stellte ein gleich ausgestattetes ins Land Kärnten. Toblach war gut gewählt, Tarvis, wo das neue gastliche Haus aufgebaut werden soll, ist es nicht minder. Hier wie dort wird verwöhnten Ansprüchen genügt. Das Bergschloß oben im Pusterthale ist bereits Hafen und Obdach für Solche geworden, welche Höhlenstein und Cor-

tina, den Cristallo und Cadore sehen wollen — das Tarviser Haus steht an der Schwelle der Alpenbühne, vor den Kalkgipfeln des karnischen Hochgebirges.

Ist das gegründet, so kann Jeder kommen. Ich bin bescheiden und lasse mich von den kleinen Unbilden, die im Verkehre mit Wirthen und ihrem Anhang entstehen, nicht um ein winziges Theilchen guter Laune bringen. Aber die Anzahl derjenigen, welche anders empfinden, ist größer. Was würde beispielsweise das Haupt einer reisenden Familie, etwa ein mit schöner Busennadel und werthvollen Ringen gezierter Kommissionsrath, gesagt haben, wenn er gestern Abend folgende Reihe von Auftritten gesehen hätte? Ankunft: ein Klapperkasten von Omnibus, in welchem ein Reisender sein Wachskerzchen anzünden muß, um die Anzahl von Personen zu erkennen, mit denen er fährt.

Außen sind die Löcher im Omnibus durch aufgenagelte Bretter von verschiedener Farbe verdeckt. Der hintere Theil ist nach auswärts gebogen, durch Ueberfüllung halb geborsten. Slawisch-wälscher Schmutz im ersten Gasthof. Es scheint, als ob sich die Unsauberkeit der benachbarten Wenden und Furlain hier ein Stelldichein mit germanischer Grobheit gegeben hätte.

Viele unwirsche Mägde, keine Bedienung. Gutes Bier, jämmerliche Betten, unbeschreiblicher Wein. Kein Trinkglas im Schlafzimmer. Poltern und Gejohle. Um vier Uhr erscheint der Hausknecht, weist ein Paar Stiefel vor und fragt, ob die unser Eigenthum seien. Das wiederholt er fünfmal. Endlich bringt er die richtigen, hat sie aber drei Stunden später noch nicht gesäubert.

Wie Viele behalten ihre gute Laune und schauen nach solchen Nächten mit gleicher Andacht zu Mangart und Wischberg empor — den herrlichen Gipfeln? Der Gast, der ein

Idealist zu sein scheint, stellt sich im sonnigen Morgen, sein Frühstück erwartend, unter das Thor und blickt in den Thau und die Verklärung.

Der Wirth, der noch niemals etwas davon gehört hat, daß man die im eigenen Hause Zugekehrten zu grüßen habe, behält seinen Kloben im breiten Mund und bläst seinen Gast mit Knasterrauch an. Ein zierliches Fuhrwerk kommt angerasselt — flugs Mütze vom Kopf, Pfeife aus den Zähnen, Rücken gekrümmt und alsbald hinausgerannt.

So schaute es in Tarvis aus, wohin die Regierung einen Gasthof setzte, um den Karantanen zu zeigen, wie man es mit Fremdlingen anstellen muß, wenn ringsum alle Pracht des Hochgebirges ausgebreitet ist.

Darüber sind erst ein paar Jahre verflossen. Schon hat sich Manches umgestaltet. Die große Gaststätte am Bahnhofe gilt als ein Muster für solche Unternehmungen und auch in Tarvis selbst hat man gebaut, das Vorhandene erweitert, überhaupt sich von manch abstoßender Landesüblichkeit abgewendet. Insbesondere ist es der Schöpfer Raibls, Herr Schnablegger, der hier zum Fortschritt drängt. Ihm allein ist es zu verdanken, wenn Tarvis allgemach beginnt, eine Sommerfrische zu werden.

In Tarvis gehen drei Schienenwege auseinander. Der eine nach Pontebba und Udine, der andere in die Hoheit der julischen Alpen, nach Laibach, der dritte nach Villach, zu den Seen, nach Tirol — in die weite Welt des nördlichen Gebirges. Damit noch nicht genug, steigt von Tarvis ab gerade dem Süden entgegen die Predilstraße an. Auf dieser gelangt man ins feigenreiche Görz, ins Küstenland, zum alten Aquileja und zu den Lagunen des Isonzo, wo das blaue Meer rauscht.

Wie ein Sinnbild solch hesperischer Ahnung erhebt sich über Tarvis der Königsberg, den Sage verklärt wie Gewölk der Sonnenaufgang.

Als einst die Barbaren aus Pannonien, die Longobarden, lüstern nach Gold, Wein und Weibern der Halbinsel, in großen Heerschaaren ausgezogen und zum Gewässer des Raibl-Sees oberhalb Tarvis gelangten — in schauerlicher Wildniß karnischer Felsen, da stieg ihr König — so verlautet späte Sage — zu einer hohen Kuppe an mit einem Haufen Getreuer, ihnen das Land Italia zu zeigen. Dort im fernen Himmelsblau lagen eingetaucht Schatzkammern und Genuß. Da schrien die Barbaren freudig dem Schlachtenführer zu und darum heißt die Kuppe der Königsberg.

Die Landschaftsmaler und Photographen sind Monate hindurch in den Tarviser Bergen gewesen und haben mit allem Fleiß gearbeitet. Von den Höhen der Luschari-Wallfahrt bis in den Wasserabgrund der Schlitza, von den oberen Eisfeldern bis zu den kobaltblauen Seespiegeln — wilden, träumerischen Wassern, an denen Sumpfschilf und gesticktes Badekostüm nicht zu sehen ist — giebt es Alles, an was uns die Schilderer der heimischen Natur, insbesondere die Maler nördlicher oder südlicher Kalk-Alpen gewöhnt haben.

Selbst wenn Tarvis (einst Deutsch-Tarvis, zum Unterschied von Wälsch-Tarvis, Treviso, geheißen) nicht an einem Punkte läge, von welchem die Schienenstränge nach drei verschiedenen Richtungen auslaufen, würde es sich empfohlen haben, hier zur Heranlockung von Gästen Hand anzulegen. Die Kosten freilich, wird Mancher einwenden, können noch auf eine Reihe von Jahren, so lange der Fluß nicht in ein regelmäßiges Bett gelenkt ist, d. h. so lange sich die Ohren der gebildeten Menschheit nicht an österreichische Namen nahezu ebenso gewöhnt haben werden, wie an die Wallfahrtsstellen des Westens, nicht jene Früchte tragen, auf welche Jeder, der nicht Regierung oder große Bahngesellschaft ist, zuversichtlich angewiesen wäre. Das Zuwarten wird aber belohnt werden. Der Ver-

kehr wird in das Gewand hineinwachsen, mit welchem man ihn lockt.

Ich zweifle nicht, daß ein einfaches Essen lobenswerther ist, als eine Table d'hote von sechs oder acht Gängen. Vielleicht lernt der Kultur-Flüchtling von gewissen Gesellen ungebändigter Eigenthümlichkeit mehr als von Seinesgleichen, und von einem Wurzgräber oder Kohlenbrenner, mit dem ihn die Langeweile zusammenführt, mehr als von seinem Table-d'hote-Gegenüber. Aber gleichviel — zu irgend einer Stunde führt es ihn dann doch hinaus zu den Lawinenresten der Predilstraße, an welchen die blauen Kelche blühen, zu den Alpenrosen am Raibl-See. Und wenn er sich dabei die theuerste Luxus-Cigarre anzündet, so haftet dabei sein Blick an dem Wolkenspiele des Wischberges, und so viel dunkle Ahnung von längst verschwundenem Treiben im berührten Wald steckt noch in Jedem, daß sein Sinn alsbald — sei es nur in flüchtiger Regung — Frohndienst und Mammon gegen die Freiheit hin gehoben wird.

Solches zu erreichen, ist große Natur nothwendig, die wird aber nur in Entfernung von größeren Ansiedlungen gefunden, denn letztere bestehen, wie man sofort begreift, nur an leichter zugänglichen Stellen in breiteren Thälern, welche Verkehr und den Wuchs der Nutzpflanzen begünstigen. Am Raibl-See kann keine Stadt, kein Dorf stehen. Also muß, um die Benützung des Hauses zu erleichtern, in welchem die Mächte der Bergwelt schrankenlos walten, den Menschen in seiner Nähe ein solches Obdach gegeben werden, wie sie es — mit Fug oder mit Unrecht — verlangen.

Der Zug, welcher die moderne Welt, an deren Gehirn und Nerven die Schlacht der Civilisation aufreibend arbeitet, jährlich an solche Stätten lockt, kann von allen möglichen Standpunkten aus betrachtet werden. Vergessen wir den darwinistischen nicht. Es erscheint als richtig, daß ein Theil der Ge-

sundheit, welche dabei aufgebessert oder erworben wird, Eigenthum der Nachkommen werde, und die Hinneigung zur Natur, für Viele jetzt Sache gesellschaftlichen Zwanges und der Mode, allgemach in die zu vererbenden und ständig gewordenen Eigenschaften übergehe. So viel für die sogenannten gesunden Naturen, welche in jedem schwarzen Rock oder Ueberzieher, der ihnen begegnet, eine Sünde gegen die Weihe der Alpenwelt und den urwüchsigen Sinn ihrer Bewohner erblicken. Solchen Recken darf auch in Erinnerung gebracht werden, daß neben manchem hereingeschleppten Firlefanz auch die Vertilgung verschiedener Albernheiten zu erwähnen sei, welche dem großen Verkehr gelingt und mancher ruchlosen Roheit, wie man es in Bezug auf unduldsame Priester und dergleichen hier und dort, beispielsweise in Tirol, wohl hat verfolgen können.

Wenn man nun auf der Welt über irgend etwas sich nicht rasch zurechtfindet, weil das Für und das Wider gleichmäßig ihre Bedenken zu haben scheinen, so darf immer gerathen werden, sich die Feinde einer Sache anzuschauen. Das ist lehrreich, man lernt das Ding alsdann aus seinen Gegnern kennen. Diese Feinde bestehen aber, wie es die Erfahrung zeigt, aus den Besitzern von Herbergen, die sich bedroht finden, und aus Fanatikern, welche Exorcismen über jeden Eindringling sprechen.

Strahlenförmig münden auf Tarvis eine Menge von Linien ein, in deren Verfolgung man sich im Laufe mehrerer Sommer eine beliebig große Gallerie von Hochlandsbildern zusammenstellen kann. Es fehlen die Calame nicht mit den weißschaumigen Sturzbächen, aus denen zwischen Felsen ein entwurzelter, übersprühter Fichtenstamm hervorragt. So ist es in der Seisara von Wolfsbach, in Kaltwasser-Thal von Flitschl, im Seethal von Raibl. Dann kommt jene Reihe von tannengrünen Seen mit Kalkwänden, auf deren Blöcken die Alpenrose glänzt, Seen ohne Namen, welche den Schnee wiederspiegeln und über

die der Schatten des Raubvogels hineilt. Bis spät in den Sommer hinein nagen ihre Wellen an Ueberresten vereister Lawinen.

Solche sind im Thale von Raibl und in dem von Weißenfels, wo die Mangartwände zum Bild des oberen Beckens gehören. Dies sind Einzelnheiten. Wer aber Unendlichkeiten sehen will, der steige auf bequemem Pfade zu unserer lieben Frau von Luschari, wo er die weißen Tauern vor sich hat und die Berge Krains. Noch mehr weitet sich ihm die Welt vom nahen Dobratsch aus, wo er im Hotelbett liegen und die Sonne über ungezählten Gipfeln, die Schneeflächen röthend, heraufkommen sehen kann. Ich verrathe aber etwas noch Schöneres.

Wenn man mit einem leichten Wägelchen am Raibl-See aufwärts zum Predilpasse fährt, alsdann den Mangart und die Flitscher Klause bewundert hat, erreicht man in einigen Stunden Karfreit, von den Windischen Kobarid, von den Wälschen des Küstenlandes aber Caporetto geheißen.

Vom Deutschwirth zu Karfreit mag derjenige, der mir folgt, vielleicht noch am Abend zum guten Pfarrer von Dreznica oder Dresenza hinaufgehen, wohin er in einer guten Stunde gelangt. Dort schläft er in einem Bett und am nächsten Morgen geht er, wozu drei Stunden nothwendig sind, auf den Krn hinauf. Alsbald erblickt er, wie nahe diese grünen Hochthäler sich an der See befinden — denn dort, im Norden, ist der steirische Hochschwab und hier — ein verblüffendes Bild, ragt Istrien mit Scoglien umsäumt, in das ebene blaue Meer hinein. Auf dem Dobratsch weiten sich mehr die blühweißen Tauernwälle aus, hier kommt die Fluth dazu. Und in die Wildniß der julischen Alpen, die da fächerförmig auseinander gehen, schaut der Mensch aus einem Mittelpunkt hinein — der Dobratsch befindet sich an ihrem Umkreise. So ist der Krn zu preisen — er wäre weltberühmt und seinen unaussprechbaren Namen wür-

den viele Völker nennen, wenn er nicht aus Thälern aufragte, für welche sich nicht Feder, nicht Stift rührt.

Wer zeitweilig im warmen Wasser des Erdinnern herumschwimmen will, erreicht von Tarvis ab in einer halben Stunde das Bad Villach mit dem Becken seiner Thermen. Zu gemächlichem Schlendern und stiller Kneiperei unter schattigen Zweigen ladet die Gegend von Arnoldstein und Fürnitz ein.

In kaum einer Stunde bringt den Gast der Dampfwagen nach Pontebba, das sich von dem durch eine Brücke getrennten Pontafel unterscheidet, wie Aquila degli Abruzzi von Mödling oder Leobersdorf. Dann saust der Zug ins hesperische Land, durch schwarze Felsgallerien, an der verheerenden Fella hinab. Zu Venzone mag der Fremdling die Mumien in der Kirche, zu Gemona die ersten Oelbäume sich besehen.

Dann weitet sich das Land und bald erscheint Udine mit dem Engel, der einst den Attila erschreckte.

So giebt die Regierung mit dem großen Hause, welches sie geschaffen hat, den Schwerpunkt künftigen Verkehrs. So wurde diesmal für die Erschließung heimischer Herrlichkeit, nicht für die Planinas Bosniens, gearbeitet. Immer mehr und mehr werden die Wunder der karnischen Alpen in den Bildervorrath der Menschen übergehen und in späteren Zeiten wird man den Anfang hiervon setzen an den Tag, an welchem das Hospiz von Tarvis gegründet wurde.

Ueber die Karnischen Alpen.

(Aus der Reisezeit der Zukunft.)

Wir befinden uns in der Zeit, in der es nur noch unterirdische Belagerungen giebt und in welcher die Zollwächter mit langen Netzen, wie man sie zum Wachtelfang braucht, in der internationalen Luft herumfliegen, um Schwärzer zu verstricken. Jedermann ist es ermöglicht, Pech und Schwefel regnen zu lassen. Wir sind jetzt gänzlich vorurtheilslos geworden. Die Aufklärung von 1884 ist ein überwundener Standpunkt, den wir so mitleidig überblicken, wie das finstere neunzehnte Jahrhundert sich über die Kirchenväter lustig machen zu können glaubte. Wir setzen uns buchstäblich über Alles hinweg. Es herrscht eine staunenswerthe Freizügigkeit. Manche Zeitungen wurden dreitausend Meter über dem Kopf des Staatsanwaltes gedruckt und fielen zur Erde, wie der Brief des Peter von Amiens.

In dieser glücklichen Zeit kam wieder einmal Pfingsten heran. Das war freilich nur mehr so ein Gewohnheitsfest, das aus Trägheit festgehalten wurde, sowie damals, im neunzehnten Jahrhundert, semitische Verwaltungsräthe noch Purim feierten als Erinnerung an das Elend der Juden unter den Persern und Medern. In die verwahrlosten Kirchen ging außer einigen Pfründnerinnen längst Niemand mehr.

An einem solchen Tage entfaltete ich meinen Flugschirm (mit dem jeder auf die Gasse ging wie in früheren Jahrhunderten mit seinem Parapluie) und beschloß, mit mehreren Freunden einige Stunden, eines Exportgeschäfts halber, in Venedig zuzubringen. Wie eine Brieftaube erhob ich mich über das breit ausgelagerte Wien, um alsbald die schnurgerade Richtung einzuschlagen.

Auf meinem Wege, den ich mir auf der Karte durch ein Lineal vorgesteckt hatte, lagen Leoben, Friesach und, wenn die Ruder mittels einiger kreisförmiger Seitenbewegungen zu einem Umweg angetrieben wurden, auch Villach. Das war mir aber theilweise noch zu nahe zum Frühstück, denn trotz der etwas scharfen Bergluft berechtigen zwei kleine Flugstunden noch kaum zur Einkehr. Sodann aber wollte ich, der ich seit undenklichen Zeiten wegen Blutarmuth und Nervenschwäche ein Sommerfrischegast von Raibl bin, aus Anhänglichkeit auch am Himmelfahrtstag nicht vorüberfliegen.

In jener Zeit — es waren seit dem Jahrhundert der Rundreise-Fahrkarten allerdings viele Lustra hingegangen — war man endlich zu der Einsicht gelangt, daß jenes Hochthal und sein See die schönste Sommerfrische bieten in den östlichen Bergen. Es hatte lange gebraucht!

Ich will damit nicht sagen, daß einem vor hundert Jahren Geborenen nicht Manches aus den Ueberlieferungen des neunzehnten Jahrhunderts, soweit sie in vergilbten Fremdenbüchern vorlagen, besser gefallen hätte, als wir es im Zeitalter der Flugschirme fanden. Das damalige alte Haus mußte für sie offenbar gemüthlicher ausgeschaut haben, als unser sechsstöckiges „Hotel du Lac", dessen Schornsteine und Fenster bis zum Erdgeschoß herab mit schweren Eisengittern zum Schutze gegen unberufene Fliegende verwahrt waren. Allerdings kommt das Wort „Flug-Gast" auch schon in Urkunden des neunzehnten Jahrhunderts vor, es scheint aber damals eine andere Bedeutung gehabt zu haben.

Nachdem wir dem Bronze-Standbilde Cajetan Schnabegger's, des schon fast zur Mythe gewordenen Schöpfers Raibls, des heutigen karnischen Ischl, einen kleinen Abflug gewidmet hatten, begaben wir uns zu Fuß (wir waren trotz des Fluges fast starr geworden) ins Erdgeschoß. Schon war

ein glatzköpfiger Oberkellner mit englischem Backenbart herbeigeeilt, um uns mit dem Ansatz zu einem tiefen Bückling zu bewillkommnen. Aber ein Blick auf das an der Thür befestigte Metalloskop, das auf elektrischem Wege den Geldvorrath des Reisenden andeutet, bewog ihn, den Bückling in ein herablassendes Nicken zu verwandeln.

Von diesem Instrument, welches zur Werthschätzung der Menschen unentbehrlich ist, wußte man im neunzehnten Jahrhundert noch nichts. Es scheint, in jener Zeit dämmerte die Wahrheit, daß das Geld Alles, der Mensch nichts ist, erst allgemach in den Köpfen auf. Es war die beginnende Renaissance der wahren Aufklärung.

In diesem Augenblicke brüllte Telephon: „Anfangs-Kurse matt. Goldrente reagirt um zehn Kreuzer. Kongothal-Bahn favorisirt man auf Grund des Handelsvertrags mit Unyenyembe. Nyam-Nyam 1984er Loosen verhilft der Abschluß des dortigen Kulturkampfes zu einer Reprise."

Auf letztere Nachricht brachen die Anwesenden, sämmtlich Gäste aus Wien, Triest, Rom, Mailand, auf der Durchreise, in ein stürmisches Hurrah aus. Einige gaben sofort Auftrag zu Deckungskäufen.

Während dieser Zeit hafteten unsere Blicke auf einigen halb verwitterten Fresken des Saales, die so ausschauten, wie Reisende des neunzehnten Jahrhunderts die Malereien in zerfallenden Kreuzgängen uralter Klöster schildern. Man sah dort ein schwarzäugiges singendes Mädchen mit grünem Hut, daneben einen Zitherspieler. Einige junge Männer vergnügten sich mit Bergsteigen, Jagd und Fischfang. Ihre Hüte waren mit Alpenrosen und Gentianen bekränzt. Andere schienen zu jubeln. Einige lagen im Schatten großer Buchen, mehrere fuhren in einem Kahn über den grünen Hochsee. Von dem Text in großen Buchstaben war fast Alles abgebröckelt. Nur

mehr die Worte „Lisi“ und „äsmayer“ erschienen leserlich. — Verschiedene der Anwesenden betrachteten diese Bilder einige Augenblicke lang mit Kopfschütteln. Einer sagte: „Ich kann mir nicht denken, was diese Leute, die doch Städter gewesen zu sein scheinen, damals in der uncivilisirten Gegend zu thun hatten. Die Zeit muß damals wenig werth gewesen sein.“

Keiner hielt sich länger als eine Viertelstunde auf. Nach deren Ablauf flog er fort, um noch vor Schluß der Vormittags-Geschäftsstunden in der Stadt seiner Bestimmung einzutreffen. Mehrere dieser Reisenden warfen uns, die wir ruhig an einem Getränke, das köstlich aus wohlriechendem Sandelholz, Kirschlorbeer, Brombeeren und Silberglätte nach den Regeln der modernsten wissenschaftlichen organischen Synthese zusammengesetzt war, fortkneipten, Blicke des Erstaunens und Mißtrauens zu. Das Getränk war vortrefflich. Leider nannte man es der Ueberlieferung zulieb in dieser verhältnißmäßig doch abgelegenen Gegend „Wein“, als ob es die geringste Aehnlichkeit mit der in civilisirten und fortschrittlichen Ländern verschollenen Flüssigkeit gehabt hätte, die man während der finsteren Jahrhunderte in rohester Weise aus den zerquetschten Beeren eines Kletterstrauches Vitis vinifera, L. (ich glaube, einer Gattung der Ampelidea, Kunth) bereitete.

Aus dem reichhaltigen Speisezettel, der Amylum, Casein, Faserstoff, Zucker und Albumin enthielt, setzten wir uns nach den Anweisungen des allgemeinen physiologischen Katechismus für Gebildete in den vorgeschriebenen Atomen-Verhältnissen ein leckeres Mahl zusammen. Nicht wenig erregten manche Auslassungen in den Fremdenbüchern alter Zeiten unsere Heiterkeit. Es wurden dort „Küche und Keller“ in Prosa und Versen angepriesen. Als ob es damals etwas Anderes gegeben hätte, als das über Holzklötzen gebratene Fleisch zahmer und wilder Thiere, z. B. des Hausochsen, des Rehes, des

Auerhahns oder der Fische aus wilden Wassern, wie der Forellen und Aeschen, und als Getränk den Saft zusammengepreßter Beeren und ihrer Hülsen.

Nicht minder ergötzte uns die Albernheit einiger der damaligen Gäste, die in ihren Aufzeichnungen das Haus und die Wirthe lobten. Es scheint also damals Sitte gewesen zu sein, Jemanden, dem man Geld zu verdienen gab, auch noch Höflichkeiten zu sagen und zu schreiben.

Während wir uns so des Fortschrittes erfreuen konnten, den die aufgeklärten Zeiten mit sich gebracht hatten, störte einer der Gesellschaft, welcher der Gelehrte unter uns und in der That schier ein Habenichts war, unser Vergnügen damit, daß er denselben zu einem Theile anzweifelte.

„Es mag sein," bemerkte er, „daß damals in einem abgelegenen Thale des Hochgebirges die Leute noch so zurück waren, wie wir es in den Fresken dort außen und in den Büchern hier angedeutet finden, und daß sie hinnahmen, was die rohe Natur gab. In den großen Städten aber und an überlaufenen Orten war man, wie ich aus der Lektüre weiß, doch stellenweise auch schon im neunzehnten Jahrhundert ziemlich aufgeklärt. Schon damals war allenthalben fortschrittliches Bier vorhanden. Statt des Getränkes, welches die Bärenhäuter einst aus Getreide-Auszug, Hopfen und Wasser zusammenschütteten, bereitete man schöne, weinhell glänzende Kompositionen aus Alkohol, Kalmus, Rosmarin und Mohnköpfen. Auch in Bezug auf das, was sie Wein nannten, finde ich ähnliche Andeutungen. Die Sitte, daß die Leute untereinander ohne Weiteres verkehrten, als hätte Einer so viel wie der Andere, diese Rücksichtslosigkeit auf das, was sich der Mann verdient hat, scheint mir doch schon stark in Abnahme gewesen zu sein. Auch damals schon gab es Oleander-Kübel vor der Thür und verächtlich auf die Straße hinausschauende

Oberkellner. Es konnte Einer Monate lang im Hause wohnen, ohne daß der Wirth oder ein Gast ein Wort mit ihm redete. Der geschäftliche Ernst fing schon damals an, die leichtfertigen Plaudereien der sogenannten Gutmüthigen zu verdrängen — natürlich dort, wo anständige Leute wohnten, nicht in solchen Gebirgswinkeln."

Mittlerweile war es 10 Uhr 97 Minuten 92 Sekunden und 87 —0639817 Tertien (nach dem schon allgemein herrschenden Decimal-System) geworden und sonach höchste Zeit, wenn wir eine Stunde später, wie es voraus bestimmt worden war, in Venedig eintreffen sollten. Schnell wurde die Rechnung bezahlt, welche die Kleinigkeit von 723—85 Gulden ausmachte, und zum Fenster hinausgeflogen.

Vergleicht man frühere Schilderungen von Raibl mit dem, was wir nunmehr erblickten, so erkannten auch meine (Geschäfts-) Freunde — ich wußte es ohnehin aus häufiger Anwesenheit, daß sich darin leider nicht so viel verändert hatte, als in den städtischen Wohnhäusern und Gaststätten. Das läppische Sommerfrischwesen vergangener Jahrhunderte, wo sich gesunde Bengel in Wald und Berg herumtrieben — Leute, denen gar nichts angegriffen war — fand seine Erklärung so ziemlich in dem schauerlichen Anblick, den die Tannen, die verschneiten Berge und der See boten. Die waren auch danach. Keine Spur von Symmetrie im Wuchs der Bäume, der See nicht korrigirt, kein Quai, die Berge ohne Asphalt, ein Felsbrocken über dem andern. Dieses Walddickicht, ein Ueberbleibsel früherer Zeit, war in der That erschrecklich.

Nur eine Stelle war ganz glatt und schön eben, wie ein Komptoirtisch. Dort war im Auftrag der Great Ubangi Tooth-Pick Company, limited, Mwangangala, das Holz beseitigt und zu Zahnstochern für die Batschimboko, U. S. of Central-Africa, verarbeitet worden.

Den lächerlichen Weg über den Predil, auf dem sich der Schnecken-Verkehr früherer Jahrhunderte bewegte, verschmähten wir natürlich und flogen in gerader Linie dem Prestrelenik zu. Alles war noch voll Schnee, doch fand sich auf dem See von Eis keine Spur. Dasselbe war für den Gebrauch mehrerer Fabriken von wissenschaftlich korrekt zusammengesetzten Flüssigkeiten fortgenommen worden, die seiner zur Unterbrechung der Gährung bedurften. Wie groß steht auch in dieser Hinsicht unsere Zeit da! Früher war man genöthigt, mit vielen Kosten solche Getränke durch Einsieden haltbar auszustatten, so daß es nicht darauf ankam, ob sie ein paar Wochen früher oder später weggetrunken wurden, während wir im Stande sind bis auf .7834692 Tag voraus zu berechnen, bis wann sie konsumirt sein müssen.

Während wir diese Beobachtungen anstellten, machte ich mir, auf die Mahlzeit hin, meine fünfte heutige Morphium-Einspritzung und nahm zugleich 500 Gramm Eisen.

„Was haben Sie?“ frug ich meinen Flug-Nachbar.

„Ich habe Digitalin,“ antwortete er, indem er den Inhalt eines Fläschchens verschluckte. — Ein anderer Geschäftsfreund, der seine Facial-Nervenlähmung hatte, würgte Stahlkugeln hinunter, während die Uebrigen gegen Ueberreizung und Schwäche Laudanum und Belladonna nahmen.

„In meinem »Selbstarzt«,“ sagte der Mann mit dem Digitalin, „finde ich Mittel gegen Alles. Was ist der Mensch? Ein Atomen-Haufe. Ist etwas in Unordnung gerathen, so schiebt man nach, was das Gleichgewicht wieder herstellt. So hat man in frühern Zeiten die Uhren aufgezogen. Es kommt mir deshalb immer lächerlich vor, daß Menschen die Zeit verwüsten, indem sie noch immer im Sommer nach Bauern-Nestern, wie dieses Raibl da, kommen und in den Wäldern herumsitzen um, wie sie sagen, Luft einzuathmen.“

„Um so lächerlicher," unterbrach ihn ein Anderer, „als man im Koniferen-Sprit jeden Augenblick sich den Geruch eines ganzen Tannenwaldes ins Komptoir gießen kann!"

„Was wollen Sie, mein Lieber?" entgegnete ich. „Atavismus, Ueberbleibsel früherer Dummheiten. Wenn Sie noch mehr sehen wollen, so denken Sie über den Rauch nach, der dort aus dem Hause neben dem See aufsteigt. Die Menschen dort essen jetzt zu Mittag, wie vor dreihundert Jahren. Noch 1884 gab es, wie ich weiß, Leute, die selbst in der Stadt schon um drei Uhr Nachmittags (damaliger Zeiteintheilung) speisten, während allerdings die Höhern doch schon so weit fortgeschritten waren, daß sie es erst um sieben Uhr Abends thaten. An das einzig Noble nämlich, wie wir, erst am anderen Tag zu Mittag zu speisen, dachte damals noch kein Mensch. Es ist erstaunlich, wie langsam der Fortschritt heranreift."

„Merkwürdig, was diese Gebirgsluft Hunger macht — trotz alledem!" sagte der Mann mit dem Laudanum. Dabei zog er ein kleines Papier aus der Westentasche und verschluckte den Inhalt. Ich haschte das Papier, als es an mir vorüberflog, und sah darauf die Inschrift: »Ein Hammel. Garantirt von der Ersten ausschließlich privilegirten Hammel-Extrakt-Gesellschaft, Sidney.«"

„Es ist heute schon der dritte Hammel," bemerkte der Nachbar.

„Auch in anderer Hinsicht," fuhr ich, an das vorhin Gesagte anknüpfend, fort, „waren jene Leute noch erstaunlich zurück. Es gab damals noch sehr Viele, auch in dem, was sie »gebildete« Welt nannten, die gar keinen Zustand hatten, sondern in ganz roher Gesundheit, gleich den untersten Klassen, dahinlebten. Sie wußten nicht einmal, daß so ein Zustand für die wahre Gesundheit zuträglich ist, indem er den Menschen

abhält, Excesse jeder Art zu begehen. Ich wette darauf, man hätte damals Bankdirektoren getroffen, die nicht einmal eine Apotheke mit sich herumtrugen. Den Thieren gleich lebten sie im gemeinen Sonnenschein am Tage dahin. Sehen Sie sich dagegen uns an! Wir stehen nach Sonnenuntergang auf und lassen uns ankleiden, um die Hände zur Erledigung der Post frei zu haben, während man uns das Hemd überzieht. Und zwar haben wir unsere pneumatische, telephonische, magnetische, galvanische, elektrische und optische Korrespondenz. Unsere elektrischen Kerzen geben uns ein Licht, das jene in der Sonne nicht hatten, die ohnehin oft in Wolken versteckt ist. Es thut zwar den Augen nicht gar gut — aber muß man denn gerade sich auf die nackten Pupillen verlassen? Ich möchte sagen, das ist der Standpunkt eines Wilden! Wozu haben wir denn unsere pantoskopischen Brillen und unsere Diamant-Augenlinsen? So arbeiten wir unsere achtzehn Stunden mit zehn Minuten langer Unterbrechung, die dem Einnehmen von Nahrung gewidmet ist, abgerechnet die paar Augenblicke für Einspritzungen und tonische Mittel. Des Mittags eine Stunde Pause, dann fünf Minuten Schlaf. So gedeiht das Geschäftsleben. Darum war auch bei Jenen das Thierische noch allerwegen obenauf. Viele halfen sich mit dem nackten Auge fort, und es gab Menschen von zwanzig Jahren, die den Kopf noch voll Haare hatten. So lange aber die Menschheit besteht, ist, wie wir aus Darwin wissen, die Kulturgeschichte ein Enthaarungs-Proceß. Der Anthropoide trug ein Fell von Haaren, dann wurde er immer glatter und zuletzt hielten sich diese parasitischen Zwiebelgewächse nur mehr auf den Fettpolstern der Kopfschwarte. Betrachten Sie dagegen uns! Unsere Schädel gleichen rosigem Velin-Papier."

„Sie haben Recht," erwiderte der Mann, der heute schon in Form von drei Messerspitzen-Dosen mehrere Hammel ver-

zehrt hatte; „vor dem zwanzigsten Jahrhundert läßt sich überhaupt nicht von Kultur sprechen. Ueberall schaut uns die Rohheit entgegen und die Unbildung."

Unter solchen Gesprächen kamen wir über die Berge hinweg und erreichten bei Trigesimo die Ebene.

Bald entdeckten wir in der Entfernung die Thürme von Venedig. Bei diesem Anblicke schwoll uns das Bewußtsein wieder an von Genugthuung über die Fortschritte, welche die Welt seit dem Zeitalter der sogenannten Blüthe dieser Zeit gemacht hat. Ueber nichts sind so viele thörichte Nachrichten in die Welt hinausgeschrieben worden, als über diesen großen Pfahlbau. Ohne Presse, ohne Gas — die Zimmer ohne Aufzug, ohne Telegraph, dagegen die Wände mit unnützen und kostspieligen Kleckfereien bedeckt — das war ja der ewige Narren-Karneval! Was nur die Leute Besonderes an den Bildern gehabt haben müssen! Was ich einmal gesehen, das habe ich gesehen. Die verrückten Kerle mußten also immer die nämlichen Sachen anschauen! Uns bringt die Post alle Wochen unsere illustrirten Zeitschriften, in denen ich photographischtreu das ganze Jahr über um ein paar Kreuzer etwas Neues zu sehen bekomme!

Ich hatte aber nicht Zeit, länger an diese Albernheiten zu denken. Ein Blick auf meinen Flug-Genossen erschreckte mich. Derselbe athmete schwer, sein Gesicht war geröthet, ja sein Körperumfang schien erheblich zugenommen zu haben. Es war derjenige, welcher die drei Messerspitzen voll Hammel-Pulver verzehrt hatte.

„Da sehen Sie's, ich habe mir's gleich gedacht!" sagte ich zu ihm; „Sie haben zu viel Nahrungsstoff aufgenommen, jetzt müssen Sie's büßen!"

Der Mann hatte nur ein Aechzen zur Antwort.

Ich sah, daß hier keine Zeit zu verlieren war. Wir mußten

uns sofort niederlassen, obwohl wir uns in diesem Augenblicke gar nicht über der Stadt, sondern über Torcello, am Saume der Lagune, befanden. Der „Selbstarzt" konnte hier nichts helfen. Man mußte doch wieder zu einem lebendigen Menschen zurückkehren.

Man wies uns nach einem verwitterten Gebäude, in welchem ein erfahrener Arzt wohnen sollte. Wäre noch ein Anderer hier vorhanden gewesen, so würden wir sicherlich wieder umgekehrt sein. Der Mann konnte nicht viel zu thun haben — kein Blechschild befand sich bei der Glocke. Zudem deuteten einige Bildsäulen, die über dem Thore aufgestellt waren, auf eine überspannte Sinnesart des Besitzers hin. Im Garten standen nichts als Granatbäume, woraus sich schließen ließ, daß sich der Mann nicht auf seinen Nutzen verstand.

Aber was war das gegen die Dinge, die wir im Empfangszimmer zu sehen bekamen! Während der Graubart sich mit meinem Freunde zu schaffen machte, betrachtete ich (die Anderen waren einstweilen vorausgeflogen) aus Langweile das Büchergestelle. Das waren wirkliche Bücher, nicht, wie man sie heute bei allen verständigen und ökonomischen Familien hinter dem Glasschranke hat, bedruckte Holzdeckel. Noch größer aber war mein Erstaunen, als ich darunter nicht nur Bücher, die zum Handwerkszeug des Gesundheitskünstlers gehören, entdeckte, sondern auch die Reimereien einiger herumziehender Verseschmiede. Was soll's mit diesem Dante, Ariosto und Tasso und wie die Leute alle hießen! Keiner verdiente sich etwas bei dem Geschäft. Der vernünftige Mann aber geht. Was soll man aus derlei Sachen lernen?

Ich konnte mich nicht enthalten, dem Arzte gegenüber das zu bemerken, nachdem er meinem Begleiter ein kräftigendes Mittel verschrieben hatte. Er antwortete: „Wenn Ihr, o Herr, doch schon die Freude für nichts rechnet, welche Jene ihren

Lesern bereiten, so denkt an den Ruhm, den sie noch auf den heutigen Tag genießen!"

„Ich glaube," entgegnete ich, „daß die Leute mehr von mir reden würden, wenn mir an der Stirn ein Horn wüchse, so lang, wie das eines ungarischen Ochsen."

Indessen bemerkte ich sogar Bücher in griechischer Sprache. Ich erkannte daraus, daß wir in die Hände eines gelehrten Quacksalbers gefallen waren, der sich mit seinem Abracadabra zur Noth noch auf einer so weltentlegenen Insel halten kann. Da mag es noch Menschen geben, die solcher Sand in den Augen blendet. Bei uns würde man einen Arzt, der sich mit Griechisch abgiebt, anschauen wie den Doktor Bombastus.

Auf das hin kürzten wir den Besuch ab. Mein Freund warf auf mein Anrathen das Mittel ins Meer. Was sollte denn auch ihm, der die Substanz von drei australischen Hammeln in sich trug, eine kräftigende Brühe?

Voll Unmuth erreichten wir die Stadt. Ich muß gestehen, daß sie mir wie ein Narrenhaus vorkam, und war todfroh, als ich drei Stunden später in Wien wieder, obgleich es noch Tag war, hinter meinem Schreibtische die eingelaufene Post erledigen konnte. Wohin man schaut, unnütze Bauten, die keine hundert Gulden Zins tragen — Säulen und Schnörkelwerk und Bilder von Dingen, die niemals existirt haben.

Traurig für den Menschenfreund, zu denken, wie lange es gebraucht hat, bis es über den Schnickschnack Tag geworden, bis die Leute einsehen lernten, daß Geld die einzige Realität ist. Habe ich das — so bin ich gescheidt, gesund, gesucht und verehrt.

Freuen wir uns, daß unsere Jugend im Positiven erzogen wird und daß wir nicht mehr, wie die Leute noch von 1884, an abgestorbenem Gallimathias und künstlerischem Gedusel zu kauen haben.

Ich schließe — es ist Zeit, Morphium einzuspritzen, denn ich habe heute die Schlafzeit zur Arbeitszeit gemacht, um das Vergnügen dieser Fahrt hereinzubringen.

Auf dem Waschgange.

(Erzählung eines Bergverwalters.)

Im kärntnerischen Theile der hohen Tauern, in der sogenannten kleinen Zirknitz, befinden sich die Goldbergbaue des Waschganges 7902 W. F. hoch. Dieselben sind zwar gletscherfrei, dafür herrschen aber dort Winter und Sommer viel heftigere Stürme und eine viel größere, anhaltendere Kälte, als in verhältnißmäßig gleich hohen und noch höheren Gebieten der Tauern. Diese Goldbergbaue sind wohl die ältesten in Kärnten und sollen, wie alte Chroniken erzählen, schon in der Zeit der Heidenschaft (im Heidenthume) betrieben worden sein. Weit über Kärnten hinaus waren sie ihres Erzreichthumes wegen bekannt und wurden noch in späteren Zeiten überraschend reiche Funde gemacht. So kam mir einmal eine Waschganger-Stufe in die Hand, welche beim Zerschlagen nicht zersprang, ich mußte die Stücke auseinander ziehen, so reich war sie an Gold. Es zeigte sich wunderschön fadenförmig, stengelig und in Blättchen von acht bis zwölf Millimeter Durchmesser. Ober dem Berghause des Waschganges liegt die Astner-Ruderalpe. Als eine auffallende Erscheinung sei hier angegeben, daß man in den Astner-Alpenwiesen, dem Waschgange zu, noch in den dreißiger Jahren deutliche Spuren einstigen Ackerbaues und Wälderbestandes sah, wovon ersterer im Laufe der Zeiten sich weit ins Thal hinab zurückgezogen hat. Auch

der Holzwuchs reicht jetzt nicht mehr so weit hinauf und wir mußten das nothwendige Bau- und Brennholz schon eine beträchtliche Strecke aufwärts zum Berghause liefern.

Verschiedener Tagarbeiten wegen hatte ich einmal in einem Sommer, es war gegen Ende Juni, außer der Knappschaft an zwanzig bis dreißig Arbeiter, Maurer, Zimmerleute und Träger, dort beschäftigt.

Am 23. Juni Nachmittags traf Schneefall ein. Kälte und Schneewehen machten jede Arbeit im Freien unmöglich. Am 24. Juni Morgens stand das Berghaus bis über die halbe Fensterhöhe, beiläufig vier Fuß, im Schnee. Meine Taschenuhr hatte ich in der Knappenstube an einer Fensterangel neben dem Bette aufgehangen. Statt derselben fand ich, als ich Morgens nach der Zeit sehen wollte, einen Eisklumpen am Fenster hängen, aus welchem ich das schwache Ticken der Uhr vernahm.

Das Unwetter versprach anhaltend zu werden, über Tag (außer der Grube) ward jede Arbeit unthunlich, daher ging ich mit allen Tagarbeitern vom Berghause ab. Während des Abganges wurde das Schneetreiben so heftig, daß wir Alle in Gefahr waren, vor Ermüdung und Kälte umzukommen.

Ein Träger, der stärkste der ganzen Mannschaft, welcher seine hundertsechzig Pfund den weiten und beschwerlichen Weg hinauf zum Berghause tragen konnte, drohte uns zu erfrieren. Freilich war er der warmen Jahreszeit und seiner Beschäftigung wegen sehr leicht angezogen; Schuhe, Strümpfe, eine Kniehose und ein Hemd bildeten seinen ganzen Anzug. Wiederholt mußten wir ihn mit Schnee abreiben, mußten ihm von unseren Kleidungsstücken abtreten, was entbehrlich war, und abwechselnd tragen.

Erst als wir den schützenden Wald erreichten, brachten wir den Mann wieder auf die Füße.

Eine Tauern-Reise.

Im Jahre 1835 wollte mich mein Herr zur weiteren Ausbildung im Bergwesen beim ärarischen Goldbergwerke Rauris in Salzburg unterbringen. Zu diesem Zwecke machten wir uns am 13. September Sonntags nach der Frühmesse von Döllach aus auf den Weg, mit allem Nöthigen versehen, zu einer Reise über den Tauern. Mein Herr Prinzipal nahm einen Arbeiter, einen gewissen Paul Seitner, als Führer und Träger mit. Unser Weg führte uns durch das Zirknitzthal hinauf in die kleine Zirknitz, an dem Rögele-See vorüber dem Zirknitz-Gletscher zu, welchen wir zu überschreiten hatten, um in die Rauris zu gelangen. Bei der Schober-Alpenhütte hielten wir die erste und als wir den Gletscher erreichten die zweite Rast. Bis hieher ging sonst Alles gut, nur das Wetter, welches uns am Morgen noch günstig schien, änderte sich schnell zum Schlechteren. Dichte Nebel zogen auf und nieder und verhüllten uns die Aussicht, ein eisigkalter, Mark und Bein durchdringender Wind strich über das weite Gletscherfeld. Der zu feinen Eiskörnern erstarrte Regen und Schnee, welchen der Wind uns entgegen warf, verursachte an den freien Körperstellen einen brennenden Schmerz. Der Schneefall wurde mit der Zeit immer dichter, wir verloren jede Richtung und irrten schon mehrere Stunden, einen Ausweg suchend, herum. Verderbenbringend waren uns die vielen Gletscherklüfte, welche wir häufig auf weite Strecken hin umgehen mußten, wodurch der Führer irre wurde und sich nicht mehr zurechtfinden konnte. Das Gefährliche derselben wurde noch dadurch vermehrt, daß sie vielfach mit Schnee verweht waren und so dem übrigen mit Neu-Schnee bedeckten Gletscherboden fast gleich sahen und sich nur dem kundigsten Auge bemerkbar machten. Auf weite Flächen hin trug aber der Wind den Schnee wieder ab und

dann wurde der grau-grüne Gletscherboden sichtbar, von hellweißen breiten und schmäleren Bändern gleich verschlungenen Wegen durchzogen. In diesem Falle waren die Gletscherklüfte leicht zu erkennen und boten trotz alledem wieder einen schönen Anblick, namentlich wenn sich das Gewölk hie und da etwas erhob und einen freieren Ausblick gestattete. Planlos irrten wir im Sturmwetter herum, bald eine Höhe, bald ein Gletscherthal überschreitend, dicht Einer neben dem Anderen, um uns nicht zu verlieren, denn auf einige Schritte Entfernung sahen wir uns schon oft nicht mehr. Endlich gelang es meinem Herrn, sich mit Hilfe des Kompasses so weit zu orientiren, daß wir unseren Standort bestimmen konnten. Zu unserem Schrecken gewahrten wir, daß wir weit ab von unserer Uebergangsrichtung gekommen waren und uns bereits mitten auf dem großen Fraganter Gletscher befanden. Unter solchen Umständen blieb uns nichts Anderes mehr übrig, als der schnellste und kürzeste Rückzug. Wir mußten wieder über die Höhen zurückzukommen suchen, über welche wir hieher kamen. Es war schon spät am Nachmittag, der Sturm wurde immer ärger, Blitz und Donner vermehrten noch das Schreckliche unserer Lage. Der Führer war vollkommen rathlos und sehr ermüdet, nur mühsam schleppte er sich vorwärts, Furcht und Angst um unser Leben, mehr als um das seine, trugen noch das Ihrige dazu bei, ihn vollkommen muthlos zu machen. Fortwährend jammerte er, an ihm sei nichts gelegen, wenn nur die Herren noch mit dem Leben davon kämen. Um zurück zu gelangen, mußten wir wieder eine weitere Strecke aufwärts gehen. Voraus mein Herr, dann ich, und in einiger Entfernung der Führer langsam nachfolgend. Als wir uns in kurzer Zeit nach demselben umsahen, gewahrten wir ihn ruhend auf seinen Stock gestützt. Ohnehin schon um ihn besorgt, gingen wir zurück und bemerkten, daß er sich nur mehr

schwankend aufrecht erhalten konnte. Mit matter Stimme äußerte er sich, daß er nicht mehr weiter gehen könne. Ich sprach ihm Muth zu, gab ihm Wein zu trinken, bot ihm Fleisch und Brot an, er nahm aber von dem letzteren nichts mehr. Nicht die Kälte, sondern eine allgemeine Schwäche, welche seinen Körper befallen hatte, machte den Mann unfähig, weiter zu gehen. Schlaff und weich hingen seine Arme am Körper herab, die Füße versagten den Dienst, müde und gebrochen sank er auf den Gletscherboden nieder. Wir gaben ihm nochmals Wein und suchten ihn, unter die Arme greifend, weiter zu schleppen, doch selbst schon zu sehr ermüdet, vermochten wir es nicht zu lange, den schweren, gänzlich erschlafften Körper noch weiter zu bringen. Er bat uns mit weicher, zitternder Stimme, ihn hier liegen zu lassen, mit ihm sei es ohnehin schon zu Ende, wir sollten nur auf unsere Rettung bedacht sein. Wieder ließen wir den armen Führer auf den Schnee niedergleiten. Er bat mich um ein Stückchen Eis vom kalten Rees, ich fegte etwas Schnee vom Gletscherboden weg und brach mit der Spitze meines Alpenstockes einige Stückchen vom Gletscher-Eis aus. Knirschend zerbiß er noch das harte Eis, dann aber wurde er zusehends schwächer, nahm auch keinen Wein mehr und bat mich, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, seine Beichte anzuhören, um dieselbe, falls ich mit dem Leben davonkommen sollte, wieder einem Priester abzulegen. Ich konnte ihm diesen letzten Liebesdienst nicht versagen. Nachdem er die Beichte abgelegt hatte, gab er mir noch die letzten Grüße an seine Familie auf und ersuchte mich, die Taschenuhr seinem Weibe zu übergeben.

Gemeinschaftlich beteten wir noch einige Sterbegebete, dann stammelte er einige Worte wie zum Abschied und — hatte ausgelebt.

Bis in das Innerste unseres Gemüthes schmerzlich ergriffen

von diesem traurigen Ereignisse, standen wir eine Zeit lang stumm an der Leiche unseres unglücklichen Führers, so ferne von aller menschlichen Hilfe in dieser schrecklichen Eiswüste, vom Schneesturm eingehüllt, kaum selbst noch auf eine Rettung hoffend. Mittlerweile war es sieben Uhr Abends geworden. Die Nacht brach ein, wir mußten auf unsere Rettung bedacht sein. Mühsam arbeiteten wir uns durch Schneewehen hindurch, überschritten die gefährlichsten Gletscherstellen, die Klüfte sorgsam umgehend, soweit wir dies im Halbdunkel zu unterscheiden vermochten. Wir waren noch froh, wenn ein Blitz die Nacht erhellte und uns unsere Richtung erkennen ließ, jeder nächste Schritt konnte uns den Tod bringen.

Endlich gelangten wir glücklich auf die Höhe, welche hier die beiden Gletscher trennt. Jetzt entfernte sich mein Schicksalsgenosse von mir, indem er einen nach seiner Meinung richtigen Weg einschlug und sich links niederwärts ließ, anstatt, wie ich es vorhatte, rechts etwas aufwärts haltend, das Gletscherthal zu überschreiten. Ich hielt meine Richtung ein und gelangte glücklich hinüber. Ein Blitz leuchtete auf und ich erkannte die Gegend, wo wir die letzte Rast gehalten hatten, an einem eisfreien, auffallend geformten Felsenkogel, ich war am Rande des Gletschers angelangt. Nun rief und pfiff ich, so laut es mir noch möglich war, meinem Begleiter. Wohl eine gute halbe Stunde wartete ich, bis er mich wieder erreichte, nur durch gegenseitiges, fortwährendes Zurufen und Pfeifen ward es ihm möglich, die Richtung auf meinen Standort zu einzuhalten. Noch waren wir nicht aus aller Gefahr. Der vollständig verschneite Steg, den wir jetzt erreicht hatten, führte über Felstrümmer und steile Abhänge hoch ob den Kögeln-Seen eine weite Strecke hin, leicht konnte uns ein einziger Fehltritt in einen der Seen hinunterstürzen. Erst als wir in die Alpenwiesen hinabkamen, konnten wir freier aufathmen und

hoffen, eine Alpenhütte zu erreichen. Bei der vollständigen Dunkelheit, die jetzt herrschte, wäre uns dies aber unmöglich geworden, wenn wir nicht beim Leuchten der Blitze, an einem Wiesenzaun fortschreitend, eine Alpenhütte erblickt hätten. Jetzt erst waren wir, Dank der gütigen Vorsehung, die uns in so vielfachen Gefahren glücklich geführt hatte, gerettet. Vollständig erschöpft, am Leibe in Schweiß gebadet, auswendig mit einer dichten Eiskruste, die sich bis über den Hut hinaus kegelförmig zuspitzte, überzogen, klopften wir Einlaß bittend an. Die Senndin wollte uns Anfangs gar nicht einlassen, es war ihr unbegreiflich, wo jetzt so spät in der Nacht (gegen zwölf Uhr) und bei solchem Sturmwetter Menschen herkommen sollten. Am wärmenden Herdfeuer verbrachten wir den übrigen Theil der Nacht und traten anderen Tags gegen Mittag den Heimweg an. Das Wetter war noch nicht viel besser geworden.

In Döllach erwartete uns schon Alles in banger Sorge um unser Schicksal, da man uns bei diesem Sturmwetter im Hochgebirge wußte. Sobald das Wetter es zuließ, wurden Anstalten getroffen, den verunglückten Führer aufzusuchen. Ein zahlreiches Aufgebot von kundigen Männern, dem sich der Herr der Gewerke selbst anschloß, machte sich auf die Suche. Man fand den Leichnam auch an der Stelle, wo wir ihn verlassen hatten, fünf Fuß tief vom Schnee verweht. Längere Zeit hatte ich noch an den Folgen dieser Tauern-Reise zu leiden.

Im Gesichte und am Halse löste sich unter brennenden Schmerzen die Oberhaut vollständig ab. Auf eine wirklich wunderbare Weise wurden wir aus so schrecklichen Gefahren gerettet, und unvergeßlich bleiben mir die Schrecken und Abenteuer dieser verhängnißvollen Reise.

An der Mur.

In Leoben, wo sich eine Berg-Akademie befindet, wo auch die Berghauptmannschaft für Steiermark ihres Amtes waltet, erinnert Alles an Bergwerk und Knappen. Hier mündet die alte „Eisenstraße" ein, die vom Ennsthal herüberkommt. Hier steht auf dem Brunnen des Marktplatzes ein Bergmann, überall begegnet man den schwarzen Gewändern der Leute vom „Leder" und vom „Feuer" und in der Buchhandlung „zum Bergmann" auf dem Marktplatze sieht man vorzugsweise Schriften, welche sich auf den Bergbau beziehen. Ob der Strauß mit dem Hufeisen, welcher Stadtwappen ist, durch das Bild dieses Vogels, dem die Legende nachsagt, daß er Eisen verdauen könne, gleichfalls daran erinnern soll, daß hier Eisen „verzehrt" wird, kann ich nicht sagen.

Auch das stattliche Aeußere, die Mauern mit Thürmchen, die massigen Gebäude hat Leoben mit dem ehemaligen — oder auch jetzt noch vorhandenen — Bild mancher kleinen Bergstadt, wie beispielsweise Schwaz oder Sterzing, gemein. Die Gebirgslandschaft ist mehr alpenhaft, als in den meisten Gegenden der Steiermark, welche insgemein mehr an mitteldeutsche Höhen erinnern.

Eng ist das Thal nach Bruck hinaus — nicht sehr entfernt erhebt sich der Reichenstein, und allerlei Pflanzen der Hochalpen gedeihen auf den Felsen der waldigen Hänge. Wir befinden uns in einer „Speik-Gegend" und im Herbste kann man nicht weit in oder vor der Stadt herumschlendern, ohne daß Einem von hilfsbedürftigen Verkäuferinnen Sträuße dieser seltsam duftenden Blume angeboten werden. Speik-Kogel und damit verwandte Höhenbezeichnungen giebt es um Leoben, im

Liesing- und Tragös-Gebiet, zwischen Mur und Drau, eine Menge.

Allenthalben gedeiht auf den Graten dieser keltische Baldrian, der seltsam launenhaft ist in der Auswahl der Orte, an denen er sich ansiedelt. In vielen Gebirgen des Westens würde man ihn vergeblich suchen. Es ist überhaupt zwischen dem Ost und West des Alpengebirges in Hinsicht auf solche Besiedlung der Unterschied fast ebenso groß, als zwischen Nord und Süd. Im Westen macht sich der Einfluß des Mittelmeeres, im Osten derjenige der illyrischen oder Balkan-Halbinsel geltend. So reichen beispielsweise in den Ostalpen der Sanddorn mit den gelblichen, süßsauren Früchten (Hippophaë rhamnoïdes), der im Drauthal bei Lienz noch weit und breit die Flußufer bedeckt, nur bis Sachsenburg. Weiter gegen Osten zu wird kein einziger mehr gesehen. Gerade so verhält sich die germanische Tamarix, deren graugrünes, feines, cypressenartiges Geäste in so vielen Flußauen des Berglandes steht — am schönsten schillert sie, wenn Reif darauf liegt, dann sieht das aus wie durchbrochene Arbeit aus Silber, Platina oder einem anderen weißen Metall — sie geht nicht über die Enge von Sachsenburg ostwärts hinab, überschreitet nicht die Einmündung der Möll in die Drau. Hier, bei Leoben, gedeiht die pontische Artemisia — eine Pflanze, der man nicht allzu häufig begegnet.

Eng und waldig ist's hier. Es taucht die Erinnerung eines Spätherbsttages auf. Eine echt obersteierische Landschaft. Im Glanz der herbstlich niedrigen Sonne wird Alles zu Schimmer — selbst die aufsteigenden Rauchsäulen verwandeln sich in Silber, sowie sie über die Grenzen des Schattens emporkommen. Ferne Telegraphendrähte, die am dunkeln Waldsaum hinlaufen, verrathen sich durch ihren Glanz. Vom Pappelgang herüber kommt ein Regen hellgelber Blätter. Da

ist der Weg „über Mühlthal nach Goeß, Goeßgraben und Frohnleiten".

Dort ist eine Wallfahrt. Im Fichtenthal rauscht ein Mühlsturz und Heiligthümer stehen am Wege neben den vergilbten Wipfeln der Roßkastanien. Unter dem Altar rieselt eine Quelle, mit deren Wasser sich Andächtige die Augen waschen. Oben brennen Wachskerzen und das Geflüster der knieend Betenden vermengt sich mit dem des quellenden Rinnsales. Blumen schmücken die Wände. Obenan aber ist die triumphirende Inschrift angebracht:

Tönt Ave Maria,
So lachen die Himmel,
So jauchzen die Engel,
So jubelt die Erde,
So flieh'n die Dämonen
Hinunter in Nacht,
So bebet der Hölle
Gebrochene Macht.

Es ist das wieder einer der vielen Orte, an welchem eine Quelle die Veranlassung zu Andachtsübungen gegeben hat. Es verlohnt sich wohl, darüber nachzudenken.

Da, nach dem Ausspruche des griechischen Weltweisen, „Alles fließt", so ist das Wasser ein Sinnbild der Welt. Während es dahinströmt, bleiben die Gestalten der Ufer, der Himmel mit seinen Lichtern und Sternen, die Bäume und Menschen, welche sich gegen die Fluth vorbeugen, zitternd und farbenreich in ihr sichtbar — es ist aber in jedem Augenblick eine andere Menge des flüssigen Stoffes, in dem sie erscheinen, welche uns deren Wiederspiegel vermittelt: ganz gleich der Flucht der Zeit, die an den Dingen dieser Welt vorüberrauscht.

Wenn man glaubt, daß Tönung, Sprache, Gestaltung in

der Körperwelt keine Grenze hat und daß die Rede des Menschen auf der Reihe der durch Tonwellen ermöglichten Aeußerungen nicht einzig dasteht, sondern nur an der Spitze dieser Reihen, das bis jetzt vollkommenste derselben, ebenso wie der Mensch das vollkommenste der Wesen, so wird man auch im Summen des Insektes, wie im Dröhnen der Gletscher eine Verständlichmachung der Isis finden können. Ueber die Sprache der Wasserfälle habe ich mich schon einmal geäußert, jetzt hat ein Musikverständiger ihre Akkorde geprüft.

Das Wasser (Wurzel: vad, gehen) ist das Beweglichste auf der Welt, nächst der Luft, die als feinerer Strom eine Menge von Stimmen durch Reibungen an gröberen Körpern wachruft, vom Lispeln des „Rohrgeschwisters" an bis zu den Stürmen, die das Walten der Verheerung verkünden.

Es ist eine Elementarsprache in lautem Vokalismus — ohne Konsonanten, den menschlichen Sprachen ähnlich, die je wilder, desto vokalreicher sind.

Unsere Ahnen, die überhaupt an nichts Todtes glaubten, vernahmen die Stimme des Wassers. Sie hörten sie lange vor der Zeit, in der unsere Lyriker, das langsame Kreiseln eines trägen Stromes betrachtend, in den Flüstertönen der übereinander sanft sich zusammenschiebenden flachen Wellen, zwischen denen silberige Trichter nach abwärts weisen, Lockungen in den „tiefen Himmel", oder eine Quelle, die rasch hervorbricht, „geschwätzig" fanden, oder aus dem nächtlichen Rauschen wälscher Fontainen im schwülen Myrten-Garten „Verschlafenheit" heraushörten.

Sie glaubten kurz und einfach an die Beseeltheit des „gehenden" Elementes und dem zu Folge an seine Sprache. Das klägliche Gemurmel des Nordmeeres am Lavastrand verkündet dem Isländer den Tod der Schiffer und Skamandros, von Achilleus verhöhnt, brüllt wie ein Stier. Da sie Eigen-

schaften des Geschlechtes haben, ist es begreiflich, daß sie ihr Leben auch in Reden bezeugen, denn alle Wasser sind Männer, wie Neckar (von mhd. nechus, der Nix) oder Weiber, wie Isar (von Isara, die Gehende, d. h. Welle).

Wie die Menschen, die Geister und die Luft, so reden die Wasser nicht zu allen Zeiten die gleiche Sprache. Jeder weiß, daß die Wellen an der Küste oder die eines Wasserfalles andere Töne von sich geben, je nachdem die Luft heiter oder trüb ist und der Wind von Mittag oder von Mitternacht weht.

Der Mummelsee, ein schweigsames Gewässer, murrt, wenn böse Stürme bevorstehen, und alle Wetterseen unserer Hochgebirge lassen unheimliche Stimmen vernehmen, bevor Blitz und Donner ins Land kommen. Der „Mittelbaum", die große Welten-Esche, ist nicht umsonst von drei heiligen Brunnen umgeben.

Der verständige Mann lächelt über solchen Anthropomorphismus und meint, das Alles tragen wir erst in die dumme und stumme Natur hinein. Wer sich überzeugt hätte, daß wir mit all unserem Fühlen und Sehnen selbst zur Natur gehören, wird leicht zur Ahnung gelangen, daß dieser es auch außerhalb derjenigen Sprechmittel, die wir selbst sind, nicht an Zungen gebreche. Im innersten Wesen ist Alles Eins. Es giebt keine Klüfte, Absätze und Staffeln. Man denke darüber nach, ob das langweilige Plätschern eines Herbstregens vom nachdenklichen, griesgrämigen, trüben Himmel herab und die rauschende, von Ozon durchduftete Fluth eines Gewitter-Wolkenbruches, unter dem Knospen und Halme aufkeimen, nicht eine ganz verschiedene Sprache sprechen, obwohl das Tonwerkzeug und der „isthmus faucium" ganz der gleiche ist? Wir wissen Alle, daß die Natur für den Sinn des Gesichtes in Lichtwellen zahllose Andeutungen ihres inneren Lebens freigebig spendet — warum soll sie nicht gleiche Andeutung dem noch

feineren Sinn des Ohres in Schwingungen anderer Wellen geben? Auch der hebräische Dichter hat so gedacht, als er in seiner theistischen Weise sagte, daß „Gott" sich im Brausen des Sturmes und in sanftem, lindem Säuseln nähere.

Der Tropfen in der Kalksteinhöhle, welcher mit rhythmischem, hartem, metallischem Klang auffällt, redet er nicht von der unerschaffenen Zeit, in welcher er seine Stalaktiten und Kalkspath-Trauben bildet und deren Parallaxe er uns in seinem endlos eintönigen, mystischen Vortrag geben will? Der Bach in der Frühlingsnacht mit seinem unbändigen frohen Rauschen scheint sich der Erlösung aus den Eisschollen zu erfreuen und stürzt mit Tönen, welche an den Ruf der Kraniche erinnern, wenn sie hoch oben im Herbste den Ländern der Sonne, im Frühjahr ihrer Heimath entgegen fliegen, der Freiheit des Weltmeeres entgegen.

So faßten unsere Ahnen es auf. Sie fühlten im Wasser die flüssig gewordene innerste Wesenheit der Welt, glaubten an seine Stimme und gingen, indem sie das Lallen im Traume der Welt mit weissagender Redegewandtheit verwechselten, hin, dieselbe zu befragen.

Im deutschen Franken pilgern Mädchen zu klaren Quellen und werfen Ringlein von Weiden hinein. Wessen Ringlein untergeht, der muß im gleichen Jahre sterben — eine Ahnung der Sinnbildlichkeit, die vom Hineinziehen in den ursprünglichen Schoß des Werdens spricht. Denn auch Hel wohnt unter Brunnen. Jenes Volk, welches am liebsten in Wellen und Wasser schaut, von ihnen dichtet und denkt, ist dasjenige, dem der Fluß der Erscheinung am meisten sich als Bewußtsein des beseelten und zusammenhängenden All aufdrängt — es ist der deutsche Stamm in all seinen Auszweigungen.

Man vergleiche unsere Dichter, unsere Spaziergänger, unsere Volksbräuche. Kein Volk besitzt Dichtungen, wie Goethe's Ge-

sang der Geister über den Wassern oder die magischen Worte, mit denen Peneios, der Flußgott des Thales Tempe, in der klassischen Walpurgisnacht des Faust auftritt. Solche „Wasser-Dichter" kann man sich gefallen lassen. Borne, Brunnen, Quellen, Bäche werden allenthalben in den Liedern unseres Volkes genannt. Es ist das eine Mitgift seines waldfrischen Landes, das von verschiedenen Reizen des Südens, sowie auch dessen austrocknender Kultur verschont geblieben ist.

Unter denjenigen, welche die Zauber unserer Wasser in Versen zu verherrlichen gestrebt haben, befindet sich auch der Musikus Richard Wagner. Es klingt unglaublich, wie ein solcher Versemacher als Dichter ausgeschrien werden konnte. Es scheint, daß der Satz, Jemand gelte für das, wofür er sich ausgiebt, in Deutschland ganz außerordentlich hochgehalten werde. Die Blödheit des Wörter-Geklingels, die man vielleicht für schamlos erklären möchte, müßte einem Schuljungen, der mit Aehnlichem sein Schreibheft verderbte, Züchtigung zuziehen. Aber selbst in dieser theils lächerlichen, theils widerwärtigen Abart erkennt man den Zug, welcher germanischen Sinn zur Beschauung und Verehrung lebendiger Wasser führt.

In keinem Lande der Welt sieht man so viele Leute von Brücken hinab dem Wasser „zuschauen", wie es fließt. Man hält das für die Thätigkeit eines Maulaffen. Gleichwohl liegt in der scheinbaren Gedankenlosigkeit, mit welcher sich die Blicke an die Fortbewegung der Wellen heften, oft ein tiefinnerliches Geschehen. Es geschieht, daß sich die Seele des sterblichen Menschen mit der des wandelbaren Wassers vereinigt und die eine die Sprache der anderen hört, die sie auf ihrer Wanderung redet. Auch das Angeln, das eine Belustigung teutonischer Rassen ist, gilt nicht immer dem Fische. Oft ist es die Lust an der Helle und der Bewegung sommerlicher Fluth, welche dem Fischjäger die langweilige Ruthe in die Hand giebt.

Das Quirlen und Schäumen, das langsame Gefluthe um Röhricht oder Baumwurzeln wird den Augen Beschäftigung.

Nun kommt der Glaube der Germanen. Mimir sah in seinem Brunnen alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dinge der Welt, die Wiener Lotterieschwestern holen sich im Sieveringer Brünnel Orakel. Es giebt kaum eine Wallfahrt, einen Gnadenort ohne Quelle. Den Glauben an solche, an bevorzugten Stellen wunder- und zauberwirkende Wasser theilen wir freilich mit den arischen Bruderstämmen. Der Hindu-Brahmane redet im heiligen Sanskrit zu den Wogen der Ganga-Quellen, die aus den weißen Gewölben hervorstürzen, über die Ghauri-Çankâra schaut; der Hellene trank zu Delphi aus dem Brunnen Kassotis; der französische Jesuit wählte für seine Notre-Dame von Lourdes ein Erdloch, in dem klares Wasser zum Vorschein kommt. Aber Niemand ist so vertraut mit den Stimmen und der vorhersagenden Allwissenheit der Wasser, als der Germane. Die Wasser sind ihm Orakel, weil sie eins sind mit dem stets sich verwandelnden All, das ein Janusgesicht hat — weil sie ihm als die Welt in redebegabter, stimmreicher Bewegung erscheinen. Mit der Erde läßt sich nicht reden, weil sie stumm ist, die Wasser aber nehmen Theil an den Schicksalen der Lebendigen.

Wenn in den Schären des dänisch-schwedischen Strandes es aus dem Grunde der See herauf gröhlt, so sagen die Leute, das Meer „mahlt", denn sie vergleichen das Getöse mit demjenigen der Mühlsteine. Dieses Mahlen bedeutet Sturm und Unheil. Die seltsamen Bewegungen des Wettersees in Schweden und seine Strömungen, die aus der Tiefe herauskommen, so daß die Fluth ölglatt am Strande liegt, während in der Mitte schon hohe Wellen aufschäumen, machen ihn zum weissagenden Zauberspiegel. Noch seltsamer ist der Wener-See mit seiner Trolhätta, d. h. Hut des Zaubergeistes.

Im buchenbeschatteten Schoonen weissagt der Strom Helga. Im bairischen Walde ist ein See, dessen Stimme böse Zeiten verkündigt. Vom Nachklang an den Glauben wunderreichen Waltens der Wasser zeugen die Ueberlieferungen von Marienbildern, die auf Wellen einhergetragen wurden.

Es ist begreiflich, daß die Gestaltungen der Wellen, des Schaumes, der Nebel und Dünste allmählich menschliche Umrisse erhielten. Da konnten die Wasser leichter sprechen. Ran, den Skandinaviern Göttin der Meere, nannte die Wellen ihre Mädchen. Aus zitternden Schilfen, wo es wie menschliche Stimme schallt:

„Scheint die Welle doch ein Schwätzen —"

erhebt sich der Nechus, der Wasserstier, das Seefräulein, das Wellenweib.

Wir erinnern uns Alle an den Spruch der den Wellen der Donau entstiegenen Weiber, die dem Hagen das Verderben im Hunnenland weissagten:

Er hörte Wasser rauschen, zu lauschen er begann:
In einem Bronen thaten zwei weise Frauen das,
Die wollten sich da kühlen und legen sich im Naß.
Sie schwebten wie die Vögel vor ihm auf tiefer Fluth.

Immer erscheinen sie in den Farben des Wassers, sei es grünbläulich, wie die Tiefe, oder weiß an Gesicht und Gewand, wie Wellen und beglänzter Nebel. Eben jenen Wenersee, der die durch Zaubersagen verherrlichte Insel Wisings Ey birgt, in deren Höhle der Zauberer Gilbert gefesselt schmachtet, umwandeln Meerweiber, und den Nebel, der um sie zieht, halten die Leute für ein Schiff voll von Geistern, das langsam das Eiland umsegelt. Wenn der Frühling kommt, so donnert es in den Tiefen von Wisings Ey. Es ist dies ein

Zeichen, welches dem Eise gegeben wird, daß ihm das Aufwallen der grünen Fluth bevorsteht.

Aus den Tiefen des Oceans um die Orkney-Inseln tauchen sehr häufig die Männer und Weiber des Meeres aus ihren unsichtbaren Palästen empor. Sie wollen die Sonne, das Licht, den Himmel sehen, von welchem sie in den dämmerigen Hallen der cyanblauen Abgründe gehört haben. So sitzen sie in Gestalt von Seehunden auf den Klippen und spähen mit den runden Augen recht weit hinaus, um viel von der sonnigen Oberwelt in ihre Zauberwohnungen mit hinab zu nehmen.

Doch können wir all diese Gestaltungen nur als nachträgliche, spätere Auffassung betrachten. Von Anfang erschienen der Born, die Quelle, der Wasserspiegel als solche wundersam und verehrungswürdig. Ich habe erwähnt, wie es nicht nur das Räthselhafte des Ursprunges — die meisten Menschen machen sich heute noch keinen klaren Begriff von dem Zustandekommen der Quellen und Bäche — sowie der Bewegung war, welches die Völker in ihrer Kindheit zu den einsamen Spiegeln zog, auch nicht einmal die farbige Mannigfaltigkeit der Bilder, die im Tropfen, wie im See erscheinen, sondern vor Allem die „Augenhaftigkeit" des Wassers. Wie nämlich nicht blos die äußeren Gegenstände sich im Auge spiegeln, sondern aus diesem heraus auch die inneren, seelischen Eigenschaften des augenbegabten Wesens hervorleuchten, so erblickte man im Wasserspiegel ein Auge des All, das die Geheimnisse desselben in stummer Beredsamkeit enthüllte. Mimir erblickte dieselbe in seinem Brunnen.

Wenn man Wasserspiegel, wie den des Combal-Sees, in dessen Tiefe die ganze Flucht der Gletscher-Koulissen in der Allee Blanche des Montblanc erscheint, gern für ein Auge hält, das die Erde aufgeschlagen hat, um ihre eigene Pracht selbst zu beschauen, so giebt es kindliche Einbildungskraft ganzer

Völker, welche da dafür hält, daß hier und dort der Urgrund alles Geschaffenen, die große Mutterfluth, das Weltmeer, durch die darüber gelegte trockene Erdhülle hindurchblicke und ihre Allgegenwart verrathen.

Solche Blicke gehen von einsamen Hochseen der Tatra aus, die deshalb von den Menschen „Meeraugen" genannt werden. Daß sich die Natur selbst beschaut, sieht man an den vielen Augen der Isisbilder. Daß sie ihre Launen und ihr Wollen verräth, dankten unsere Ahnen den flüssigen, aus ihrem Innersten emporgehobenen Spiegeln, welche die taube und stumme Kruste unterbrechen.

Nord oder Süd.

(Eine Epistel für Sommerfrischler in den Ost-Alpen.)

Zur Beruhigung Derjenigen, welche diese wohlgemeinten Zeilen zu lesen gedenken, sage ich am Anfange derselben, daß es sich nicht, was etwa aus dem knappen Titel herauszudeuten wäre, um die uns aus Büchern geläufige Ausdehnung der beiden bekannten Begriffe, also beispielsweise um Norwegen oder Sicilien, handelt. Ich möchte mich auf einige Worte beschränken, welche als Rathschlag für Diejenigen gelten sollen, welche ihr Bündel schnüren, um in unseren österreichischen Alpen irgendwo eine Zufluchtsstätte zu suchen. Ich rede vom Nord- oder Südrande unserer Alpen.

Keine Vorstellung ist verbreiteter, als diejenige, daß es im Norden kalt, im Süden warm sei. Mit Uebertragung auf die Thäler unseres Alpengebirges wird gesagt, daß diejenigen des Nordrandes kühl, des Südrandes warm seien. Im Allgemeinen mag das für wahr gelten. Es giebt jedoch noch

so viele Wenn und Aber anzuhängen, daß die Antwort auf die Frage bald ein anderes Gesicht bekommt.

Wir bleiben beim Sommer stehen und kümmern uns bei den nachfolgenden Erörterungen nichts um die übrigen Jahreszeiten. Nun, da zeigt ein Blick auf die meteorologischen Tabellen und auf die seit vielen Jahren geführten Tagebücher, daß es südlich vom Hauptkamm der Alpen während jener Jahreszeit viel seltener regnet, als nördlich desselben. Desgleichen zeigt ein anderer Blick, daß die Wärme niemals auf gleicher Höhe hüben und drüben im Süden so tief sinkt, wie im Norden.

Damit kein Zweifel über die Oertlichkeiten übrig bleibe, will ich vorausschicken, daß ich unter den nördlichen Gegenden im Allgemeinen die Flußgebiete der Mur, der Enns, der Salzach, des Inn, unter den südlichen die der Drau und Etsch verstehe. Die Gebirge, welche dieselben trennen, haben verschiedene Namen, wie Hohe Tauern, Zillerthaler-, Stubaier-, Oetzthaler-Ferner. So ist jedoch, nach den Flußgebieten und den sie trennenden Wällen, der Unterschied zu verstehen.

Um gleich mit einem der Wirklichkeit entnommenen Zwischenfall zu beginnen, erzähle ich Folgendes: Vor einigen Jahren sagte ein Norddeutscher zum Verfasser dieser Zeilen nachstehende Worte: „Es ist mir gerathen worden, auf eine der Hochflächen um Bozen zu gehen. Wenn ich diesem Rathe folgte, würde man mich daheim auslachen. Jetzt im Sommer, wo wir in Berlin schon fast vor Hitze erstickten, schickt man mich nach dem heißen Südtirol, wo der Oel- und Feigenbaum wächst! Ist das nicht zu toll?“

Ich antwortete darauf: „Heutzutage, wo die gebildete Menschheit in Wochenschriften und in den Feuilletons der Tageblätter, in Vorträgen von Wander-Rhapsoden und in der

Lieferungs-Literatur so viel Naturwissenschaft vorgepredigt bekommt, daß der Guttapercha-Mantel der höchsten Gleichgiltigkeit nicht mehr gegen die von allen Seiten sich einfiltrirende Weisheit schützt, ist Mancherlei schon zu verschiedenen Malen gesagt und gehört worden. Wenn es sich aber um die Uebersetzung in die Praxis handelt, dann ist eben dieses »Manche« vergessen. Wir haben ja auch schon oft erzählt bekommen, welche Rolle dem Sauerstoff bei Athmung und Ernährung zugewiesen ist, und sperren uns gegen frische Luft ab, ja wir halten den Cigarrendampf in der verschlossenen Stube einer eingeregneten Salzkammergut-Sommerfrische für gesünder, als die einströmende »Außenluft«, die uns nach dem Leben trachtet. So haben wir auch schon gehört, daß mit der Höhe die Wärme abnimmt, aber die Erinnerung an diese Lektion verweht wie Luft, wenn wir auf der Landkarte ganz oder halb italienische Namen sehen. Dann fällt uns nur die Hitze ein und an das Andere denken wir nimmer."

Nehmen wir den Himmel Italiens und stellen ihn uns als ein blaues Gewölbe vor. Dieses Gewölbe dehnt sich gleichmäßig aus über der Niederung mit ihren schwülen Nächten und den Blutsaugern, wie über den Höhen, auf denen Hafer und Kartoffeln reifen. Ich habe also südlichen Himmel, nordische Kühlung.

Ein Teleologe der alten Schule würde es vielleicht als eine besondere Fügung der Vorsehung bezeichnen, daß die Porphyre und Sandsteine im deutschen Theile Südtirols, der sich italienischer Lüfte und italienischer Sonne erfreut, so massiv aufgeschüttet und in solcher Höhe plan ausgebreitet liegen, daß dort Platz für zahllose „ebene Spaziergänge" und Wirthshäuser geschaffen worden ist. Vom Thale Tiers bis zum Thale Gröden, vom Rosengarten bis zum Puflatsch ist eine Reihe solcher Hochflächen hingestreckt, des gegenüberliegenden

„Ritten“ nicht zu gedenken, von dem ich schweige, weil er schon von Betheiligten in den Kreis ihrer Anstrengungen gezogen und weit in der Welt herum bekannt gemacht worden ist. Die Sommer-Signatur dieser wunderbaren Flächen sind Sonnenschein und kühle Luft. Rechnet man dazu noch die weiten Gesichtskreise, die sich aus der Höhe ergeben, die Wasser und Wälder, den Anblick in das aus großer Tiefe heraufblauende Thalgelände, so hat man Sommerfrischgründe vor sich, wie sie in Europa nirgends mehr zu finden sind: eine Mengung südlicher Luft und nordischer Frische, die eben nur an den Grenzmarken Germaniens und Italiens zu suchen sind — wenn der Boden so hoch liegt.

Die Aussicht, verregnete Ferien zuzubringen, verhält sich für die Monate Juli, August und einen Theil des September in den Alpengebieten nördlich des großen Walles oder an seinem Nordrande zu den Gebieten an der Etsch wie drei zu eins. Auch das hochgelegene Pusterthal, selbst das gleichfalls südlich des Walles gelegene Gebiet der Kärntner Seen kann sich in Bezug auf Häufigkeit der Niederschläge und trübe Tage nicht mit dem Salzkammergut und den nördlich des Brenner gelegenen Thälern messen. Für den Spätherbst gestaltet sich allerdings im Süden das Verhältniß anders. Wenn die Scirocco-Regen beginnen, ist oft kein Aufhören mehr des Guten, das mit dem himmlischen Naß auf die Erde geschüttet wird. Da giebt es Strickregen, wie diejenigen, die der Gegend von Como die Bezeichnung eines »urinajo della Lombardia« eingetragen haben, und Niederschlagsmengen, wie die von Tolmezzo im Friaul, die alle Regenlöcher von Europa überbieten. Warum um jene Zeit, in welcher sich die erkaltenden Lüfte der Alpen mit den wärmeren des Mittelmeerbeckens dort unten begegnen, die Niederschläge so häufig sind, mag man in den Schriften der Meteorologen nachlesen.

Alles ganz gut — wird Mancher sagen, der mir bisher gefolgt ist — aber kann man denn auch dort oben wohnen? Wie schaut es denn mit anderen Dingen aus, die man ebenso nothwendig hat, als das Luftgasgemenge von longobardischem Sonnenäther und deutschem Fichtenhauch?

Darauf ist die Antwort zu geben, daß hier verschiedene Einzelheiten wohl auseinander zu halten sind. An einzelnen Stellen werden sich auch Diejenigen befriedigt finden, die nicht so leicht zu befriedigen sind und die einen Apparat, wie ungefähr den von Toblach oder vom Semmering-Hotel, nothwendig haben, um einige Wochen in der lichten Pracht der südlichen Berge zuzubringen. Für Solche ist beispielsweise das ehemalige Kloster des heiligen Martin auf dem Passe Rolle zwischen Predazzo und Primiero in Tirol erfunden worden, welches jetzt als Gaststätte San Martino di Castrozza heißt. Es liegt 1500 Meter über dem Meere, also 300 Meter über Toblach und nur um etwa 280 Meter niedriger als die Kuppe des Schafberges. Es wird von Neumarkt unter Bozen aus auf prächtiger Poststraße erreicht.

Dann hätten wir das noch etwas höher gelegene, gleichfalls in ein Hotel umgewandelte Kloster der Madonna di Campiglio zu erwähnen, welches von hohem Berge in die tirolischen Brenta-Alpen mit ihren Schneefeldern hineinschaut. Man denke nur daran, daß es nie ein schlechter Ort ist, wo die Vergangenheit Klöster aufbaute. Dieses ist von Trient aus über Vezzano, Tione und Pinzolo gleichfalls auf bequemer Fahrstraße zugänglich, während wir es der landesüblichen Bedächtigkeit zuschreiben dürfen, wenn die kurze Strecke zwischen dem Alpenhotel und der Tonalstraße bei Dimaro noch immer nur dem bekannten Maulthier offen steht, das „im Nebel seinen Weg sucht.“

Giebt es im ganzen Alpengebiet eine Hochfläche wie die

der Seiser Alp? Ist dort oben eine Gaststätte aufgerichtet? Beide Fragen sind mit Nein zu beantworten. Zugleich aber muß man beifügen, daß ein solcher Schatz in anderen Ländern für Diejenigen, die ihren Athem-Apparat ausbessern oder ihre Nerven zur „Beschleunigung des Stoffwechsels" antreiben — oder auch einfach nur im Frieden der sonnigen Berg-Einöde als Nachbarn der Schneefelder und der Wolkenzüge eine beschauliche Zeitfrist hindämmern wollen, längst gehoben wäre. Man stelle sich eine weite, wellige Alpenwiesenfläche vor, die im Mittel etwa 1700 Meter über das Meer erhaben liegt, sich also auf gleicher Höhe befindet mit den gerühmten Oertlichkeiten des Ober-Engadin — auf der es 70 Sennhütten und 360 Heustadel giebt, deren Länge man auf vier, deren Breite man auf drei Wegstunden berechnet, und welche von den wundersamsten Dolomitgestalten an ihren Rändern umringt wird. Dort steht kein Haus, obwohl ringsum, nahezu auf gleicher Höhe, gute Saumwege, Bäder und bewohnte Ortschaften vorhanden sind.

Nicht minder soll (weil wir jetzt vorläufig von einem Obdach reden, das nicht vorhanden ist) die Aufmerksamkeit Derjenigen, die Etwas schaffen wollen, auf den Mendelpaß zwischen Bozen und Fondo im Nonsberg gelenkt werden, über welchen seit einigen Jahren eine schöne Kunststraße führt, die den altberühmten Saumweg verdrängt hat. Jetzt steht auf dem Mendelpaß, auf einer Höhe von etwas über 1300 Meter, ein freundliches Gasthaus, welches den Fehler hat, daß es zu klein ist. Wer dort vorbeigegangen oder etwa die benachbarte Höhe des Rhönberges erstiegen hat, der vergißt niemals die weiße Pracht, die er dort oben geschaut hat. Eine große Gaststätte, dort oben eröffnet, würde sich bald Weltruf erringen.

Bei dieser Gelegenheit mag überhaupt gesagt werden, daß, wenn es mit rechten Dingen zuginge, Bozen die erste Tou-

risten-Stadt Oesterreichs sein müßte. Was vom Engadin nach Tirol will, kann jetzt schon den unvergleichlichen Weg über Pontresina, den Berninapaß, Madonna di Tirano, Apricapaß und Tonale nehmen, um über die Mendelstraße nach Bozen abzusteigen, aber es fehlt an der Fortsetzung gegen Osten, ins Gebiet der Dolomite. Leicht wäre eine Straße über den Caressapaß anzulegen, dann gelangte man unmittelbar von Bozen aus in die Alpenlandschaft von Primiero. Und wäre alsdann noch der Pordoi- oder gar der Fedajapaß und der Paß Tra i Sassi fahrbar gemacht, so reiste man durch ein Hochgebirge, wie es thatsächlich in Europa einzig an wunderbaren Gestaltungen dasteht, von Bozen aus unmittelbar nach Cortina di Ampezzo. Es sind also die Straßen, welche fehlen, denn die Eisenbahn kann nur als Zufuhr an die Pracht des Hochgebirges gelten, in sie hineinzudringen, das muß sie anderen Wegen überlassen.

Kommen wir zu unserem Gegenstande zurück. In Ermangelung von solchen Straßen, wie sie das Königreich Italien in den letzten Jahren überall durch das Venetianische Hochgebirge hin angelegt hat — ich erinnere beispielsweise an den schönen Mauriapaß, über welchen man jetzt rasch von Cortina di Ampezzo nach der Station La Carnia an der Pontebba-Bahn fahren kann, wenn man die Straße über Tai, Lorenzago, Forni und Ampezzo di Carnia einschlägt — müssen wir uns, von den oben erwähnten abgesehen, in jenen Gebieten an solche Oertlichkeiten wenden, in die kein Landauer gelangen kann.

Schauen wir uns einmal das saubere, hochgebaute Castelrutt an, das etwa tausend Meter hoch auf einer grünen Fläche über dem Eisak liegt. Ich rathe den Reisenden, auf der Grödnerstraße bis zur Brenn-Brücke hinein zu fahren, dann rechts durch den Wald hinauf zu reiten oder zu gehen. Mit

nicht geringem Erstaunen wird alsdann Jeder, der an diese Art von Landschaftsgestaltung nicht gewohnt ist, einen stattlichen Ort mit Aemtern und dergleichen vor sich erblicken, wie man ihn sonst nur an großen Heerstraßen findet. Desgleichen bietet ihm das „Lamm" ein Obdach, wie Gasthäuser neben dem Schienenwege.

Man hat das Wort Sommerfrische erfunden, welches auf den ersten Blick sich als ein paradoxes Kompositum ausweist. Für die südtirolischen Oertlichkeiten würde nicht minder, im Gegensatze zu den von so manchem regentrüben Tag heimgesuchten Sommerfrischen (ohne Sommer) jenseits des Brenner und der Tauern, die Bezeichnung „Sonnenfrische" sich empfehlen. Es ist ein sonniges Land, und wenn in der heißen Tiefe Fruchtsäfte in Feige und Traube hinaufsteigen, so weht hier oben der Luftzug, der vom Adamello zum Großglockner streift.

Wenige Schritte vom „Lamm" entfernt, stand auf einem kleinen Hügel das „gebrochene Schloß" (castellum ruptum, im Latein der infima latinitas), welches dem Orte den Namen gab. Man nennt den Hügel jetzt Kalvarienberg. Stellen wir uns in einer Morgenfrühe dorthin.

Neben den weißen Häusern von Castelrutt sehen wir baumbedeckte Hügel. Ueber ihnen tauchen die Zacken der Vilnöser Geißeln oder Geisterspitzen, weiterhin das Eis von Gipfeln aus Pfitsch und Zillerthal auf. Vor uns stehen die Steilwände des gefeierten Schlern, einst ein Wallriff, eine von Korallen gebildete Lagunen-Insel. Im Westen röthet sich zuerst der schmale Saum der Ortler-Gletscher, der über die Mendel hervorragt, dann die Mendel selbst, die den Bozenern, welche tief dort unten im Abgrund noch schlafen, in die Fenster schaut. Als Versetzstücke dieser Scene dienen die Häuser des gastlichen Ortes, Hohlwege, Hütten mit Geranienflor, Gärtchen

mit Eibisch und Pappelrosen-Blüthen, und auf einem vom Wallriff abgewetterten Block liegend die Trümmer von Hauenstein und Salegg.

Ueber Razes, die höchstgelegene aller Bozener „Sonnenfrischen", hat erst jüngst Dr. Proßliner ein anmuthiges Büchlein geschrieben. Razes liegt unter den Schlernwänden. Im Nadelholz, von welchem es umdrängt wird, rieseln Quellen und Bäche.

Glasglanzige Quellentümpel unterbrechen das Gewirre von Bäumen, Moos, und liegen wie große Thautropfen zwischen den Farnen. Razes und Paneveggio am Rollepaß sind die zwei Tannen-Lustsitze von Tirol, und gern möchte die Einbildungskraft in diese Forste eine jener Waldschmieden sich hineingestellt denken, welche uns in Heldenliedern geschildert werden.

Razes liegt 1200, Paneveggio 1575 Meter über dem Meere. Ich wiederhole: San Martino di Castrozza, Paneveggio, Madonna di Campiglio, Mendel können von jedem Wagen erreicht werden; Castelrutt, Razes und benachbarte Orte, welch letztere aber wenig Gastlichkeit bieten, sowie das anspruchsvollere Klobenstein, jenseits auf dem Ritten, sind durch Saumwege zugänglich gemacht. Aus der Tiefe herauf — deren Vorhandensein der Spaziergänger nicht ahnt, weil die eine Hochfläche diesseits des Eisak sich ohne Unterbrechung durch die schmale Kluft des Flußabgrundes, in dem die Eisenbahn neben dem Flusse hergeht, und deren Ränder er nicht wahrnimmt, in die andere, jenseits ober dem Flusse gelegene fortzusetzen scheint — dringt der Pfiff der Lokomotive, ein seltsamer Hall in dieser Welt mit den weiten Gesichtskreisen von Ferner-Eis. Das dieser Hochfläche benachbarte Tschamin-Thal im Rosengarten-Gebiete ist das schönste Thal aller Dolomit-Gebiete, so wenig es auch besucht wird.

Niemand ist mehr davon entfernt, die Schönheiten der

nördlichen Alpenabdachung zu vergessen, als der Verfasser des „Oesterreichischen Seebuches". Es giebt gewiß wenige Stumpfsinnige, denen man die Schönheit der grünen Wasserbecken, ihrer Wälder, ihres Jagdlebens und so Manches, was damit zusammenhängt, erst eindringlich vorpredigen müßte. Auch ist das Volk diesseits des Brenner mit wenigen Ausnahmen interessanter, als die Insassen der Südabhänge. Einzelne Oertlichkeiten hier haben überhaupt nirgendwo ihres Gleichen, wie beispielsweise Berchtesgaden. Zudem findet sich nicht Jeder leicht in das, was man die Romantik des Südens nennen kann. Schon bei den Landschaftsmalern macht man diese Wahrnehmung. Es giebt wenige unter ihnen, die mit gleicher Geschicklichkeit einen Königssee und eine südtirolische Hochfläche darzustellen vermögen.

Diese Zeilen aber sind für Solche geschrieben, die sich von der Arbeit ihres Lebensberufes möglichst in heiterer Luft und ungehindert von Sommer-Regen an bescheideneren Oertlichkeiten erholen wollen. Dort oben, wo ich hingedeutet habe, finden sie einen helleren Himmel, als in unseren österreichischen oder bairischen Bergen, und die nämliche Kühlung. Doch möchte ich Jedem rathen, sich vorher erst zu fragen, ob Raum für ihn vorhanden ist. Denn ich habe die Weisheit, die ich kurz ausgelegt habe, nicht gepachtet, und mehr als Einer ist zum gleichen Ergebniß gekommen, wie ich. Darum werden der Pilgerfahrten dort hinab immer mehr.

Man vergesse nicht, daß es nur hochgelegene Orte in den Südalpen sind, welche unseren Ferien-Gästen empfohlen werden können. Die Thäler eignen sich aus mehr als einem Grunde für die Meisten nicht. Man schrecke nicht vor dem Begriffe der Höhe zurück und denke nicht etwa dabei an Verlassenheit. Ueber den Niederungen, in welchen die Früchte des Südens gedeihen, weht eine so warme Luft, daß man schon hoch auf

die Berge hinaufsteigen muß, um ähnliche frische Lüfte zu finden, wie sie in den Nordalpen die Thäler haben. Darum giebt es dort oben stattliche Dörfer und Ansiedelungen in einer Höhe über der Thalsohle, auf welcher man in den Nordalpen nur Heu- oder Sennhütten antrifft. Es ist auch die Herrlichkeit der weiten Gesichtskreise dieser Hochflächen nicht zu übersehen.

Will Jemand gar in der Eisregion behaglich wohnen, so findet er in ganz Europa hierfür keine Einrichtung, wie sie das treffliche Haus zur „Franzenshöhe" auf dem Stilfser Joch bietet, von welchem aus man tief auf den Madatsch-Gletscher hinabschaut und neben einer Poststraße haust, die alle Bedürfnisse liefert. Dieses Haus, ein Reliquienstück der gewaltigen Straßenbau-Thätigkeit im österreichischen Vormärz, wird viel zu wenig gewürdigt. Es besitzt, um nur Eines anzuführen, wohl die einzige Bibliothek, die irgendwo jenseits des Gletscher-Eises aufgestellt ist. Das Haus steht auf 2190 Meter Meereshöhe.

Allen Anderen aber, die nicht „so hoch" hinaus wollen, wird ein Sommer-Aufenthalt im kühlen Süden das halten, was jeder Kenner in seinem Namen versprechen kann: wenig Regen und frische Berglüfte.

Um den Manhart.

Es giebt wenige so verschiedene Umgebungsbilder, wie diejenigen sind, in welche Einer hineinschaut, der auf dem Gipfel des Manhart in den karnischen Alpen steht. Ich halte nur zwei fest. In einem erblickt man die grauen Wellen, Muschelkalk und Marmor geworden, welche die Brandung des alten Kreidemeeres andeuten, die Gegend von Prosecco und Santa

Croce — starre Wellen, die sich für das Auge gemach in das Blau der heutigen Adria hinein ausflachen.

Auf der anderen Seite liegt lothrecht die Berchtesgadener Ramsau unter den Wänden, freilich nicht die nämliche, die als solche von den Karten bezeichnet wird, aber doch eine wirkliche. Es ist wie dort ein Wildgarten im Hochgebirge mit Wasserspiegeln, Bächen und grauen Steilabfällen des Kalkes.

Dort unten ist der einzige Naturpark, den man jenseits der Hohen Tauern auffindet. Tirol ist ja armselig daran mit Wald, Kärnten nicht besser; von der Mur bis zur Etsch sucht der wenig unterrichtete Fremdling vergebens nach wasser- und schattenkühlen Gründen, und wären sie auch nur halb so schön, wie diejenigen, die man auf der Leinwand der Kunst-Ausstellungen sehnsüchtig betrachtet. Was man an den Gestaden der Traun oder zwischen Königssee und Reichenhall findet, das ist durch Schlendrian und Noth in anderen Bergen längst zu Grunde gegangen.

Warum gerade nördlich unter dem Manhart eine Ramsau grünt, weiß ich nicht — es wird auch Niemand viel danach fragen. Vielleicht ist es die Rücksicht auf die Eisenwerke, wie dort draußen die Sorge um das Salzsieden, welche es verhindert, daß man die Aehren als Gras erntet. Das meiste Lob muß gewiß den Forstleuten zugewendet werden, welche dort das Eigenthum des Staates sorgfältig pflegen. Immerhin — ich versetzte mich in die Lage eines solchen, der das erste Mal in die Nähe der großen Sensenschmiede Weißenfels gelangt.

Dort hat der Besitzer den Wald mit Pfaden durchkreuzen lassen. In die Falten der Manhart-Vorsprünge sind zwei Hochseen eingebettet. Von diesen kommt das Wasser in den Forst vorgestürzt und wirft sich auf die Räder der Werke, oder blendet in nutzloser Schönheit, während es als Schaum über Felsen fällt.

Am Wege steht das Haus der Sensen, das mit der Vorderseite, aus der drei schwarze Oeffnungen, Thüren und Luftlöcher gähnen, den Vorübergehenden wie ein Ungeheuer anschielt.

Weiter hinauf schießt ein Sturz neben dem Hause vorbei, in welchem zeitweilig Eisen gegossen wird. Wer etwas Absonderliches sehen will, erkundige sich nach der Stunde solchen Gießens. Da lassen Menschen, deren Gesicht vermummt ist, das Metall in Behälter aus Graphit fließen, die alsbald roth zu glühen beginnen. Lautlos verrichten diese die unheimliche Arbeit. In diesem Aufzuge, sich pechschwarz vom unsäglichen Weißglühlicht abhebend, gleichen die Männer, die kein Wort sprechen, den Schergen einer Marterkammer. Alles andere Feuer und Licht verschwindet als bräunlicher Qualm neben dem Phlegethon des Eisens. Die Freunde, die einander anschauen, entsetzen sich. Denn in dieser Strahlung weicht alle Färbung des Lebens vom Gesicht. Nur das Weiße des Auges schaut als längliches Quarzstück aus einem weißgrünen Teige heraus. Das ist morbidezza. Wer von sich selbst wissen will, wie er aussieht, nachdem er drei Monate im Grabe gelegen haben wird, nehme sich einen Spiegel mit.

Durch einen Theil des Parkes führt der Weg gegen die Seen fort. Dann steigt er im Bergwald sanft an. Quellen kommen allenthalben unter Moos und Lattich zum Vorschein. Nach einer halben Stunde sieht man über das Holzwerk einer Klause sich Etwas wie einen blaugrünen Glaswulst umbiegen. Es ist der See, der hier abfließt. Man überschreite das Brückchen und gehe drüben ein Stück am Nordufer fort. Hier sind alle die Farben ausgebreitet, die mit der Erinnerung an einen Alpensee zusammenhängen. Ueber den Wipfeln dehnt sich das Weiße des Manhart und seiner Nachbarn aus.

Es kommt hier aber noch etwas Anderes dazu. Der See hat einen starken Bach als Abfluß, längs dessen wir herauf-

gewandert sind. Von Zuflüssen unter dem Himmel ist nichts zu erspähen. Dagegen erblickt man wimmelnde Bewegung von aufsteigenden Quellen in der Fläche, und am Südrande brechen aus Fels die Sprudel herein. Diese Reinheit zuströmenden Wassers bewirkt, daß der erste Weißenfelser See sich von anderen Wassern der Alpen unterscheidet wie Diamant von trübem Glasfluß. Ich kenne nur ein winziges Gewässer in den bairischen Bergen, den Badersee, der ihm hierin gleicht. Wer schwindelig ist, scheut vor einem Blick aus dem Kahn zurück. Er vermeint, er schwebe in der Luft über der Tiefe.

Auf dem Grunde liegen versenkte Stämme, viele stehen auch aufrecht. Wie dieses ermöglicht worden, enträthsele ich mir nicht. Genug — während die versenkten, von der Wellenbewegung des Ruders überwallt, Bewegungen blaugrüner Schlangen nachahmen, stehen die anderen starr, ein versenkter Wald. Zwischen dem Astwerk schießen Forellen hin, denen im zackigen Baumgewirr kein Netz verderblich wird. Varuna, der Gott auf dem Lotosblatt, ist so blau wie manche Tiefe, aus anderer blenden noch weißliche Felsblöcke herauf, welche der Sonnenstrahl durch das Wasser erreicht; dunkel wie der Schatten des andrängenden Waldes gähnt es dort unter dem Spiegel. Ich glaube nicht, daß die Herrlichkeit des Wassers vollständig inne hat, der von einem solchen See nichts weiß.

Der zweite See liegt sieben Meter über dem ersten. Die Umgebung hat größere Linien, aber es mangelt ihm die Schönheit des Wassers. Groß dagegen ist der Halbkreis, der sich von seinem Südrande ab hinter ihm aufthut, all die Wände des Manhart, der Strugova und Ponca. Demjenigen, der einmal im Hochgebirge einen solchen Halbkreis, mit dem ein Thal rundlich abgeschlossen wird, gesehen hat, brauche ich nichts Besonderes zu sagen über die Schneefelder und Grasinseln zu oberst im mürben Geröll, über die Verwitterung und die

Spiele der Wolken, die durch kaltfeuchte Zacken sich hin und her zwängen, über die Lawinenreste unten am See und die Felsen, welche wechselnde Fluth messerscharf durchnagt hat. Das Nämliche gilt vom Lebendigen: dem Raubvogel in der Luft; den Wildenten, die plumpen Flügelschlages vom Gewässer sich aufflüchten; dem Gejohle in den Schlüften, welches einem einzigen Ruf unserer Kehle antwortet; dem leiseren Getreibe der Spechte im Fichtenwald; der Stimme des Ziegenhirten zwischen den Armleuchtern des Krummholzes ....

Jetzt haben wir genug gesehen an den zwei Wassern. Mit einem Sprung stehen wir zwei Thäler weiter ostwärts.

Von der Save ziehen viele Thäler und Gräben nebeneinander südwärts gegen die Kalkberge hinauf, von welchen auf der anderen Seite die Quellen und Bäche zum Isonzo hinabstürzen. Ein solches Thal ist die Bistrica oder Feistritz, die bei Lengenfeld ausmündet, weiter hinein zu Vrata heißt und schließlich mit dem Lukniapaß und dem Triglav aufhört. Dort drinnen ist ein Wasserfall der Pericnik.

Also hinein zu den Wassern. Der Flieder mit seinen Blüthendolden blendet, der hohe Stou ist zu Rauch geworden — da haftet das Auge im Spiel der Wellen. Die Bistrica hinauf überdecken Weiden und Lattich den Schotterstrand, hier und dort dampft in der Berg-Einsamkeit ein Kohlenmeiler oder glüht die Flamme eines Kalkofens.

„Bistrica" bedeutet die „Rasche", und es ist ihr rechter Name. Jäh jagen die Wellen durch die Koulissen der Dolomite. Der Korridor, durch den sie rauschen, gleicht den Thälern, in welche man hinabschaut, wenn man sich auf eines der Kalkjöcher nördlich von Innsbruck stellt: dem Gleirsch- oder Hinterauthal. So hat die Landschaft in diesen Dolomiten ihr Vorbild im Gebirge zwischen Lech, Isar, Inn und Salzach. Dort aber ist Alles frischer und größer, dagegen fehlt der

Anhauch des Südens, der hier vom Küstenlande herüberreicht. Der Sommerhimmel ist tiefblau wie der Kelch der Gentiane, und die Buche kämpft mit der Fichte um die Waldherrschaft.

In solchen Thälern nimmt der Mensch nicht viel Raum des Vordergrundes ein. Hier und dort hämmert es aus einer Schmiede heraus; es eilt ein Mann mit langer Stange über das Schotterfeld zum reißenden Wasser, um die Baumstämme flott zu machen, die auf weißem Kalk gestrandet sind. Von ferne gleicht das Aneinanderschlagen der Stämme dem Donner, der oft Nachmittags zwischen hohem Geklüft in dichten Wolkenknäueln sich vernehmen läßt, mit denen die engen Kamine wie mit Lawinenresten ausgestopft sind. Da und dort schiebt Einer halbe Bäume in die Riesenfeuer der Kalköfen, oder kommt ein Hirt, Salz oder Brot zu holen, über einen mit Farnkräutern verwachsenen Steig herab.

Endlich erblickt man zur Rechten an den westlichen Wänden eine weit in die Luft hinaus vorgebogene Schaummasse. Es ist der Pericnik. Selbst in der Umgegend des Großglockner und Venediger, in den Schlünden des Möll- oder Zillerthales, wo so viele Wasser zerstäuben, würde der Wanderer nicht ohne Bewegung an diesem Sturze vorübergehen — geschweige denn in den lautlosen Dolomiten, wo nur die Ansammlung aller Quellen, der Thalbach, sich bewegt und rauscht, und die Wasser, zumeist von unten aufsteigend, sich erst im gemeinsamen Rinnsale zeigen.

Man steigt einen steilen Hang hinauf, um in Kühleborns Hauch, in die Luft der Undinen, zu gelangen.

Es giebt Wasserfälle von verschiedenster Gestaltung, und ich habe mir schon Mühe gegeben, alle Erscheinungen, mit denen sie den Menschen erfreuen, in der Weise zu beschreiben und auseinander zu halten, wie es die Darsteller des Waldes

thun, wenn sie uns die Verschiedenheit des Aufbaues und der Sinneseindrücke in Hallen von Buchen, Tannen, Eichen oder Ahornen schildern. Deswegen — weil ich Hunderte von Bächen und Flüssen in ihrem Luftwege gesehen habe, schreibe ich dem Pericnik eine Besonderheit zu.

Die um- und aufgebogenen Kalkschichten, über deren Rand er abstürzt, stellen eine lothrechte Felswand dar. In ihrem untersten Theile aber ist diese Wand eingehöhlt, so daß der obere Theil um ein Gewaltiges überhängt. Es ist also da eine große Grotte, vor welcher der Sturz niedergeht. Deshalb vermag man, indem man sich in den Schutz der sich zurückbiegenden Grottenwölbung begiebt, um den Sturz herumzugehen. Doch wird der Eindringling im Gewirre der Staubwolken, die in die Höhlung hineintanzen, durchnäßt. Während die weißen Säulen auf dem gelben Schotter aufprallen, der mit ihnen aus den Kalkschichten herabgewettert worden ist, kommen aus dem Abgrunde, in welchem die mit größerer Schwungkraft vorgeschleuderten Wasser verschwinden, nasse Wolken herauf. Sie nehmen oft menschliche Umrisse an und gleichen Gestalten, die verlangend wieder zur Höhe emporschweben, um den Sprung auf den feuchten, schillernden Bogen noch einmal mitzumachen.

Wer hinter dem Wassersturz durchgeht, möge sich auf den Eindruck gefaßt machen, den die Grotte als Schallbecken hervorbringt. Der Dichtersatz: „Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth," wird diesem zur Wahrheit. Er wird vermeinen, die Bergwand krache unter Donner zusammen, und darüber, dazwischen und darunter verschwimme die Welt in weißflockigem Wellenschaum.

Donner trifft auch die Ohren Desjenigen, der vor diesem Wege, den man mit dem Prüfungsgange in der „Zauberflöte" vergleichen kann, zurückschreckt. Auch ihm dünkt es, als ob

der Boden erzittere. Besonders seltsam aber erscheint ihm der Anblick eines Menschen, der vor seinen Augen hinter dem Wasserfall herumgeht. Denn nicht nur auf dem Rauch, der aus dem Tobel der Tiefe heraufkommt, wandern Bruchstücke von Regenbogen hin und her, heben sich, senken sich, erlöschen und flammen wieder auf, sondern auch in der weißen, locker zusammenhängenden Wasserwand des Sturzes, selbst vor der Grotte, durchschneiden und durchkreuzen sich die Bänder der sieben Farben. Darum wird ein Mensch, der hinter den mächtigen Traufen einhergeht, für den Zuschauer in rothem, veilchenblauem, grünem Feuer auflodern.

So schaut es beim Pericnik aus. Mit der Schnellkraft, die noch über ganz andere Höhen hinüberzielt, als über den Rand dieser Felsensteilung, versetzen wir uns nunmehr gegen Mittag über den Selouca-Wald hinweg und gelangen zu dem großen Thor, durch welches der Fluß, der bei dem Portal der Adelsberger Grotte in die Unterwelt eintritt, dieselbe wieder verläßt. Auf dem meilenlangen nächtlichen Wege hängen Tropfsteinzacken gegen ihn herab, und durchbricht er oft Wälder von Säulen, die in schneeigem Licht der Fackel entgegenglänzen würden, die der Mensch hineintrüge. Hoch oben über all diesem grünt das Waldland zwischen Adelsberg und Planina, ein weites Hügelrevier von Tannen- und Fichtenschatten, wie es nicht erquickender im Thüringer Lande ausgebreitet ist.

Weltberühmt ist die Adelsberger Unterwelt; aber nur Einer vielleicht unter Tausenden geht dahin, wo der Fluß, in welchem er die Kerzen des „Domes“ wiedergespiegelt sah, vom ersten Sonnenstrahl durchdrungen wird. Hier steht der runde Thurm der gebrochenen Veste Kleinhäusel. Ringsherum ist Wald. Da thut sich ein thurmhohes Thor auf, hinter dem die Nacht liegt und aus welchem der Fluß, ein breiter grüner Riesenborn, sich zögernd gegen das Licht hin, wie verschlafen und geblen-

det, vordrängt. Dieses Thor, welches man den Eingang zur Planina-Grotte nennt, eigentlich aber das Nord-Portal der Grotte von Adelsberg heißen sollte, bildet mit dem daraus hervorgehenden Flusse ein Schaustück, welches ebenso ergreifend, als dem großen Heere der Reisenden unbekannt geblieben ist. Wer dieses Gebiet Kühleborns sehen will, verlasse den Schienenweg in Adelsberg oder Rakek und lege den Weg von einem zum anderen Orte, der mit Schönheit des Waldes und wunderreicher Einsamkeit geziert ist, auf der Straße zurück. Auf der Oberfläche des Landes wird dort die Vorstellung vom Karste, als einer Steinwüste, umgeworfen und zerstört, und die Einbildungskraft giebt ihm jenen Augenbalsam, der, wie die Gabe des Derwisches aus dem Morgenland, ihm die Wunder unter der Erde, die Urwälder der Kalkspathsäulen und den Alabasterglanz der Gewölbe zu sehen ermöglicht.

Wie bei der verfallenen Sivska Zaga im Schlunde des Rakek-Gefildes, so setzt auch hier der Fluß alsbald eine Mühle in Bewegung. Grün, gleich dem Tannenlande über den Gewölben, gleitet er den Rädern entgegen. Auf und ab nickende Algen, langes grünes Wasserhaar schwankt in der Fluth. Die Knechte, die zwischen den triefenden Rädern stehen, raffen alsbald Haufen von Sägspänen und Fackeln zusammen. Mit diesen eilen sie durch das Thor des Flusses voraus. Bevor der Besucher seine Augen an die graugrüne Dämmerung des Einganges gewöhnt hat, flammt schon im Hintergrunde ein Feuer. Sein Schein dringt roth bis zu jenen Gängen, durch die man zu den zwei Seen und dem Wasserfall gelangt, in deren Nacht nur sehr Wenige vorgedrungen sind. Wundersam rauscht in den Wölbungen der Strom dem Tage entgegen. Felstauben flüchten schreiend vor dem Glanz.

Wer, an den Seen vorüber, in der Richtung gegen Adelsberg hin, längs der nächtlichen Wasser, einen Weg anlegte,

würde damit ein Werk geschaffen haben, mit dem keines der Erdwunder zu vergleichen wäre. Der Weg würde in der Gegend des „Tartarus“ die dermalen bekannten Theile der Adelsberger Unterwelt erreichen. Dazu müßten an dieser und jener Stelle tief herabgesenkte Decken der Gewölbe gesprengt und manch anderer schwieriger Durchgang gebrochen werden. Ein solches Werk würde nicht nur zahllose Pilger in die unbeschreibliche Pracht locken und der Einbildungskraft ein Fest bereiten, wie es kein Menschenwitz ausgeklügelt hat, sondern den Bewohnern des Poik-Thales Habe, Gut und Gesundheit sichern. Der Fluß würde nach Regengüssen nicht mehr, in einengenden Hindernissen der Unterwelt zusammengedrängt sich zurückstauend, die grünen Fluren unter dem Himmel in einen monatelang ausdauernden See verwandeln, sondern in kräftigem Zuge ohne Hemmniß von einem Felsenthore die lange nächtliche Straße zum anderen eilen.

Der Pleckenpaß.

Von Oberdrauburg, das an der Grenze zwischen Tirol und Kärnten anmuthig in engem Thale gelegen ist, führte in alter Zeit ein gepflasterter Weg über die Alpen nach Aquileja hinüber. Wie viel derselbe beitrug, das Christenthum und die lateinische Gesittung unter die Völker der nördlichen Thäler zu bringen, mag der Scharfsinn des Geschichtsschreibers feststellen. Hier sei eine Wanderung erzählt, die an einem glänzenden Sommertage unternommen und mit Lust zu Ende geführt wurde.

Zu Oberdrauburg ist zunächst zu sehen, wie sich das Bett der Drau seit den Ueberschwemmungen von 1882 erhöht hat.

Seitdem der Lauf des Flusses weiter oben, auf Tiroler Boden, in engere Schranken verwiesen, geregelt worden ist, führt er seinen Schotter weiter hinab. Die große Gasse von Oberdrauburg ist auf diese Weise um ein Namhaftes unter den Rand des Flusses hinabgedrückt worden. Sie wird noch oft von den Wellen heimgesucht werden und schließlich verwittern und zerfallen.

Sonntagsfrüh-Stille. Man hört nur das Rauschen des Flusses, das Plätschern der Brunnen vor den verschlossenen Häusern, den Widerhall der Glocken. Während wir vom Dörflein Waidach aus längs der Spuren des alten Weges auf der neuen Straße hinaufsteigen, kommen allgemach die weißen Berge des Iselthales heraus und der Hochschober glänzt über die waldigen Höhen herüber. Hier stehen allenthalben Cyklamen, unten aber im Thalboden sind himmelblaue Inseln von Flachsblüthe. Buchen-Hohlwege, durch deren Geäst Gletscher hereinschauen, Waldhauch und Sommerhimmel sind oft gefeiert worden. Nicht blos sie zu schildern und fühlbar zu machen durch Worte überschreitet das Vermögen der schreibenden Feder, sondern sie muß sich auch enthalten, auf die mancherlei Gemüthsbewegungen einzugehen, die sich des Wanderers im Genusse solcher Freiheit bemächtigen.

Mir scheint, in den Tagen Aquileja's hat dieser Paß zwischen dem Drau- und Gail-Flusse mehr Pilger gesehen, als heute. Obwohl an seinem südlichen Ende Kötschach liegt, welches die Kärntner als eine Art von Schlaraffenland bezeichnen, wollen die Gäste dieser Berge noch immer lieber dem Pusterthale und den Kärntner Seen ihre Schritte zulenken, als dem Eldorado an der Gail. Man begegnet keinem Wagen, keinem Fußwanderer. Während es auf der Ampezzaner Straße oft zugeht, daß man sich in den Wagenverkehr einer mittleren Stadt versetzt glauben möchte, ist der Reisende da allein mit

seinen schönen Gefühlen, Cyklamen und Glockenblumen, den einsamen Kreuzbildern, und ungestörter, als am Seitenaltar einer Kirche vor dem Gnadenaltar schaut er in die unbegreifliche Tiefe der Natur hinein.

Der Kötschachberg ist oben schön bewaldet, obwohl es ihm auch an den Hängen nirgends an Schatten fehlt. Wenn man etwa drei Stunden hindurch gegangen ist, gelangt man nach Kötschach.

Bis dahin hat man auch eine Art von welliger Haide der Jochhöhe überschritten, auf der Vergißmeinnicht um Tümpel gedeiht, klare kalte Wasser rinnen und manches verlassene Mauerwerk an alte Betriebsamkeit von Bergknappen erinnert.

Wenn mich Einer fragt, ob ich ihm rathen würde, seinen Sommeraufenthalt zu Kötschach zu nehmen und wie es dort aussieht, so würde ich ihm antworten, daß ich mehr als einmal dort zugesprochen und niemals etwas Mißfälliges wahrgenommen habe.

Zu Häupten graue Wände und grüne Hänge, gegen Osten blaue, verdämmernde Bergreihen gegen Hermagor und die Karawanken hinab, rings herum einige gute Wirthshäuser — das ist die Signatur dieses karautischen pays de Cocagne.

Verklungen aber ist die märchenhafte Ueberlieferung von der „Kürschnerin", in deren Gasthause unwillig Fremde ihre Rechnung beanstandeten, weil sie dieselbe beleidigend niedrig fanden. Dort sowohl, wie auch in der „Post" und bei „Rizzi", der einladendsten dieser Herbergen, hat man sich seither mehr den „Anforderungen der Jetztzeit" genähert, und es wird nicht mehr vorkommen, daß, wie ich mit eigenen Ohren gehört habe, Leute nur deshalb nicht mehr nach Kötschach gehen, weil sie es unter ihrer Würde finden, sich ihre Zehrung nahezu schenken zu lassen.

Von den Deutschen, die außerhalb Oesterreichs wohnen,

kommen vorzugsweise Preußen hierher, während Süddeutsche und Sachsen, die doch sonst in den österreichischen Alpen mit Vorliebe herumreisen, sich noch wenig da sehen lassen. Nicht Wenige werden als Pflanzenkenner und Insektensammler angelockt. Die Gailthaler Alpen sind reich an Seltenheiten und sogenannten Schätzen dieser Art. Das gesellige Leben verstreicht eintönig mit einem leisen Anhauch von dem, was man Gemüthlichkeit zu nennen pflegt. Die Gäste versammeln sich gerne in Rizzi's Garten, und nicht selten erfreut man sich durch almerische Lieder, die hier Kärntner Lieder heißen, während sie doch, gleich den Zillerthalerischen, bairischen Ursprungs sind. Bier und Wein werden gelobt, die Kosten sind wohl um ein Geringes höher als im bairischen Hochland, und so begreift es sich leicht, daß man hier an den Pforten Wälschlands ein alpines Tusculum gefunden haben will, das die Leute anmuthet wie ein zweites Bayrisch Zell oder Mittenwald. Der Gesellschaft führen unsere Nachbarn, die Italiener, die gerne mit ihren Familien aus den schwülen Niederungen Friauls hierher kommen, um ruhig zu schlafen, ein Element zu, welches man im Neuner'schen Postgarten zu Mittenwald vergeblich suchen würde. Diese Italiener verhalten sich zu den Kärntnern ganz anders als in Südtirol zu den Germanen an der Etsch. Jeder, der in den Südalpen viel herumgereist ist, weiß überhaupt, daß Kärnten bei ihnen viel beliebter ist, als Tirol. Das hat seine Gründe, über die besser geschwiegen wird. Wenn man die Fremdenbücher durchblättert und die Beschreibungen liest, welche etwa Mitglieder des Club Alpino Friulano über ihre Unternehmungen dort niederlegen, sieht man nicht ohne Vergnügen, daß diese Italiener unseren deutschen Grenzörtlichkeiten, wie der Plecken oder der Kellerwand — obwohl sie auch wälscher Zunge ihre Bezeichnungen haben — ihre Namen lassen, während die deutschen Etschländer ihre

Mendel nicht ungern Mendola und ihren Schönberg Monte Roën heißen.

Von Kötschach hat man eine kleine halbe Stunde zu gehen, um nach dem südlich jenseits der Gail gelegenen Mauthen hinüberzukommen, welches seinen Namen von der Wegmauth ableitet, mit welcher einst die Grafen von Görz den Verkehr aus Italien belegten.

Man überschreitet auf diesem Wege die Gail, eines der schlimmsten Wasser des südlichen Alpengebietes, welches indessen hier oben durch feste Bauten nunmehr so ziemlich gebändigt erscheint. Alsdann gelangt man in einen hochanstrebenden Fichtenwald, der wunderschön wäre, wenn man ihn nicht durch die Unsitte des „Schneitelns" verunstaltet hätte. So schauen die Fichten wie Reihen von mageren Cypressen aus, nicht wie der schöne nordische Baum, unter dessen Zweigen Waldkühlung mit all ihrem Dunkel und ihrem Hauch uns erfrischend anlockt. Immerhin hat diesen Wald der Mensch nicht so entwürdigen können, daß der Wanderer nicht noch seine Freude daran hätte, wenn weiße Wolken über seinen Wipfeln hinaufschweben zu den Wänden und der Schnee von jenseits des grünen Revieres herabglänzt, so daß er mit seinem lebensvollen Gewande einen schönen Vordergrund bildet zu den flüchtigen und starren Gebilden der Höhe, die dem Treiben unseres Geschlechtes entrückt sind.

Mauthen schaut verlassener aus als Kötschach, auch fehlen ihm die Gärtchen, die dort so manches Haus umgeben. Dennoch aber würde ich lieber hier wie dort wohnen. Bei Ortner findet man ein angenehmes Obdach, der Wald ist nah und der Ausblick über das Thal viel schöner als jenseits der Gail.

Als ich Mauthen verließ, um längs der Quader des alten Römerweges, der zu einem holperigen Saumweg geworden ist, die Vorstaffeln des Pleckenpasses anzusteigen, sah ich draußen

m Schatten einer Fichte auf einem von Euphrasien umblühten Block einen Mann sitzen, der ein Buch in der Hand hielt. Am Umschlage erkannte ich das neueste Werk des De Amicio: »Alle porte d'Italia«. In diesem wird freilich nicht von diesen Bergen gesprochen, sondern von Piemont, der Umgegend von Aosta. Dagegen lesen dies Buch, wie alle anderen Bücher des nämlichen Verfassers, die Italiener fleißig, obwohl sie dem von den deutschen Kritikern gering geschätzten Genre der „Reise-Literatur" angehören. Allerdings sind die Bücher des De Amicio nicht langweilig. Er ist ein Mensch voll von Licht und Liebe. Die Einbildungskraft ist ihm eine thätige Mitarbeiterin. In Deutschland würde ihm das schaden, weil Derjenige, der keine Phantasie besitzt, gegenüber dem Phantasiereichen etwas voraus zu haben scheint, was in Wirklichkeit eine Lücke und ein Defekt ist, gleichwohl aber so etwas wie überlegenen Verstand deuten will. In Italien hat diese Eigenschaft des „Reiseschriftstellers" ihm zu einer Popularität verholfen, zu welcher sich unter dem Volke der Denker nur Koch- oder Traumbücher emporgeschwungen haben. Ich weiß von Buchhändlern, daß in kurzer Frist vierzigtausend Abzüge verkauft worden sind.

Nach dieser Betrachtung dünkt uns vielleicht eine andere angenehmer, nämlich die des grünen Hages, durch welchen die Römerstraße sich zum Berge hinaufzieht. Hier ist nichts verdorben. Der Wald ist schön gehalten und zum nicht geringen Theile in Bann gelegt. Apollo-Falter und andere schöne Schmetterlinge flattern zwischen den Farnkräutern. Es rieseln Quellen, und bald streckt ein Nadelbaum, bald eine Buche den langen Ast vor, uns zu überschatten.

Ein solcher Abendgang durch den stillen Bergwald haftet lange im Gedächtniß. Oben in den Karen des Polinik röthen sich die Schneeflocken und unten verstummen in Dämmerung die Vögel. Der Wasserfall eines kleinen Gießbaches, der

Gruß eines vorübergehenden Hirten unterbrechen einzig und allein die Ruhe, in der wir uns fortbewegen. Noch einer anderen Begegnung soll gedacht werden. Ich sah einen Mann, wie in Karikatur-Bildern kräutersammelnde, insektenfangende Professoren abgebildet werden, der, über ein Distelgewächs hingebeugt, einige Worte murmelte und darauf einen Gegenstand mit den Fingern in eine Büchse oder ein Glas schob.

Als ich beim Eder-Wirthshause anlangte, das mitten im Walde steht, fragte ich den Burschen, der dort aufwartete, ob er etwas von diesem Manne wisse.

„Allerdings," antwortete er, „das ist ein g'spaßiger Herr. Alle Jahre im Sommer kommt er und sucht Käfer und auch mir hat er fünf Kreuzer für jedes Stück versprochen, das ich ihm einliefere. Das Sonderbare aber ist, daß er die Käfer anredet, sie fragt, woher sie kommen, und weiß Gott, was noch." Ich stellte mir vor, was er zu ihnen sagt. Er mag den einen und anderen so anreden: „Ei, hochverehrter Carabus X. X., wo kommst denn du her? Nach der Fauna Entomologica, Abtheilung Coleoptera, meines Freundes Fasciculinus sollst du dich ja nur in Eichenwäldern aufhalten? Ha, ha, das ist doch eigenthümlich!"

Damit möchte ich nicht ableugnen, daß an einen Käfer Fragen gestellt werden könnten, deren Beantwortung Alles über den Haufen werfen würde, was wir uns über die Welt vorstellen. Vermöchte er uns nur einen Augenblick seine Augen zu leihen.

Beim Ederwirth hat man ganz ähnliche Schaustücke, wie in dem oben erwähnten Postgarten zu Mittenwald an der Isar. Dort ist ein Schneefleck in einem Kar des Karwändel zu sehen, auf welchem oft Gemsen herumgehen, den zahlreichen Naturbewunderern eine Augenweide, ja eine Störung des Kegelspieles. In allen Mundarten Deutschlands hört man

dort Interjektionen. Auch hier gehen Gemsen auf Schneeflecken spazieren. Aber diese Schneeflecken sind hoch oben am Polinik, der ein verlassener vergessener Berg des deutschen Landes ist. Wir sitzen ja da in einer Art Germania Irredenta — der Wellenschlag der Dinge, die unser Volk bewegen, dringt nur schwach herein.

Wer ein Landschaftsbild zwischen dem Ederwirth und dem Pleckenhause malte, der könnte immerhin behaupten, es im Salzkammergut oder in Baiern geholt zu haben. Darauf sieht man die von Eschen beschatteten Zaungassen und die Buchen neben den Gräben, die bis hoch hinauf ins graue Gestein eingerissen sind. Polinik und Kellerwand schauen nicht anders aus als der Karwändel oder der Ramsauer Steinberg. Aber kaum wird man dort irgendwo solche Buchenforste finden wie hier, wo die reichlichere Entwickelung des Laubwaldes auf die nächste Nähe eines milderen Himmelsstriches vorbereitet. Unten im Abgrund dröhnt das Wasser, schon von Nacht bedeckt. Während es sich aber durchkämpft und sich fortmüht, um ins große Ruhebett des schrankenlosen Meeres zu gelangen, liegt ein schöner Schein auf den Häuptern oben, die ruhig dem Abendrothe entgegenschauen.

Wo der Bach, bevor er sich in der dunkeln Tiefe weiter wühlt, für den ansteigenden Römerweg auf ebenem Plane sichtbar wird, deckt ihn der Laubwald fast völlig zu. Am schönsten ist ein grüner Boden, auf dem eine Kapelle steht. Ueber ihm glüht, von unten her angeröthet, der Nebel, auf welchem der Gipfel der Kellerwand zu schwimmen scheint. Dem Wißbegierigen diene zur Nachricht, daß er höher aufragt als die Zugspitze. Auch der Schnee, der noch unter dem Nebel auf Felshängen aufliegt, wird von der Rückstrahlung der Wolkenbank mit blaßrothem Schimmer erleuchtet. Dazu tost der Bach und wir können ihn und seine Stürze und

Absätze für eine Orgel halten, welche dem großen Schauspiel der Sonnenrüste in dieser Einsamkeit Töne und Sprache beigiebt.

Beim Boden mit der Kapelle verlassen wir für eine Weile den Römerweg und steigen, seine Windungen vermeidend, zur Linken den steileren Hang an.

Wo sich der Wald lichtet und abermals ein ebener Boden hervorschaut, dort steht eine Reihe mächtiger Fichten, und wir sehen das Pleckenhaus vor uns.

Dieses stattliche Gebäude war einmal ein Hospiz und beherbergte die Pilger, die zu den Gräbern der Apostelfürsten wallfahrten. Auch jetzt mag man es ein Hospiz nennen in dem Sinne, in welchem eine veränderte Zeit nach anderen Gnaden verlangt. Es kann Ablaß bieten von den Strafen, welche die Natur über die Sünden, Vergnügungen und Mühen der Civilisations-Arbeit rücksichtslos verhängt. Das Weihwasser sprudelt aus Felsklüften, und die Molke, welcher die Gläubigen unserer Zeit Heilkräfte nachsagen, soll die schlimmen Geister der Blutarmuth und Athemnoth verscheuchen.

Hier hauste bis vor wenigen Monaten ein seltsamer Kauz, den der italienische Schriftsteller Arboit mit Recht „den König der Plecken" nannte. Es war dies Herr Joseph Kraus, von den Italienern Sior Beppo geheißen, reich an Geld, Viehherden, Alpentriften und Wäldern. Er ist es, welcher das Hospiz in eine der anmuthigsten Gaststätten der Hochalpen umgewandelt hat. Wer sollte glauben, daß ein Haus in solcher Höhe von Tapezierern wimmeln könne, wie ich es einmal gesehen habe, von Arbeitern, die allenthalben geschmackvolle Vorhänge, Divans und Aehnliches anbringen? Der König der Plecken hat sein Alpenhaus sehr schön zusammengestellt. Wer Lust an den Kärntner Alpen hat, kann an keiner mehr alpenhaften Stelle hausen; aber auch in den übrigen

Gebirgsländern wird man kaum irgendwo eine solche Gaststätte hoch oben zwischen den bleichen Wänden, auf grüner, von Nadelholz überschatteter Alpen-Matte finden. Auch giebt es gewiß nirgends eine ähnlich gelegene Molken-Anstalt.

Der Name Plecken mag mit dem in den östlichen Alpen unter den bairischen Salzburgern und Kärntnern gebräuchlichen Worte Plaiken zusammenhängen, welches einen Bergrutsch, eine Geröllabsetzung bedeutet. Es ist zwar nichts besonderes Derartiges hier zu sehen, wie etwa an der Einbacher Plaiken zwischen Lend und Taxenbach im Pongau, und Steintrümmer und verwitterte Halden findet man aller Orten in den Kalkalpen, doch kann immerhin ein zufälliges örtliches Ereigniß bei dieser Taufe mitgespielt haben.

Der englische Schriftsteller John Ball, der ein guter Alpenkenner ist, sagt von diesem Hause: »Auf der Plecken (3976 feet) charmingly situated in the midst of the greenest Alpine pasture, girdlod with forest that stretches up to the base of the surrounding crags.«

Das ist gewiß eine kurze, doch einladende Schilderung. Vielleicht verlockt sie den einen oder anderen Leser, den Zufluchtsort in den karnischen Alpen aufzusuchen.

Das Pleckenhaus liegt noch nicht ganz auf der Jochhöhe, welche die Italiener den Monte Croce-Paß nennen. Man muß ungefähr ein halbes Stündchen sanft ansteigen, bevor man dieselbe erreicht. Oben schaut es genau so aus, wie bei der Annäherung an die Jochhöhe beim Uebergang über die „Lampsen", den gewiß mancher meiner Leser gemacht hat und sich ihn als Erinnerung an einen der schönsten Wege zwischen Inn und Hinter-Riß in der Vorstellung festhält — links und rechts graue Wände, Almboden, nicht steil geneigt, hier und da mit lichten Blöcken bedeckt. Der Unterschied ist aber der, daß man hier auf den fest zusammengefügten Quadern des

Römerweges geht, welcher den Jahrhunderten widerstanden hat, nicht wie die Papiermaché-Arbeit so manches modernen Straßenbaues sein Dasein in Kündigungsfristen hinbringt, welche ihm alljährlich von Gewittern gegeben werden.

Wo ein Römerweg ist, wie da oder auf dem Radstädter Tauern, dort befinden sich auch Inschriften. In verschiedenen Werken, insbesondere in der »Carintheia« und auch im Dolomiten-Buche der Herren Gilbert und Churchill, sind dieselben mitgetheilt und zwar zwei von der Höhe und eine von unten, aus der Umgegend von Timau. Ich vorenthalte sie dem Leser, der mit all den Cos. und Pont. Max. und ähnlichen denkwürdigen Buchstaben-Notizen ohnehin nichts zu machen weiß. Jetzt stehen auf der Jochhöhe zwischen Blöcken brüderlich neben einander zwei Pfähle, der eine schwarz-gelb, der andere grün-weiß-roth angestrichen, doch vom Bergwind so abgebleicht, daß man die Färbung ohne die heraldische Wissenschaft von den beiderseitigen koloristischen Emblemen kaum herausbringt.

Schön blühen die Alpenrosen ringsherum und leise Stimmen von Alpenflüe-Vögeln lassen sich längs der sonnenbeglänzten Wände hinauf vernehmen. Frieden herrscht um die beiden Pfähle, deren Farben sich so oft im Rauch der Geschütze begegneten. Warum können sie nicht immer so friedfertig neben einander stehen, wie diese beiden Hoheitszeichen?

Von früherer Wanderung erinnerte ich mich, da in der Nähe auf dem Grunde des Königreiches eine Hütte stehen gesehen zu haben. Sie diente den Zollwächtern als Wachthaus. Diesen aber mochte der Aufenthalt auf dieser Alpenhöhe nicht jene Befriedigung gewähren, wie den Sommerkurgästen oder Touristen. Sie sorgten deshalb dafür, daß das Gebäude eines schönen Tages in Flammen aufging, und wußten durch diesen Zufall den bösen Willen des Schicksals zu korrigiren.

Wie man es so häufig bei den südlichen Kalkalpen wahrnimmt, ist auch der Aufbau dieses Walles gegen Süden hin viel steiler, als gegen Norden hin. Das Thal der Drau bei Oberdrauburg liegt ungefähr auf gleicher Höhe, wie das des But, des ersten Tagliamento-Zuflusses, bei Timau-Paluzza. Gleichwohl ziehen sich in der Nordrichtung drei Terrassen hinab, die des Kapellen-Bodens ober dem Eder-Wirthshause, alsdann die von Mauthen-Kötschach, und schließlich der Absturz des Gailberges. Gegen Süden aber geht es, sozusagen, in „einem Saus" hinab, ohne Zwischenstaffeln und Vorsprünge.

Darum ist auch der erste Abblick von der Paßhöhe in das italische Land hinab so verblüffend. Schier lothrecht kommt Einem der Absturz vor, und man will vorerst nicht begreifen, wie auf diesem Steilhang ein Saumpfad angelegt sein kann. Und doch ist es so, und der Pfad noch dazu recht bequem, viel bequemer und besser, als an der Nordseite. Die gleiche Wahrnehmung läßt sich überhaupt aller Orten da anstellen, wo in den Südalpen auf hohen Bergen sich die Grenzmarken Oesterreichs und Italiens berühren. Ueberall sind da auf dem Boden des letzteren Landes die Verkehrswege besser in Stand gehalten. Man braucht deshalb nicht gleich mißtrauisch an allerlei Zukunftspläne des wälschen Nachbars zu denken, sondern kann sich auch mit der Erwägung begnügen, daß die Italiener dieser Hochthäler viel häufiger von des Lebens Noth und Bedürfnissen, von ihren Geschäften und ihrer Betriebsamkeit nach Norden gerufen werden, als die Unserigen nach den südlichen Thälern, aus denen die meisten Männer zeitweilig auswandern müssen, um für Weib und Kind Brot zu schaffen.

Dieser moderne Saumpfad verläßt hier für eine Weile die Anlage des Römerweges. Man hat wahrgenommen, daß die Erbauer des letzteren, der vom Joch ab zur Rechten abweicht, zwei verschiedene Tracen gezogen haben, von welchen

die ältere steilere durch die jüngere gemächlichere ersetzt wurde. Man will in beiden Spuren alter Räder entdeckt haben, wie auf dem Pflaster von Pompeji. Archäologisch ungeschulte Augen waren nicht im Stande zu ergründen, ob dieselben von interessanten keltischen und römischen Vehikeln oder von gemeinen Furlaner Ochsenkarren herrühren, die oben Heu holen oder den Leuten auf der Alp ihre Bedürfnisse hinaufschaffen.

Leicht, als durchsichtiger Schleier, spielte Gewölk in den Schluchten, zwischen den Zacken der beglänzten Kellerwand, des Monte Cogliano, wie man auf dieser Seite den ganzen Stock derselben nennt. Dem Erfahrenen war es ein Zeichen, daß sich in den himmlischen Regionen, die von Gluth strahlten, allgemach ein Umschwung vorbereite.

Während für Denjenigen, der rasch mit den Windungen des Weges gegen die Thalsohle hinabsank, die ganz und gar aus Geröll besteht, in welchem keine Grasinsel zu sehen ist, sich das Bild des Römerweges immer deutlicher zusammenfügte, gleißten bald hier, bald dort hellblaue Riesenthürme aus dem Sonnen-Nebel, dem Hitze-Flor, heraus. Sie gehören alle zu jenen Zacken, die zwischen dem obersten Tagliamento und Pontafel aufragen.

Die oberen Hänge längs des Saumpfades sind noch bewaldet, gegen weiter hinab zu sind sie durch die Noth der Thal-Insassen entblößt. Das Ergebniß dieser Verwüstung sieht man im Schutt, von dem das Thal zugedeckt ist, und in dessen Mitte, kaum sichtbar, ein Bächlein rinnt.

Nichts schaut aus dem Wirrsal heraus, als an mancher Stelle ein halb verfaulter, zerschlitzter Baumstamm. Es ist eine große Schottergrube, deren Boden sich dem rasch Hinabschreitenden entgegenzuheben scheint. Hier und dort versteckt sich ein Hirt mit seinen Ziegen hinter Felsen vor der Sonnenwärme, fragt den Wanderer ein Kind nach Weidekühen oder

wird derselbe von einem entgegenkommenden Ochsengespann an den abschüssigen Rand des Saumweges hinausgedrückt.

Schließlich, vor Timau (das dreisilbig zu sprechen ist, mit besonderer Betonung des u), kommt gar noch eine Quelle als Strom aus dem Berge heraus, wie auf dem Karst. Das giebt ein schönes Bild, wenn man sich vorstellt, wie weit darüber an den nämlichen Hängen, denen sie entsprudelt, langsam Wolken wandeln, und so, deutlich wie in einer Fibel, versinnbildlichen, daß es die Dünste in der Luft sind, welche die aus der Erde brechenden Borne erzeugen und nähren.

Jetzt sind wir quer über das Schuttfeld gegangen und haben an seinem Rande manches „Marterl" gesehen, welches aber nicht gemalt ist, wie in den deutschen Bergen, sondern nur ein unangestrichenes Holzkreuz vorstellt, auf dem mit Bleistift Namen und Unglück angebracht sind. Bald darauf erscheint Timau, früher, und von den Kärntnern noch jetzt, Tischelwang geheißen und von einem Vorposten unserer Landsleute bewohnt, über dessen Herkunft schon Manches hin und her geschrieben worden ist. Am wahrscheinlichsten dürfte klingen, daß sie Vettern jener deutschen Leute im benachbarten Bladen, heute Sappada, sind, deren Ahnen des Bergbaues wegen aus Kärnten und auch aus Tirol, bis von Vilgratten her, einwanderten. Der Wanderer wird in einer seltsam archaistisch klingenden, doch stark an das Bajuwarische mit kärntnerischem Vokalismus antönenden, germanischen Mundart angeredet und angebettelt. Vielleicht würde es sich wohl der Mühe lohnen, hier einige Tage germanistische Studien zu treiben, denn die übrigen Brocken werden bald umkommen.

Tischelwang oder Timau ist ein armes kleines Oertlein mit Holzhäusern, von dürftig aussehenden Leuten bewohnt, denen der wilde Bach mit seinen Schotterhaufen immerwährend am mageren Erbtheil frißt. Mitten drinnen erhebt sich

eine stattliche Kirche, der heiligen Gertrud geweiht, deren Bau im Jahre 1868 vollendet worden ist.

Der Wanderer, der nach dem Gange über den jähen Saumpfad hier etwa auf den Gedanken geriethe, sich durch einen Trunk zu stärken, würde alsbald die Erfahrung machen, daß auch auf dem sogenannten Coglio zwischen Görz und Cormons, woher man das Getränk in diese Berge bringt, die sauersten und ungebärdigsten Weine wachsen können. Wenig befriedigt schüttelt er bald den Staub von seinen Füßen und schaut sich Tischelwang zum Abschied, vielleicht erst rückwärts gewendet, in einiger Entfernung von Süden aus noch einmal an, von welchem Standpunkte aus ihm, falls er im Gebirge wohl bewandert ist, zuversichtlich die merkwürdige Aehnlichkeit auffallen wird, welche diesem an den Grenzen Germaniens gelegenen Tischelwang an den Schotterhaufen des But, in dem der erste Wirth den undeutbaren Furlaner Zunamen Beccj, Betsch, führt, mit dem Anblick unseres Scharnitz an der opalblauen Isar, im Fichtengelände des bairischen Grenzgebirges, wo der dicke Thomas im Fett seines Ledergewandes glänzt, zukommt — wenn man sich ihr von Seefeld aus nähert.

Bald darauf gerathen wir an eine andere Scene, die abermals bilderverknüpfend uns schlagende Aehnlichkeit vor die Augen führt, aber nichts Gutes. Mancher Leser ist durch das herrliche Thal Passeier hinabgestiegen nach Meran und hat auf diesem Wege die Kellerlahn gesehen, eine abscheuliche Schutthalde, die einst aus dem östlichen Gebirge losgebrochen ist und schöne weite Triften des Thales zugedeckt hat. Kellerlahn aber ist ein geringfügiges Abschwemmsel gegen die Steinwüste, in welche zwischen Tischelwang und Paluzza der Weg mitten hineinführt.

Auch diese „Lahn“ ist vom östlichen Gebirge losgebrochen, deckt den breiten Thalboden zu und hat den But an das west-

liche Gehänge hinübergedrängt. Sie ist sanft gewölbt, wie alle zäh und starr gewordenen Brei-Ströme an ihrem unteren Ende, und gleicht an Gestaltung einer Kamm-Muschel. Nähert man sich ihr, so erblickt man auf ihrem Rücken Wellen aufhüpfen — von den Bächen, die auf ihr regellos durch den Schotter hinabrieseln. Sie müssen alle durchwatet oder übersprungen werden.

Hier wäre eine günstige Stelle, um gegen die Zerstörung des Waldes zu deklamiren. Schweigen ist besser, weil alle Stimmen zusammen nichts helfen, geschweige denn eine unter tausenden. Reden ist da so viel verlorene Mühe, als Schaufeln. Die Staaten selbst, die alle mit einander knapp daran sind und in Geldnöthen stecken, sind mitschuldig, denn eher noch gestatten sie dem Bauer, daß er den Wald niederhaut, als daß er mit seiner Steuer zurückbleibt. Jedes Wort ist weggeworfen. Da wird hin und wieder geredet, Ruhe ist aber erst dann, wenn nichts mehr da ist und in den Thälern allein kein Mensch mehr wohnen kann. Dann wird Alles erledigt sein.

Gegen Paluzza hin, dessen Borgo Pontaibe lange durch einen vorspringenden Hügel mit Rocca verdeckt wird, verliert der Thalboden allgemach stellenweise das Aussehen der Zerstörung, man sieht wieder Felder und Baumpflanzungen, Mais und Maulbeeren.

Paluzza schwieg im Sonnenbrand. Niemand ließ sich auf dem bösen Pflaster, unter den finsteren Thorwegen, an den schwarzen, verbröckelten Fensternischen erblicken, um die gähnende Langeweile dieses noch dazu in Siesta liegenden Nestes zu unterbrechen. Nur den Herrn Postmeister hatte ich die Ehre persönlich kennen zu lernen.

Damit aber der Leser nicht glaube, er bekomme da einen jener behäbigen Männer zu sehen, die man auf der Kegelstatt, „draußen im Sommerkeller“ oder „im Schreibzimmer“ sprechen

kann, wenn man unter Tags zukehrt, so diene ihm zur Nachricht, daß nach längerem Harren auf der menschenleeren Flur ein gebeugtes Männlein, schwarz gekleidet, mit altem Cylinder auf dem wackeligen Kopfe, zum Vorschein kam, der nachschaute, was auf dem Ziegelboden seiner „Sala“ herumtrabe. Er kam aus seiner Bottega, in welcher Theerseife, Schnaps, Nägel, Polenta, Käs, Draht und »altri generi« verkauft werden. Der Postmeister wäre bereit gewesen, mir aus dem benachbarten Rössel (Cavallin) zur Labung ein Glas Bier holen zu lassen, wenn es der Wanderer nicht vorgezogen hätte, sich selbst dorthin zu verfügen.

Er traf dort eine Gesellschaft in karmoisinrothem Wiederschein, als ob sie von ebenso gefärbten Glas-Grabkugeln angeglänzt wäre. Sie saßen oder lagen auch Alle da, wie die Jünger am Oelberg in einer jener Passionsvorstellungen, die man in katholischen Kirchen am Gründonnerstag und Charfreitag sieht. Die Färbung kam von den Vorhängen her, mit denen man die Stube gegen den Sonnenbrand abgesperrt hatte. Es regte sich nichts, und erst spät erschien in Schlappschuhen ein armer Mensch, der mit einem Glas birra nazionale von Tolmezzo aufwartete, das Dank der Hitze nicht ungenießbar erschien.

Dann ging es weiter, durch das grüner und breiter werdende Thal hinaus, dem Tagliamento entgegen. Hier gleicht die Landschaft schier der schönen grünen tirolischen Rendena zwischen Tione und Pinzolo. Man kommt da auch am Schwefelbade Arta vorbei, welches unter den Bädern des nordöstlichen Ober-Italien sich eines gewissen Rufes erfreut.

Unter einer solchen Anstalt muß man sich nicht einen jener Heilorte vorstellen, wie sie in den Nordalpen, am Rande von kühlem Wald, von Rasen und schattigen Bäumen umgeben, in irgend einem Hochthale sich aufthun. Das anspruchsvolle

Gebäude steht auf einer Schotter-Insel inmitten des breiten But-Bettes und kann nur erreicht werden, wenn man etwa eine Viertelstunde weit über die von Wasser entblößten Kiesflächen dahin geht. Kein Baum, kein Rasen. Dafür erhebt sich an der Landstraße der Albergo Grassi, in welchem es fast so viele Kellner als Fliegen giebt und wo man zur Erholung von der Sonnenhitze vergeblich nach allem Möglichen fragen kann, was man anderswo zu essen und zu trinken bekommt. Gleichwohl gilt diese ganze Veranstaltung als Sommerfrische.

In geringer Entfernung gelangt man durch die traurige Häuserreihe von Zuglio, an dessen Stelle einige Gelehrte das Julium Carnicum der Römer versetzen. Dann erscheint das ungeheure Schotterfeld, durch welches der in der Hitze kaum sichtbare, magere Tagliamento als dürftige Wasserader aus der Carnia herabkommt.

In Tolmezzo, das die Deutschen immer Schönfeld nannten, scheiden wir von unserem Römerwege. Hier grünt schöner Buchenwald gerade über den stattlichen Straßen. Schon dringt der Pfiff der Lokomotive von der Pontebba-Linie herüber und gemahnt uns daran, wie das neunzehnte Jahrhundert alte Saumpfade ersetzt hat. Denn der Zug, den wir bald darauf besteigen, ist um dieselbe Stunde von Wien abgegangen, in welcher wir heute Morgen das Pleckenhaus, den alten Herrschersitz des weiland Plecken-Königs, auf seiner grünen Bergmatte verlassen haben.

Der Semmering.

In den Pfingsttagen vor etwa fünf Jahren ging Friedrich Schüler, der Generaldirektor der Südbahn, vom Gasthause „zum Erzherzog Johann" auf den Semmering längs des sogenannten Hohen Weges in der Richtung gegen die Adlitz-Gräben. Er wollte die Luft seines Geschäftszimmers aus den Falten des Gewandes schütteln. Dort oben weht ein frischer Hauch.

Was es mit diesem für eine Bewandtniß hat, weiß Niemand. Man fühlt nur, daß er das Wohlbehagen steigert und das Athmen zu einem selbständigen Genusse macht, das Athmen, das sonst nur als thierische Nothwendigkeit abgethan wird. Ist es die vielgenannte „höhere Oxydationsstufe" des Sauerstoffes, das Ozon, oder irgend etwas Anderes — genug, in den Wäldern jener Höhen fühlt sich die Lunge durch die Bergluft nicht minder angeregt, als das Auge durch die Weite des Gesichtskreises.

Es schaute damals dort oben aus wie immer in diesen freudvollen Tagen. Aus dem lichtgrünen Buchenwald schallte abwechselnd der Frühlingsruf des Kuckucks und der eintönige Singsang einiger Wallfahrer, die drüben auf der Straße, unter den Abhängen des Sonnwendstein, gegen Mariazell pilgerten, dessen Thalbecken aus weiter Ferne durch die schneeglänzenden Grate der Staritzen angedeutet wird. Der Kuckuck namentlich ist dort oben unermüdlich und es mochte dem einsamen Wanderer ein besonderes Behagen bieten, ihm zuzuhören, als Abwechslung gegen die Stimme des Referenten über Betriebserträgniß und Special-Tarife. Das Eisen der Bahn mit seinen Schlangenwindungen schien ihm freilich auch dort hinauf zu den hohen Wänden verfolgend nachkriechen zu

wollen. Von Ternitz in der Weite und Tiefe stieg eine Rauchsäule auf, denn aus einem mit Wiesengründen verschwimmenden Föhrenwald und darüber hinaus noch rauchte es über den Geleisen des Bahnhofes von Wiener-Neustadt.

Aber die Gedanken des Spaziergängers waren von all diesem nicht minder entfernt, als diese Dinge selbst es im Raume sind. Er schaute nach den gelben und lichtrothen Primeln, nach den Purpurblüthen des Knabenkrautes und den Gentianen, die so blau sind wie der Frühsommer-Himmel. In die leichten Nebel, die über den Lawinenresten der Schluchten in der Rax zogen, zündete die Sonne viele Regenbogen hinein. Der Saumweg dort hinauf verlor sich in blendendem Schnee und in den siebenfarbigen Gewölben. Um einige Gebirgshäuser, die in Lichtungen stehen, standen Kirschbäume so weiß wie jener Schnee. Auf den Telegraphendrähten, unter denen in der Nacht der Tiefe der Wolfsberg-Tunnel durchgeschlagen ist, saßen Schwalben. Das bukolische Element des Hochgebirges war durch Rinderheerden vertreten, die hier und dort an Waldsäumen herumklingelten. Eine Nebelgestalt klomm so rasch, wie es der Flug-Tourist des zwanzigsten Jahrhunderts mit seiner aeronautischen Maschine wird thun können, über das Baumgartner Haus hinweg den Schneeberg an. Das helle Grün der harzduftigen Lärchen wirkte auf die Augen, die einen Geschäftswinter voll giftigem Gaslicht hinter sich hatten, wie balsamum ophthalmicum.

Plötzlich blieb der Spaziergänger in einer Waldlichtung stehen. Es war an einer Stelle, wo sich zur Linken der Wolfskogel emporzieht, so benannt von den vierfüßigen Räubern, die sich vor Zeiten dort verbargen und deren Andenken sich bei den Gebirgsbauern auch in der Bezeichnung der „Wolfslöcher" erhalten hat.

Da standen im weiten Rund die Berge von der Rax bis

zum Sonnwendstein. Der Schnee des Frühsommers machte den Halbkreis zu einer Ansicht aus der Schweiz. Oben ragten die weißen Häupter, in der Tiefe aber drang der Blick nicht bis in den Abgrund des Heubaches und des weißen Gesteins der Krausel-Klause. Das Bild ist groß. Seine erste Wirkung war die der Ueberraschung.

So viel man auch hier und dort vom Semmering gehört hat, so war doch von dieser Weitschau am westlichen Ende des Hohen Weges noch nirgends die Rede gewesen.

Dem Spaziergänger erging es anders, als Solchen, die ihm folgen werden, nachdem sie diese Zeilen gelesen. Diese sind auf den Blick vorbereitet. Bei ihm aber entstand unter der Macht des Eindruckes ein stilles Selbstgespräch, das in Worte gefaßt ungefähr so geklungen haben mag: „Es wäre merkwürdig, daß von dieser Stelle Niemand etwas weiß, wenn nicht die Erfahrung festgestellt hätte, daß unseren Wienern das Entlegene mehr Achtung gebietet, als dasjenige, was sie daheim haben. Für eine der Weltstädte ist es doch eine wundereiche Begnadigung, daß das Hochgebirge ihnen als Spaziergang nahe liegt. Freilich müssen sie, gleich dem Propheten Mohammed, zum Berge kommen. Aber sicherlich würde anderswo hier eine Lust-Bergstadt, eine Akropolis zwischen Tannen, entstanden sein, wo der Blick zu gleicher Zeit in sechs Thäler dringt und in die schwüle Niederung, wie auf den nahen Schnee. Dort unter dem lichten Nebel wallen die Wasser des Kaiserbrunnens und hier zur Rechten verräth noch durch Glitzern ein Stück des Neusiedler Sees die pannonische Fläche, indessen um den Baumstumpf, auf dem ich mich niedergelassen habe, die Alpenblumen stehen."

Es kann in der That nicht bezweifelt werden, daß der Semmering zu wenig ausgenützt wird. Zwei kleine Wirthshäuser auf dem Berge, das sind die Sammel-Bassins eines

Stromes, den die Großstadt ausschicken könnte. Und doch befindet man sich längs des Schienenstranges, weder nördlich noch südlich, in den tieferen Lagen, so im Bergwald und seiner Luft, so im Angesicht der Weite, als auf ihm. Die bekannte Berliner Sentenz: „Berge, wie ihr, haben wir allerdings nicht, hätten wir sie jedoch, so wären sie höher," ließe sich mit einiger Abänderung auf den Fall anwenden.

So schnell und jäh wie die Aussicht über die Höhen und Tiefen, entstand in der Vorstellung des Wanderers ein Bild. Bilder von solcher Entstehungsweise gleichen einer Vision. Er sah Häuser von Gesunden und Kranken, von Arm und Reich besucht, zwischen den Stämmen des Lärchwaldes, angeschienen vom Wiederglanz des Schnees und der Wolken. Die Einen erfreuten sich der Berglüfte und der Blumen, die Anderen saßen still und pflegten ihre kranken Lungen. Die Einen wandelten von einem Kogel zum anderen, die Anderen saßen auf der Veranda einer Gaststätte vor dem Maitrank.

In diesem Augenblick trat ein Ortskundiger heran. Der Wanderer fragte ihn, wem der Anger und der Wald gehöre.

Der Angeredete wies auf eine ärmliche Hütte am Abhang und sagte: „Bollerus!"

Der so latinisirte Namen eines Germanen, dem man sonst nur auf der Titelblatt-Scharteke des siebzehnten Jahrhunderts begegnen zu können glaubt, muß auf dem Semmering billig Verwunderung erregen. „Bollerus" (der Accent liegt auf der ersten Silbe) — nicht einmal Dr. Förstemann in seinem deutschen Namenbuch weiß ihn zu deuten.

Der Generaldirektor wußte damals nicht, daß der Semmering schier ausschließlich von Optimaten verschollenen Quaden- oder Bajuwaren-Stammes bewohnt ist, die sich entweder Stadenbauer oder Bollerus benennen.

Wenn die Römer eine Niederlassung begründen wollten,

von der sie Gutes hofften, so gaben sie ihr gern im Vorhinein den Namen Colonia Felix. Indem dem Wanderer das Bild von einer auf den Gefilden des Bollerus zu gründenden Colonia Felix Viennesium sich schon räumlich sichtbar darstellte, handelte es sich zunächst darum, von diesem einem der Bolleri Wald und Wiese zu erwerben.

Das war nicht schwer. Bollerus verkaufte seinen Berghang und seinen Wald. Es dauerte nicht lange, so kamen Männer herauf, die zirkelten und maßen. Es wurde alsbald eine Straße durch den Wald gebrochen. Der Geruch der schwarzen, umgewühlten Pflanzenerde und der des Harzes von den Schnittflächen umgehauener Stämme bezeichnet in der Luft diesen Durchschnitt.

Wo er auf die Rodung hin ausmündet, dort soll das wichtigste Gebäude der Colonia Felix errichtet werden. Es ist dies ein großes Haus und dient als Wohnung für Solche, die den Sommer in Berglüften zubringen, auch als Rast für Spaziergänger.

Es wird geräumig. Speisedüfte und Unruhe werden den Insassen nicht behelligen, denn das Gebäude der Mahlzeiten ist von den Gemächern getrennt und nur durch eine in der Luft schwebende Brücke mit ihm verbunden.

Wo sich Wild, vom Hirsch bis zum Dachs, herumtreibt, dort werden Rollstühle die gefirnißten Quadrate des Parquets knistern machen. Jetzt ragen noch Baumwurzeln vom Rande der tiefen Grube, die schon zur Herstellung der Grundmauern geschaffen sind, in den Raum hinein, in dem einst Damen ihre Nippes aufstellen. So deuten die Gräben und Wälle im Bergwald auf einen mächtigen Bau.

Als die Ingenieure mit ihrem Nivellir-Werkzeug heraufkamen, machten sie die Entdeckung, daß derjenige, der im ersten Stockwerke dieses Belvedere zum Fenster herausschaut, sich ge-

rade tausend Meter über der Fläche der Adria befindet, auf einer Höhe also, mit welcher Schweizer Wirthe in der Ankündigung ihrer Höhen-Kurorte schon Parade machen.

Die Analyse des Chemikers findet keinen Unterschied zwischen der Luft von Euston-Square und der des Faulhorn, auch keinen zwischen der vom Lugeck in Wien und der dieses österreichisch-steirischen Grenzwalles. Aber die Lungen und die Nerven kennen sich da besser aus, als die todten Reagentien. Auf tausend Meter Höhe, rings von Felsen und Wäldern umgeben, regt es sich anders im Körper des Städters, als auf der gewohnten Wandelbahn.

Wer übrigens heutzutage Ordentliches schaffen will, muß etwas von einem Vulgarisator in sich haben. Darum blieb schon an jenem Pfingsttage der Spaziergänger nicht bei dem Gedanken stehen, der sich jetzt vorläufig in Schachte, Gräben und Erdaufwürfe umgesetzt hat. Es mußte auch für solche Gäste gesorgt werden, die aus diesem oder jenem Grund mit dem hohen Hause nicht in Berührung kommen wollen.

Etwa dreißig Meter unter der Höhenmarke der Tausend ist ein kleiner Wiesenplan. Dort steht seit dreißig Jahren, von einem Holzzaun umgeben, ein jetzt verwittertes Kreuz. Es ist ein Andenken an einen der vielen Soldaten des Eisenbahnbaues, der auf dem Felde seiner Arbeit den Tod fand und dort unter dem Rasen schläft. An dieser Stelle ist ein demokratisches Prytaneum entstanden, welches dermalen schon speist und tränkt. Die Anlage war nicht nur durch einen in das Kalkgestein hineingetriebenen Keller, der aus den Zeiten des Bahnbaues herrührt und welchem, seit Jahrzehnten vergessenen, Schacht Niemand seine Wiederbelebung vorhersagen konnte, vorgezeichnet, sondern auch durch die Aussicht, die sich dem eröffnet, der in der offenen Halle sitzt.

Dieses Prytaneum liegt nördlich von dem steinernen Luft-

schloß (ein solches ist es, weil man in ihm wohnt, um eine der kostbarsten Sachen, die Bergluft, zu genießen), seine Aussicht ist etwas anders, aber nicht minder schön und rechts erheben sich der Sonnwendstein, sowie die Große und Kleine Otter. Weiterhin erscheint ein Stück tiefen Flachlandes ausgeschnitten, dann ragt der Schneeberg. Wendet man sich um, so erblickt man über Lärchwald hinweg die Felsen der Krausel-Klause und die Rax, um Pfingsten nicht nur von grauen Gräben, sondern auch von weißen, tief hinabzüngelnden Schneelagern durchfurcht. Wer Aussichten aufsucht, findet dieselben mannigfaltig auf Kuppen, die binnen einer halben oder ganzen Stunde erreicht werden. In nächster Nähe des Prytaneums befindet sich eine solche, von welcher aus man in der Tiefe den Schienenweg in neun Absätzen, stets durch Tunnels oder Felsen für das Auge unterbrochen, überschauen kann.

Der grüne Plan vor dieser Halle bietet einen Tummelplatz für anderthalbtausend Menschen. Es wird sich hier im Angesichte der Alpenhäupter an Festtagen ein Leben entwickeln, wie man es sonst, mit gleichem landschaftlichem Hintergrund, in Europa nicht mehr findet. Ein Sonntag-Nachmittag vor dieser Allherberge des Semmering wird fortan für den Besucher von Wien zu den unvermeidlichen Schaustücken gezählt werden. Man wird ein Stück Prater in der Alpenwelt sehen.

Das Prytaneum steht gerade über dem Wolfsberg-Tunnel. In der Tiefe erblickt man die Fleischmannsbrücke, die Adlitzgräben und die Weinzettelwand. Die Bahnverwaltung hat für eine Haltestelle Sorge getragen, von welcher aus der Gast des Semmering binnen wenigen Minuten den Alpen-Prater erreicht. Gerade da, wo die Haltestelle angebracht ist, findet man den hundertsten Kilometer von Wien.

Zur Zurücklegung dieser Strecke werden zwei und eine halbe Stunde aufgewendet. Um eine Landschaft von ähnlicher

Größe zu finden, müßten die Bewohner anderer Großstädte Tagereisen mit Schnellzügen unternehmen. Hunderttausend Meter von Wien erreicht man in flüchtiger Fahrt den Felsboden, unter dem das Meer in tausend Meter Tiefe liegt. Es ist ein seltsames Decimalspiel der Zufallsgunst. Man müßte zur Veranda von Gossensaß vor der Gletscherpracht des Pflertschthales am Brenner oder zur Veranda des Raibler Touristenhauses auf kühlem Plane der karnischen Alpen gehen, um auf gleicher Höhe vielbesuchte Gaststätten anzutreffen. Man hat die Haltestelle Wolfsberg-Kogel getauft. Wie wird man den Grund nennen, der da die Völker speist, vornehmlich aber tränkt? Hoffen wir, daß Ausgeburten der Oberkellner-Phantasie nicht heraufgetragen werden.

Bollerus ist ein Ehrenmann, aber es scheint undenkbar, daß sein Name auf dem Berge haften bliebe. Bollerus-Alpe oder dergleichen wird nie auf die Zungen der Gäste übergehen. Die zopfigen Epitheta Ornantia, die man hier und dort zwischen Traun und Schwechat findet, gehören nicht in das Hochgebirge. Auch die „Alpklamm" im Süden und der Breitenstein im Norden wollen so wenig zur Namengebung passen, als der verschollene Wolf des Berges, der Hirsch, das Reh oder der Auerhahn. Vielleicht ist es gerathen, des Klanges wegen kurzweg zu sagen: die „Hohe Au" (was sich auf Fahrplänen nicht übel machte), wenn man es nicht für billig hält, das Recht aller Entdecker und ersten Kolonisatoren auch hier zur Geltung zu bringen und mit dem Worte „Schüler-Au" nicht nur das Andenken an den ersten Berggast, der die weite Rundschau wirksam würdigte, sondern auch an den Gebietiger des Schienenweges, der sie mit seinen Einrichtungen recht ererschließt und zu einem Stück von Wien macht, für alle Zeiten festzuhalten. So ist es, wie alle Landkarten lehren, geographischer Usus. Wenn man eine kahle Bergspitze, von der kein

Mensch, außer einigen Kletterern, irgend etwas hat, nach dem Namen eines famosen „Alpinisten" tauft, so gebührt Gleiches um so mehr einem Mann, durch dessen Veranstaltungen Tausende auch mühseliger und kämpfender Menschen in die reinen Lüfte gezogen werden. Bleiben wir bei der Schüler-Au, es ist das Beste.

Zu würdigen, was da geschieht, möchte ich zwei Zeugen sehr verschiedener Art anführen. Der Eine ist John Ball, F. R. S. M. R. J. A. F. L. S., late president of the Alpine Club, London. Dieser bedeutendste von allen Männern, welche über die Alpen geschrieben haben, der sie kennt und von der Dauphiné an bis zum Neusiedler See, vom Col die Tenda bis Istrien, in einem mächtigen Werke dargestellt hat, sagt in dem Bande: A Guide to the Eastern Alps, Seite 343, Folgendes:

„The inhabitants of the great city enjoy un inestimable advantage . . . . ." Doch geben wir die Stelle lieber gleich deutsch: „Die Einwohner jener Großstadt genießen den unschätzbaren Vortheil, wahrhaftige Berge, lebendige Wasser und alte Tannenwälder in ihrem nächsten Bereich zu haben. Mancher in London würde eine derartige Vergünstigung um den Preis des vierten Theiles seines Einkommens wohlfeil erkauft zu haben glauben."

Nach diesem Ball (sprich: Boll) führe ich unseren Bollerus auf. Derselbe sieht eben nach seinen Rindern, die in der Nähe seines kleinen Hauses auf die Weide gehen. Er grüßt den Wanderer, der die entstehenden Werke zu sehen kommt und sagt: „Nu, das is schön, daß a mal wieder a Geld unter d' Leut kommt. Is eh Noth g'nug g'wesen auf dem Berg da. Aber jetzt, meiner Six, jetzt fangt da wieder an anders Leben a. Glaubs gern, daß die Stadttherrn freut, wenn s' zum Aufschnaufen da auffer kommen. Uns is g'holfen und denselbigen a."

So betont der britische Ball das breathing the air of the mountain tops, wovon die Insolenz so manches Adeligen des Inselreiches den ärmeren Theil seiner Mitmenschen unter dem Schutze des Eigenthumsrechts auszuschließen sich nicht schämt, der bajuwarische Bollerus aber das fröhliche Leben, das auf dem Semmering einziehen wird.

Es unterliegt ja gar keinem Zweifel, daß durch diese Kolonial-Politik, wenn auch vorläufig nur einige Gebäude erstehen, ein Anstoß zur Gründung anderer gegeben sein wird.

Das große Haus oben mag man als Krystallisationspunkt betrachten. Viele, denen es jetzt dort oben zu einsam dünkt, werden sich ansiedeln und wohl dabei fahren. Doch selbst den Fall gesetzt, daß sich diese Hoffnungen nicht erfüllen, so bleibt die Gewißheit, daß durch die Erleichterungen des Verkehrs und der Unterkunft weit mehr Menschen an Festtagen die Bergluft aufsuchen werden, als bisher. Luft, in den Schriften der Alten das Nährmittel des Lebens genannt, wird Manchem als unverhoffter Arzt zu Hilfe kommen.

Das sind die Folgen eines Pfingstspazierganges in jüngst vergangener Zeit. Als die Pusterthaler Bahn gebaut wurde, war für Toblach Anfangs nicht einmal eine Haltestelle bestimmt. Was heute an diesem Orte für ein Treiben herrscht, weiß Jeder, der nach Ampezzo gereist ist. Und das hat in gleicher Weise angefangen, wie mit der Kolonie auf dem Semmering.

Wir haben den Spaziergang unterbrochen. Nehmen wir ihn wieder auf, versetzen ihn aber in das Jahr nach dem erwähnten Spaziergange Schüler's.

Schon ist eine breite Zufuhrstraße im Walde entstanden und an anderen Stellen arbeitet man an der Herstellung eines Schienenweges, der von der Station Semmering allerlei Geräthe zu den Bauörtern bringt, jedoch, wenn nicht manche Zeichen trügen, späterhin auch erweiterten Zwecken dienen wird.

Da stecken die braunen Holzschwellen mitten unter den himmelblauen Gentianen und der Karren rollt zwischen Hängen, die das rothe Haidekraut bedeckt. Jetzt liegen noch da und dort auch auf dem Sonnwendstein oben kleine Schneefelder, den Jägern ein Anzeichen, daß die Lustzeit des Birkhahns noch nicht zu Ende ist. Weiß schaut aus dem Fichtengrün das Haus des Erzherzogs Karl Ludwig, der Orthof, während unter ihm irgend eine frühlingssaftige Wiese, von dem zwischen Gewölk hervorbrechenden Sonnenstrahl getroffen, aufglänzt, wie ein glasgrüner Alpensee auf seichtem Felsgrund.

Die Nießwurz-Blüthen, die hier und dort ein armes Kind anbietet, deuten auf den Winterfrühling der höheren Gipfel, die Schatten im zerrissenen Gewänd der Adlitz-Gräben aber, wo Nachts das Geisterlicht wandelt und der faustgroße „Pfaff" in winziger Höhle sitzt, an die Sagen des Volkes der hohen Einöde. Auf dem schönsten ebenen Pfade, dem „Hohen Weg", auf dem man zur freundlichen Gaststätte des alten Nettwall hinübergeht, erblickt man im Schatten des Bergforstes gerade solche Spuren von menschlicher Staffage, die auch in der Einsamkeit nicht stören: einen Luftschacht des tiefen Tunnels unter unseren Füßen, die lichte Höhlung eines Sandbruches, einen vom Waldwuchs wieder eroberten Kalkofen aus der halb verschollenen Bauzeit und die Wasserleitungsrohre der Quellen, duftige Stämme. Nicht wenig auch erfreut das Auge der wipfeldichte Wald des Fürsten Liechtenstein jenseits des Grabens: seine mächtigen Stämme deuten auf adeligen Sinn des Besitzers, dessen Waldmarke auch ohne Grenzstein vom Freund der Natur an den mächtigen Stämmen und dem geschlossenen Dunkel aus der Ferne erkannt wird.

So weit war vor einigen Jahren der Aufsatz über den Semmering geschrieben worden. Heute kann man beifügen, daß die Voraussetzungen, die man an die Zukunft dieser Akropolis setzte, durch die Wirklichkeit übertroffen worden sind. Die „Jubelhalle“ unten, die nach meinem Geschmacke eine angenehmere Lage hat, als die große, anspruchsvolle Gaststätte, ist ein Wanderziel des Wiener Volkes geworden. Daneben hat man ein großes Touristenhaus erbaut. Eine Villa nach der anderen ist oben im Walde emporgewachsen. Allenthalben herrscht Ordnung, Freundlichkeit, und schwerlich dürfte in einer großen Stadt der Fremdling gleich vorzüglich und gegen bescheidene Auslagen bedient werden, wie hier auf dieser Almen-Höhe. Beifügen will ich noch, daß die Besucher derselben es nicht verabsäumen mögen, den Sonnwendstein zu besteigen. Von dort sehen sie in eine weite Bergwelt hinein, vom Wechsel an, auf dem Wanderblöcke seit Jahrtausenden rasten, bis zum Großglockner. Wien ist also eine Weltstadt, in deren Nähe man auf die höchsten Gipfel der europäischen Alpenwelt schauen kann. Aber auch schon der Waldweg dort hinauf — lassen wir die Fernschau außer Acht — wird dem Gaste Freude bereiten. Gentianen gedeihen oben, und manche Quelle rieselt unten im Schatten. Wer zum ersten Mal die Berge zu betreten hat, der fahre von Wien hierher und steige zum Sonnwendstein empor, dann hat er eine Art Vorrede zum Buche: „Die Alpen“ gelesen.

Von Wien zum Wechsel.

Nachfolgende Skizze ist nach ihrem Inhalte keineswegs ein Erzeugniß der Einbildungskraft, wohl aber ihrer Form nach. Die Bausteine lagen herum, die Blumen blühten, die Thiere lebten. Der Verfasser hat Mauern daraus gebildet, einen Strauß gebunden, einen Wildpark bevölkert — aber erschaffen hat er all jene Dinge selbst nicht. Die geschichtliche Pantomime, die er aufführen läßt, ist kostümtreu.

Gleichwohl muß er sofort vom Anfang seinen Lesern eine Annahme zumuthen, welche an sich der Möglichkeit ins Gesicht schlägt, nämlich die Annahme, daß ein Kulturmensch mit leibhaftigen Augen die Scene gesehen haben könne. Zwischen uns und jenen Auftritten gähnt ein Hiatus, an den sich nichts, was Konsonant ist, assimilirt. Hat der Leser aber einmal diesen Sprung gemacht, so geht alles Uebrige mit natürlichen Dingen zu.

Der Tag der Menschengeschichte dämmert herauf. Die Erde ist bereits seit endlosen Zeiträumen nicht mehr „wüste und leer". Sie grünt und blüht, es wehen frische Lüfte und Land und Meer wimmeln von Geschöpfen. Städte giebt es nicht und auch keine Häuser, aber Menschen. Wir werden ihre Bekanntschaft machen.

Habe ich, wie man sieht, verlangt, daß sich der Leser in die Morgendämmerung der Anfänge unseres Geschlechtes zurückversetze und damit einen gewaltigen Flug durch die Zeit mache, so muthe ich demselben in Bezug auf den Raum um so weniger zu.

Wir rücken nicht von der heimischen Scholle und befinden uns am Anfange unseres Ausblickes nirgends wo anders, als dort, wo heute die Stadt Wien steht.

Das muß gesagt werden, denn keiner von meinen Begleitern würde die Heimath erkennen. Bei längerem Zusehen unterscheiden wir wohl den Leopolds- und Kahlenberg, die Türkenschanze, die Berge von Mödling und Baden, aber dort hinaus zu, gegen Osten hin und gegen Süden über die Ebene, über welche heute die Geleise der Südbahn gelegt sind, brandet eine wüste See. Das Morgenroth glänzt und sein Wiederschein zittert in flammenden Inseln auf den Wassern.

Von einem erhöhten Standpunkte aus gestaltet sich die Rundschau so, daß unser Erstaunen gesteigert wird. Ohne Kompaß vermögen wir nicht uns zurecht zu finden. Wohl erkennen wir auf den ersten Blick die Rax, den Schneeberg und das ganze österreichisch-steirische Alpenland, aber dort, im Norden, in der Richtung der Mach hinauf, brandet ein Meer mit klippigen Ufern. Die weit gegen uns von Nordosten her vorspringende Halbinsel, gegen welche der Schaum emporsprüht, das müssen die kleinen Karpathen sein. Auch im Südosten legt sich in scharfen Umrissen ein Bergland, wir vermögen nicht zu unterscheiden, ob Insel oder Halbinsel, quer durch die See. Es ist der Bakonyer-Wald. Und dort, gegen Krems hin, dort ist nicht die liebe Donau, sondern ein breiter Fjord, der weit in das mährische Hügel- und das österreichische Alpenland hinein greift.

Für uns liegt ein Schiff bereit. Bestände dasselbe an dem Tage noch, an welchem die Leser diese Zeilen zu sehen bekommen, so wäre es so alt, daß die Argo des Jason und die Arche des Urvaters Noah sich im Verhältniß zu ihm so frisch und blank ausnähmen, als seien sie eben vom Stapel gelassen worden. Wenn wir die Segel ausspannen wollen, bleibt uns keine Wahl, der von den schneebedeckten Vorgebirgen des nördlichen Fjordes herabwehende Wind muß uns nach Süden treiben.

Der Vordersteven bäumt sich und an den Wellen, die zeit-

weilig über den Bord hereinschlagen, verspüren wir, daß das Wasser dieser See für ein Binnenbecken zu sauer, für ein Meer zu süß ist. Gewiß ist diese See also gegen Osten hin irgendwo von Land abgesperrt und durch die vielen Wildwasser, die von den nahen, eisüberlagerten Hochgipfeln in die Buchten hineinstürzen, allgemach ausgesüßt worden.

Unser Steuermann steuert sofort ziemlich weit vom Lande ab. Einer der Seeleute deutet uns den Grund an. Wenn wir das Gestade, auf welches er hinweist, mit der Karte des Landes vergleichen, wie es zwanzig, dreißig Jahrtausende später aussehen wird (denn den Wunderglauben an solchen Kartenbesitz habe ich ja von allem Anfang an dem willigen Leser zugemuthet), so erblicken wir ein kahles, dürftig mit Fichten bedecktes Felsufer, dessen Kalk- und Sandsteinwände ziemlich steil abfallen, dort, wo jetzt Dorf an Dorf von Liesing bis über Baden sich hinaufzieht. Vor dem Strande aber steht in ziemlicher Entfernung eine weiße Mauer.

Was es mit dieser weißen Mauer für eine Bewandtniß hat, würden wir niemals erfahren, wenn uns nicht der kundige Begleiter die Sache erklärte. Es finden sich dort seit Jahrtausenden Korallenriffe hin und hin längs des Gestades, doch immerhin durch einen breiten Kanal von ihm getrennt. Wir können dieselben nicht erblicken, weil wir durch jene weiße Mauer, welche eben nichts Anderes ist, als die sich aufbäumende Brandung an den Riffen, daran verhindert werden.

Da mir ein Bild vorschwebte, wie dort einmal — das heißt Äonen später, festlich gestimmte Menschen über die Wiesen gehen und die Kinder in Grübchen die bunten Eier des Osterhasen finden lassen, so gab ich nicht eher Ruhe, als bis mir der Patron verhieß, durch eine Oeffnung, die ihm zwischen den Riffen bekannt war, in den ruhigen Kanal zwischen der Brandung und dem Festlande hineinzufahren.

„Es giebt dort eine Stelle," sagte er, „wo die See so tief ist, daß sich die Korallen nicht ansiedeln konnten. Dies ist die Lücke, durch die wir hindurchsteuern werden." Und so geschah es.

An der inneren Seite fuhr ich, obwohl zeitweilig von weit geschleuderten Traufen der Brandung benetzt, so nahe als möglich an das Riff heran. Doch fand ich über den seit undenklichen Zeiten abgestorbenen Korallen eine große Anzahl von wunderlichen Gegenständen. Da nun keiner meiner Leser die Fahrt unternehmen kann, die mir damals gelang, so will ich ihm doch verrathen, daß er nicht einmal in die Geologische Reichsanstalt oder in eine andere Sammlung zu gehen braucht, um etwas von dem zu finden, was ich damals mit Händen griff. Er braucht sich nur, wenn sein Haus, wie das wohl der Fall sein wird, aus Leitha-Kalkstein aufgebaut ist, so einen Baustein recht sorgfältig anzuschauen. Da findet er stachelige See-Igel darin, Kammmuscheln, Kieferstücke und Zähne von Haifischen, Schnecken — das Alles eingekittet in Korallen-Trümmer und zu Stein gewordenen Algen.

Zur Zeit meiner Seefahrt schaute das Riff übrigens nicht anders aus, als es heutzutage sich darstellte, wenn man es aus dem Schotter und Lehm ausgrübe, der seither darüber hingelagert worden ist. Schon damals hätten die Korallen längst nicht mehr leben können; denn zur Zeit, als sie sich ihre Riffe bauten, war es warm gewesen. Auf den Inseln im Wiener Meer gediehen Palmen, und kälter als zwanzig Grad über Null kann es niemals geworden sein.

Damals aber, als unser Schiff den Strand besuchte, war es viel kälter als heutzutage, der Schneeberg mit einem Gletscher bedeckt und die Strandbewohner, die wir später zu sehen bekamen, steckten sämmtlich in wohlfeilen Reisepelzen, die ihnen von den Luchsen, Vielfraßen, Fischottern und grauen Bären

auf den Gumpoldskirchener Jagdgründen reichlich geliefert wurden.

Noch einen letzten Blick auf die weißen Bauten der Korallen, und wir steuerten wieder der offenen See zu, nicht ohne einige bewundernde Bemerkungen über den wirksamen Gemeinsinn dieser Socialisten ausgetauscht zu haben.

Später fiel mir noch bei, daß dieselben auch ohne die Kälte, von welcher sie nichts wissen wollen, ihre Betriebsamkeit eingestellt hätten. Denn erstlich wäre ihnen nach und nach das Wasser zu süß geworden und dann hätte ihnen die milchige Trübung nicht gefallen, welche die vielen Wasserläufe aus den Gebirgen mit herabbrachten, nachdem diese einmal fast das ganze Jahr über den Schnee zu erhalten angefangen hatten. Sie wollen aber eine warme und helle Salzsee haben.

Wir waren noch keine paar Seemeilen draußen und hielten eben gegen den schmalen Durchgang zwischen zwei Barrenriffen zu, die unweit der heutigen Gegend Liesing aus der Fluth emporstarrten, als sich der herkömmliche Seefahrerdurst einzustellen begann. Denselben mit schnöder Gletschermilch zu stillen, konnte uns nicht einfallen. Durch eine leicht erklärliche Gedankenverbindung weckte der Geruch des Theers, mit dem das Schiff frisch angestrichen war, die vorausgreifende Erinnerung an die ausgepichten Lagerfässer des Liesinger Bierkellers. Aber, ach! wie weit waren dieselben noch jenseits der Flucht kommender Äonen versteckt! Wie wohl hätten uns ein paar Liter Bock gethan!

Wären wir nur wenigstens um ein paar lumpige Jahrtausende später daran gewesen, so hätten wir von einem der tätowirten Kerle am Ufer uns einen Humpen Schnaps aus Maulbeeren, Himbeeren oder Kornelkirschen gegen einen unserer Taschenfeitel einhandeln können.

Leider aber waren diese herrlichen Getränke damals noch

so wenig erfunden, wie das Liesinger Bier. So blieb uns also nichts übrig, als die Löschung unseres Durstes bis zu unserer Rückkehr in die christliche Heilsära zu verschieben.

Wie hätten die Schiffsleute erst geschimpft, wenn sie so belesen gewesen wären wie ich, der ich seiner Zeit mit Jean Jacques Rousseau für die Wilden geschwärmt und sein Discours sur l'origine de l'inégalité schier auswendig gewußt hatte!

Mit der Durchfahrt durch die Barrenriffe und Atolls ging es glatt ab und wir näherten uns einem aus der Gegend von Wiener Neustadt ziemlich mit gegen Nordosten hin vorragenden Kap von Kalkwänden.

Da sich dahinter eine Einbuchtung erspähen ließ, die uns gegen die von Norden her rollende See zu schützen versprach, so beschlossen wir, vor Anker zu gehen und uns ein wenig auf dem Lande umzuschauen.

Wir stiegen vom Schiffe in ein Boot und landeten an der Küste. Niemand kam uns entgegen, als eine Schaar von Bergdohlen, die vorher sich um den Vorsprung herumgetrieben hatte. Auch das waren uns alte Bekannte aus unserem Leben im neunzehnten Jahrhundert. Wie oft hatten wir sie um die Hochspitzen der Alpen kreisen gesehen! Neu war uns nur, daß sie sich in solcher Tiefe aufhalten. Es muß aber auch zugestanden werden, daß die Luft so scharf um die Klippe pfiff, als ständen wir an einem Maientage des Jahres 1883 auf dem Hochschwab oder dem Dachstein, und auch was wir sonst am Strande sahen, schaute mehr nach einer Bergspitze, als nach einem Meeresufer aus. Da waren Silenen und Steinbrecharten mitten zwischen den Torfmoosen und die blauen Gentianen standen über einer Art von Astmoos.

In der Noth fällt dem Menschen alles Mögliche ein. So kam mir der Gedanke, hier ein Feuer anzuzünden und in

Ermangelung von etwas anderem Trinkbaren uns aus diesen Hypnum-Moosen etwas zu bereiten, was meinen Lesern vielleicht einmal in der Gestalt von „Kramperl"-Thee in die Kehle gerathen ist. Auch konnte die Wärme der Flamme bei dieser Temperatur nur wohlthun und außerdem machten wir gewiß den Bergdohlen eine Freude, welche — oder deren Nachkommen wenigstens — den Anblick von Feuer und glühenden Kohlen über Alles lieben.

Bald prasselte das Feuer. Der hier in schaumigem Sturz einfließende Bach lieferte uns das Wasser und so genossen wir einen leidlichen Frühstückstrunk. Allerdings konnte ich, der ich mittlerweile ein wenig mit Landkarte und Kompaß hantirt hatte, dabei eine stille Sehnsucht nach jener fernen, nun glücklicherweise eingetroffenen Zeit, in welcher statt unseren Spazierstöcken und Zündholzschachteln ein viele Meter tiefes Geröll über diesem Bergabhang läge, nicht unterdrücken. Dann stieße man, wenn man durch das Geröll gerade in die Höhe grübe, mit dem Kopf in den Keller des Jägerhauses am Sonnenberg über Hornstein, wo immer Flaschenbier und Retzer aufgespeichert liegt. Aber das war ja damals eine Fata Morgana.

Unser Stillleben und unsere Kramperl-Thee-Kneipe dauerte indessen nicht allzu lange. Plötzlich überraschte uns ein Gebrüll, das uns durch Mark und Bein ging. Sofort begriff ich, was da vorging. Wir mit unserem Feuer-Anmachen und sonstigem Getriebe mußten einem oder mehreren jener ungeheuerlichen Dickhäuter aufgefallen sein, die damals den Boden stampften, auf welchem jetzt die Waggons der Südbahn rasseln. Ein Blick durch den Feldstecher belehrte mich über die Richtigkeit meiner Prognose. Da standen vier bis fünf von den dunkelrothhaarigen Ungethümen und wedelten mit ihren langen Rüsseln zwischen den aufwärts gebogenen Hauern schnuppernd und nach uns auslugend in der Luft herum.

Da ich im neunzehnten Jahrhundert mit so großen Dickhäutern, wenigstens mit vierfüßigen, nie etwas zu schaffen gehabt hatte und wir uns ohne Waffen befanden, so rieth ich, den durch den Anblick des nie gesehenen Feuers gereizten Thieren aus dem Wege zu gehen und wir schifften uns sofort wieder ein. Die langzahnige Gesellschaft, durch deren Gebrüll auf dem jenseitigen Uferrand auch ein Trupp haariger Rhinocerosse herbeigelockt worden war, schaute uns nach, bis im engen Kanal zwischen den nächsten Riffen sie uns aus den Augen verloren. Das war nun allerdings etwas Interessantes gewesen, aber das Beste sollte noch kommen.

Der Wind trieb uns rasch gegen Süden. Die lange Insel des Bakony-Waldes wurde immer deutlicher. Wir näherten uns einer Küste, die, den mergeligen Massen, welche über alte Schiefer hingelagert waren und an vielen Stellen sich durch die Brandung herabgewettert fanden, nach zu urtheilen, ungefähr das vorstellen mußte, was man heute den „Wechsel" nennt.

Wir fanden dort eine zum Landen nicht minder günstige Bucht, als wir sie weiter gegen Norden angetroffen hatten. Mit dem Strande jedoch war es anders bestellt, als dort. Als unser Boot sichtbar wurde, erhob sich hinter einigen mageren Fichten ein Geschrei und wir erblickten alsbald eine Anzahl pelzbekleideter Menschen landeinwärts laufen. Das geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß der langfüßigste Wiener Sonntags-Landrenner ihnen nicht nachgekommen wäre. Kein Wunder — denn an ein paar Skeletten, die wir später herumliegend auffanden, zeigten sich so starke eckige und tief gefurchte Wadenbeine, wie sie Keiner von denen aufweist, die jemals in einer Turnschule waren.

Wären wir um ein paar Monate später, im Juli oder August, gekommen, so hätten wir den Strand ganz menschen-

leer angetroffen. Denn zu jener Zeit, während der größeren Wärme, zogen sich die Renthiere, von deren Fleisch diese Menschen lebten, viel weiter in den Norden hinauf und sie hinter ihnen her. Dann hätten wir vielleicht bis zu jener großen Halbinsel pilgern müssen, die weit in das polnische Meer hineinragt und sich heute als Lysa Gora nördlich von den Karpathen erhalten hat.

Indessen hatten wir nur auf Entfernung das Vergnügen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Als wir die Stelle erreichten, von welcher das Geschrei erschollen war, bemerkten wir Spuren, daß sie sich längere Zeit da aufgehalten haben mußten. Es lagen Ueberreste rohen Fleisches und abgenagte Knochen herum, und in der Eile der Flucht hatten sie eine Anzahl von Gegenständen zurückgelassen oder verloren, die sie späterhin sicherlich unliebsam vermißten.

Da lagen ein paar Nadeln aus dem Splitter eines Renthier-Knochens zu Nadeln zugespitzt und einige eingehöhlte Steine, deren Bestimmung uns erst deutlich wurde, als wir daneben ein aus Bluteisenstein zusammengestampftes rothes Pulver nebst frisch aus einem daneben liegenden gespaltenen Knochen genommenes Mark auffanden.

Mit dieser Schmiere gedachte wahrscheinlich sich irgend eine Schöne der Gesellschaft anzumalen. Weiterhin lag ein großer Renthier-Knochen, der unten durchlöchert war und in dem eine Sehne steckte, die ohne Zweifel als Schnur gedient hatte, an welcher derselbe an irgend einem Theile des Körpers, der Länge der Schnur nach, vermuthlich um den Hals, aufgehängt war. Einige der Gesellschaft deuteten ihn als einen Befehlshaberstab, Andere als eine Art kriegerische Auszeichnung oder Orden. Sicher aber ist, daß der Herr Marschall oder Ordensritter schmähliches Fersengeld vor uns harmlosen Ankömmlingen gegeben hatte.

Gleichfalls aus Renthier-Knochen war eine Art Dolch, der auf dem nassen Sande lag. Den Griff aber hatte der Künstler zu einer wunderlichen Mammuthsgestalt verarbeitet, bei welcher die Füße unten zusammenliefen, so daß der Mann die Finger, mit welchen er den Dolch erfaßte, zwischen dem Bauch des Mammuth und dem Klumpen, in welchem sich unten die Füße vereinigten, durchstecken konnte.

Noch etwas fanden wir aus Renthier-Knochen, aber es ist nöthig, mich kurz zu fassen, damit die Sittsamkeit der glatthäutigen Leser nicht verletzt werde. Es war ein mit kurzen Haaren bedecktes, geschnitztes, nacktes Weib. Wenn man das schildern wollte, wie es sich anschaute, so bekäme man noch Unannehmlichkeiten wegen der Laune eines Künstlers, der vor dreimalhunderttausend Jahren vielleicht von einer Höhlenhyäne aufgespeist worden ist.

Weiter landeinwärts stießen wir auf mehrere Menschengerippe, die uns zu verstehen gaben, daß sich dieses Strandvolk wenig Sorgen um seine Todten machte und die Zeiten einer Entreprise des pompes funèbres noch weit ablägen.

Bald hatten wir an alledem genug und da zudem weiter hinauf Schnee lag, so kehrten wir zum Schiffe zurück.

Wie es uns weiter ging, wie wir am nächsten Tage im Angesichte des Grazer Fjordes Schiffbruch litten und wie wir die schreckliche Reise von den Grazer Gründen an das Wiener Ufer zu Lande zurücklegen mußten, das gedenke ich gelegentlich ein ander Mal zu erzählen.

Ein Lebensbild aus den Hohen Tauern.

„Was ist denn aus dem Josele geworden, den ich vor zwanzig Jahren in Klein-Arl getroffen habe, wo er hinten beim Tappenkar die Schafe hütete — derselbe, der immer gelesen hat — der Philosoph, wie sie ihn geheißen haben?"

So ungefähr fragte eines Tages ein Wanderer, der dem grünen Hochsee zustrebte, welcher oben in den Tauern liegt, in den Gebirgen, welche die Quelle der Mur und der Enns trennen.

Der Tappenkarsee ist von den Alpenseen Oesterreichs der höchste — er ist höher als fünftausend Fuß in das Gebirge eingebettet. Denn von den Gletscherlacken und andern Quellentümpeln, die sich hier und dort im Gebiete des ewigen Schnees vorfinden, soll hier nicht die Rede sein. Aber die Reisenden, die fünf bis sechs Stunden davon entfernt auf der Eisenbahn vorüberfahren, wissen nichts davon. Vielleicht ist unter allen Jenen, welche diese Erinnerungen lesen, kein Einziger an diesem großen, grünen Gewässer gestanden.

Doch kommen wir auf den Josele zurück. Aus vergangener Jugendzeit tauchten dem Wanderer in der Erinnerung die braunen Holzhütten auf mit dem rothen Geranienflor vor den winzigen Fenstern und der Pracht der Mohnblüthen im Gärtlein — die weißschäumigen Wasser und der stille Glanz der Höhen. Aber es wollte ihm vorkommen, als habe damals die Sonne heller geschienen und als seien die Wasser lustiger durch die Wiesen herabgestürzt.

Der Josele war in mancher Hinsicht eine merkwürdige Ausnahme von dem Volke, das in diesen Thälern lebt. In ihm war Verständniß für die Schönheit der Natur zu verspüren. Er machte den durchziehenden Wanderer unaufge-

fordert auf die Pracht eines Wasserfalles aufmerksam. Stets war sein Hut mit Blumen geschmückt, und er vermochte stundenlang, auf seinen Stab gestützt, den Blick in den Duft der Höhen zu versenken.

Er trug ein Büchlein, welches „Von der Güte Gottes" handelte, in einem Ranzen von ungegerbtem Leder. Manche Zeit brachte er zu, indem er die groben Lettern zu Worten zusammenfügte.

Er erzählte, daß er alle vierzehn Tage in die Kirche ging. Dort hörte er mitunter eine Predigt, in welcher wenig von der Güte Gottes, dagegen viel von der Schlechtigkeit der Menschen und der Tücke des Teufels die Rede war. In der Fastenzeit gab es Bußpredigten, in welchen ein aus dem benachbarten Städtlein berufener Mönch die Furchtbarkeit der Hölle schilderte.

Nur mit Widerstreben dachte der Josele — so hatte er einst dem Wanderer gestanden — an die finstere Hölle. Von der Schlechtigkeit der Menschen sah er nicht viel. Die Leute von Klein-Arl hatten ihn gern und grüßten ihn alle. Er dachte darüber nach, was diese abzubüßen hätten. Diebereien gab es nicht und von anderen Verbrechen hatte man niemals gehört.

Der Josele war zum Philosophen geschaffen, wenn es wahr ist, daß die Fähigkeit der Verwunderung über alltägliche Vorkommnisse eine Anlage dazu bedeutet. Er wunderte sich.

So kam es vor, daß ein Hirt plötzlich starb, bevor es dem Josele möglich wurde, einen Priester herbeizuholen. Es hieß, derselbe müsse sich einer schweren Todsünde schuldig gemacht haben, weil er unbußfertig habe sterben müssen. Ohne Zweifel sei er der Verdammniß anheimgefallen.

Zuerst erschrak Josele bei der Vorstellung, daß es auch ihm in seiner Einsamkeit einmal so ergehen könne. Dann

wunderte er sich darüber, daß einem Menschen, der ihm gut war und oft sein Brot mit ihm getheilt hatte, so Etwas begegnet wäre. Denn alsdann hätte derselbe schon im Dorfe gelebt und sich nicht weit von der Wohnung eines Priesters entfernt befunden. Die Reichen können zu Hause bleiben und brauchen sich nicht draußen im einsamen Hochkar ihr Brot zu erwerben. Man muß also Geld haben — so dachte sich der Josele.

Auch geschah es ihm, daß er sich trotz seiner Bücher in eine Dirne vergaffte. Sie war schön gewachsen, hatte schwarzes Haar, braune Augen, schöne Zähne und trug vom Frühjahr bis zum Herbst Blumen hinter dem Ohr. Anfänglich mußte sie sich, seiner Schilderung nach, gestellt haben, als ob sie seiner Huldigungen nicht gewahr würde. Als er aber einmal beim Nachhausegehen von einer Spinngesellschaft, während welcher er sich beim Leuchten der Fichtenspäne, die in einer Nische der Wand brannten, an ihren Zügen nicht hatte satt sehen können, ihr in ungeschlachten Worten seine Liebe eingestand, da lachte sie, daß die Eiszapfen von den Dächern hätten fallen mögen. Nachdem sie sich erholt, hatte er von ihr zur Antwort erhalten: „Was willst denn Du, Häuter Du hast ja kein Geld!“

Also — wieder kein Geld!

In dieser Verfassung hatte der Wanderer den Josele vor zwei Jahrzehnten kennen gelernt. Was war aus ihm geworden?

Der Angeredete wußte es nicht, aber er meinte, am See hinten, wo die Hirten von drei „Gerichten“ zusammenkommen, um ihre Rinder- und Pferdeherden zu weiden, dort möge wohl Einer sein, der dem Wißbegierigen Aufschluß geben könne. Nur so viel könne er sagen: er sei zu Geld gekommen, aber ein Narr darüber geworden. Wo er sich aufhalte, das sei ihm unbekannt geblieben.

Also doch zu Geld gekommen!

Es sind arme Leute, die in jenen Thälern wohnen. In der Ebene zwischen dem Arl-Bach und der Enns sind viele Sümpfe und um Altenmarkt herum steht manches der braunen Blockhäuser mitten im Schilf und in klaren, schleichenden Wässerlein. Zygnemen und „Armleuchter", Charen, zittern in der Fluth, die oft unter einer Schicht von grüner Gallerte unter Froschlaich-Algen steckt. Wassersterne erheben sich aus diesen schwimmenden Fluren, deren Faden eine Decke bilden, unter welcher sich ein reichliches Leben niederer Thiere entwickelt.

Nicht weit davon entfernt steht auch eine Ansammlung von Holzhütten, welche der Volksmund noch heute als das „Lappendörfel" bezeichnet, was auf den Kontinismus manches Insassen hindeutet.

In alter Zeit mag wohl dieser Grund von gewaltthätigen Wildwassern zerrissen und mit Gletscherschlamm und Löß bedeckt worden sein. Noch erheben sich als Denkmäler der Thätigkeit jener alten Eisfelder in Wagrein gewaltige Schutthaufen, einstmalige Stirn-Moränen. Aber über sie ist Gras gewachsen, wie es über alle alten Dinge wächst auf dieser Erdenrinde.

Der Wanderer gelangte zu einer Hütte, aus viereckig zugehauenen Stämmen auferbaut, die vor einem Graben steht, durch welchen braunes, eisenockerhaltiges Wasser rieselt, durch dessen Humussäure das Gedeihen von Sumpfmoosen gefördert wird. Das Häuschen hat so winzige Fensterlein, daß mancher Mensch kaum seinen Kopf hindurchzustecken vermöchte, selbst wenn sie nicht zu allem Ueberfluß noch vergittert wären, was in Wirklichkeit der Fall ist. Wundersam ist die Vorliebe zu Blumen bei den Hütten der Armuth, die sich in allen Hochthälern des Pongaus zeigt. Rothe Nelken blühen auf der

Altane, die keinem Häuslein fehlt, in den winzigen Gärten gedeihen Mohn, weißer Fingerhut, blaue Delphinien, Lilien und Kaiserkronen. Es ist, als ob dieser bunte Glanz Ersatz bieten müßte für ein dumpfes Leben voll Dämmerung, das den Menschen zum geringeren Theile von der Natur, zum größeren von der eigenen Beschränktheit auferlegt wird.

Dort stand ein armes Weib unter der Thür, das bettelnd herumzog. Die Frau hatte eine braune Kutte (ohne Kapuze) an, welche sie um einige Kreuzer von einem Bettler erhandelt hatte, dem sie von den mildthätigen Kapuzinern des benachbarten Städtleins geschenkt worden war.

Der Wanderer hielt dort Rast und schaute den Leuten zu, welche Flachs („Spinnhaar") abschnitten. Auf dem Felde standen in langen Reihen die hohen Garben, die „Kornmänner", allenthalben herrschte einige Regsamkeit, denn das Jahr war auf seiner Höhe angelangt, und es handelte sich darum, Früchte und Vorräthe zu bergen.

Der Grund, warum er dort Rast hielt, lag in seiner Neugier, die ihn antrieb zu erfahren, auf welche Weise der Josele zu Geld gekommen sein möchte. Der Wirth da mochte es wissen. Der vermochte in der That zu sagen, daß der Bursche vor vielen Jahren nach Amerika gegangen und mit einigem Besitzthum zurückgekehrt sei. Jetzt wohne er, sagte der Wirth, einige Meilen entfernt im eigenen Hause. Und er nannte einen Ort, der seit einer Reihe von Jahren gar häufig von Reisenden und Sommerfrischlern aufgesucht wird. An solchem Orte ein eigenes Haus zu besitzen, das war allerdings schon viel für einen Menschen wie den Josele, der keine anderen Einnahmen gehabt hatte, als einen Viertelgulden für jedes Schaf, das er den Sommer über hütete. Und auch diesen geringen Verdienst hatte er fast ganz und

gar zum Buchbinder im Marktflecken getragen, der ihm dafür allerlei bekannte Historien verkaufte.

Hier soll aber gestanden werden, daß die Theilnahme, die das Schicksal Josele's hervorrief, durch eine andere Erscheinung zurückgedrängt wurde. Ein großgewachsener Mensch mit offenem Gesichtsausdruck begrüßte den rastenden Wanderer mit blödem Lachen und streckte ihm seine Hand entgegen, als ob er um ein Almosen bäte.

Der Wirth sagte: „Der war schon einmal gescheit."

Dann erzählte er: Dieser Mensch hatte einen Vater, der ein halber Kretin war. Der Vater erzog ihn, wie es gebräuchlich ist, in der dunklen Stube, in die nicht Luft und Licht dringt, in welcher mephitische Dünste dem Gesunden Uebelkeiten bereiten. Da gab es keine Anreizung zu einem Gedanken, blödes Futter für das Gehirn wie für den Magen, und der Knabe selbst wurde alle Tage blöder. Da erbarmte sich der Taufpathe, der ein ziemlich wohlhabender und einsichtsvollerer Mann war. Der nahm den Jungen zu sich. Er hatte ein luftigeres Haus, bessere Nahrung, auch ließ er ihm einen guten Unterricht geben. So vergingen einige Jahre, der Junge lebte auf und allgemach vergingen die Anzeichen des blöden Wesens, das er in der Hütte seines Vaters gezeigt hatte.

Alle Kretins haben etwas Boshaftes an sich, und so war es auch bei dem Vater dieses Jungen. Als der seinen Buben loben hörte und erfuhr, daß er alle Tage „gescheiter" werde, ärgerte es ihn, und es kam Etwas über ihn wie Neid oder Trotz oder Schadenfreude, oder wie man es immer nennen mag. Denn der Teufel hat verschiedentliche Kostgänger.

Er berief sich auf sein väterliches Recht, wie unsere Bauern, welche die Kinder nicht in die Schule gehen lassen

wollen, und holte den Buben wieder aus dem Hause des wohlthätigen Mannes ab. Der Bube gerieth wieder in die Hütte im Sumpf und in den Sumpf selbst, in den Sumpf eines elenden Daseins. Nach ein paar Jahren war der Lapp oder „Tapp“ wieder ärger als zuvor und so ist er auch geblieben bis auf den heutigen Tag.

Der Lapp kennzeichnet sich unter vielen anderen Merkmalen durch Nachahmungstrieb, eine Eigenschaft, die er mit gewissen Geschöpfen theilt, von deren Verwandtschaft mit uns wir nichts wissen wollen. Das Beispiel ist deshalb vorzüglich richtig für ihn. Auch wohnt ihm Zähigkeit im Festhalten einer gefaßten Absicht bei, und dann entbehrt er nicht einer seltsamen Art von Schlauheit, die mit sogenannter geistiger Begabung im Allgemeinen nichts zu schaffen hat. Alle diese Eigenschaften deuten auf einen „Rückfall“ hin und erinnern mehr oder weniger an Ahnen, die mir als die Zerrbilder des heutigen Menschen erscheinen.

Solche Beimengungen sind in verschiedener Dosis gegeben. Die Stufenleiter im Denken und Wollen ist eine große, und bei manchen Menschen aus solcher Sippe erspäht erst scharfe Beobachtung, vom Zufalle unterstützt, die „Anstaubung“ mit einer derartigen Mitgift.

Als der Wanderer von der Frei-Alpe im Tappenkar zurückkehrte, wußte er den Ort, wo das Haus des Josele stand. Da derselbe auf jener Straße lag, die er in den nächsten Tagen zu durchwandern gedachte, so beschloß er, dem Josele einen Besuch abzustatten.

Er fand ihn in der Nähe seines Hauses. Man zeigte ihm einen gesund und behäbig aussehenden Mann von städtischer Kleidung mit einer goldenen Brille auf der Nase. Er glich vielmehr einem Kaufmann, als einem bäuerlichen Grundbesitzer.

Der Josele erinnerte sich recht wohl an den Wanderer, dem er vor Jahren sein Leid geklagt hatte. Er lud ihn ein, nach seinem Besitzthum zu kommen, und erzählte ihm zur Belohnung für die Mühe, die sich der Fremde genommen, indem er ihn aufsuchte, die Geschichte der Entstehung seines Hauses.

Josele hatte, als er noch Hirt war, auf der Straße die Bekanntschaft eines Handwerksburschen gemacht, der ihm unter Anderem erzählte, daß es zu Hamburg ein Leichtes wäre, auf einem Schiffe aufgenommen zu werden, welches nach Amerika fahre. Dort drüben aber seien schon Viele reiche Leute geworden.

Das Erste, was Josele that, als er in den Markt kam, war, daß er sich beim Buchbinder eine Landkarte von Deutschland kaufte. Dann machte er sich mit einigen Groschen auf den Weg, indem er die Weisungen jenes Wanderburschen befolgte, der ihn im Betteln von Nahrung und Obdach unterrichtet hatte. Nahm ihn kein Bauer auf, so übernachtete er im Felde oder in einem Walde.

Schon war er ziemlich weit nach Baiern gekommen, als ein Gendarm dieser Reise ein Ende machte. Er wurde auf den Schub gesetzt und wieder nach Hause gebracht. Die Beschämung, die er darüber empfand, war so groß, daß es ihn keinen Tag in seiner Heimath litt, sondern daß er sich sofort wieder aufmachte, um sein Glück jenseits des Meeres zu versuchen.

Diesmal wurde er vom Schicksal begünstigt. Er gerieth in eine Gesellschaft von wandernden Gauklern, die an einem Bache fischten. Diese lehrten ihn, Werg zu essen und Feuer zu speien. Damit erwarb er sich so viel, daß er die Seestadt zu erreichen vermochte.

Auf der Elbe fand er Aufnahme auf einem Dampfschiff als Heizergehilfe. Das brachte ihm eine kostenfreie Ueberfahrt.

In Amerika schlug er jene Laufbahn ein, auf die Tausende vor ihm geriethen. Bald war er Diener bei einem wandernden Doktor, das heißt Charlatan, der auf öffentlichem Platze Zähne herausreißt, bald Hausknecht in einer deutschen Bierkneipe, bald wieder Heizer auf einem Mississippi-Dampfboote. Zuletzt fiel er einem italienischen Holzspekulanten in die Hände, welcher in Kalifornien Wälder umhauen ließ. Da er als Aelpler etwas vom Handwerke eines Holzknechtes verstand, so verwendete ihn dieser als Holzfäller in der Nähe von San Francisco. Bis dahin hatte er sich ungefähr 300 Gulden erspart.

„Dort," sagte Josele, „entschied sich mein Schicksal." Während er in jenen gewaltigen Wäldern, in denen das „Rothholz" und die Sequoja am Ufer lachsreicher Flüsse die Hänge der Berge beschatten, Bäume fällte, erblickte er eines Tages die Villa eines wohlhabenden chinesischen Kaufmannes aus San Francisco, der dort den Sommer zubrachte. Beim Anblicke dieser sonderbaren Architektur wurde ihm sein Lebensziel klar — nämlich, ein solches Haus in den heimischen Hochgebirgen zu besitzen. Er wollte solche Pavillons, offene Veranden, Theekioske haben, wie er sie damals zum ersten Male sah und wie wir sie alle Tage auf chinesischen Theepäckchen abgebildet finden, von Bäumen in Zwergform, von der japanischen Sophora oder riesigen Trauerweiden umgeben. Daß das Klima im Pongau dazu paßt, wie ein grönländischer Gletscher zu einem Nanking-Anzug, das kümmerte ihn nicht. Er sah jetzt nur mehr Eines vor sich, nämlich ein solches Bauwerk daheim zu errichten.

Mit etwa achthundert Gulden langte er in seiner Heimath an. Sofort erwarb er einen Bauplatz und begann zu zimmern. Die Art und Weise jener luftigen Bauerei ermöglichte es, mit Wenig zu beginnen und immer ein Stück an das andere zu flicken. Bald war ein sogenannter Pavillon mit

Glöckchen auf dem Dache, mit Holzsäulen und offenem Gange fertig. Die Kurgäste und Sommerfrischler ergötzten sich an diesem Getriebe und beschenkten ihn. So entstand, je nachdem die Mittel nachwuchsen, immer eine Veranda nach der anderen. Denn kein Besucher verließ ihn, ohne Etwas zur „Fortsetzung der Bauten" zu spenden.

Mittlerweile gelangte der Wanderer mit Josele in eine Art von Allee. Dort war angeschrieben: „Hier sind Sammelbüchsen aufgestellt!" In der That befanden sich an verschiedenen Bäumen eiserne Behälter befestigt, gleich den Sammelbüchsen in Kirchen.

Alsbald gelangten die Beiden zu einer Art von Triumphbogen in chinesischem Stil, auf welchem in Goldlettern geschrieben stand: „Schnorrern ist der Eintritt verboten!"

Der Wanderer hatte sich jetzt überzeugt, daß aus dem Josele der Hohen Tauern ein smart fellow geworden sei und derselbe sich an den Brüsten der Gesittung der Zukunft vollgesaugt hatte. Er konnte sich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob er noch zeitweilig in dem Büchlein „Von der Güte Gottes" lese und ob ihn noch Skrupel in Bezug auf den Inhalt der Bußpredigten plagten wie damals. Der Josele antwortete mit einem überlegenen Lächeln. Der Wanderer aber zog seinen Beutel, und der Ausdruck in den Mienen des Josele, als dessen Inhalt zum Vorschein kam, läßt ihn noch bis heute darüber im Zweifel, ob er in den Augen des einstmaligen Schafhirten als Schnorrer gilt oder nicht.

Die Landung der Argonauten.

Mit einem Freunde, der in dem Gelände, an welchem die Römer vor mehr als einem Jahrtausend aus Afrika, aus Andalusien und Syrien in die Sommerfrische gingen, der Flur von Aquileja, ein palastähnliches Landhaus besitzt, durchschritt ich einst die abgelegenste Halle seines Besitzthums. Es waren da allerlei Gemälde an den Wänden und Bücher in den Kasten. Das übergroße Gemach machte einen Eindruck voll Traurigkeit, den die Cypressen verstärkten, die starr vor der Flucht der Fenster aufragten.

Ich war von der Hitze schlaftrunken, getraute mich aber in dem fremden Hause am hellen Tage nicht niederzulegen. In der blendenden Luft wandelte mich die Lust an, die Augen wenigstens halb zu schließen. Der Freund sprach leise oder es schien mir nur so — vielleicht war der Sinn des Gehöres so schläfrig wie der des Auges. Seine Rede verwehte mir fast mit dem Summen der Bienen und Wespen, welche über den Berg-Saturei und das Melissenkraut schwirrten, von denen draußen der Boden bedeckt war.

Unter den Bildnissen an den Wänden zeichnete sich das eines alten Mannes aus, der in schwarzer Tracht, stehend, dargestellt war. Nicht nur das Gewand, sondern auch die Gesichtsbildung zeigten die Gestaltung des sechzehnten Jahrhunderts, das Zeitalter des Columbus, des Camoens, des Walter Raleigh, des Tycho de Brahe. Die Augen des Mannes waren auf einige Pergamentrollen und auf einen runden Spiegel gerichtet. Die Malerei zeigte, daß auf der Rückwand des Spiegels irgend ein Stoff, mit geheimnißvollen Zeichen beschrieben, aufgeklebt war.

„Das war ein seltsamer Patron," hub mein Freund an. „Er hinterließ den Ruf eines Astrologen und Geistersehers."

Um ihn zu betrachten, trat ich näher. Durch das Fenster nebenan fiel ein Lichtstrahl von einer im Garten zwischen Blumen aufgestellten Spiegelkugel gerade auf meine Augen und blendete mich, daß ich Mühe hatte, die Gestalt auf der Leinwand zu unterscheiden. Ich war schier das, was man in der Sprache unserer heutigen Beschwörer hypnotisirt nennt.

Mein Freund war zu einem Bücherbrett gegangen und brachte mir, während statt des Mannes mit dem seltsamen Aussehen rothe, runde Flächen vor meinen Augen herumtanzten, ein in Leder eingebundenes Manuskript. Mochte Derjenige, der die Blätter beschrieben, ein Schwarzkünstler gewesen sein, seine Kunst hatte sich nicht auf die Erhaltung der Tintenfarbe erstreckt. Ich sah nur gelbgrüne Züge auf den Blättern.

Unter allerlei astronomischen Arbeiten fanden sich Sonette und Terzinen eingestreut. Dann fand ich eine lange Beschreibung des Wunderflusses Timavus, welcher in der Nähe des Palastes aus der Karst-Unterwelt hervorbricht. Sie führte den Titel »Ad Ledaum Timavum«. Seltsamer Weise brach die Prosa plötzlich ab und ging in eine Art von Heldengedicht über, welche aus Ottave rime in der Weise seiner Zeitgenossen Alamanni oder Dolci zusammengesetzt war.

Wohin ich mich wendete, die Verse zu lesen, verfolgte mich das peinigende Glitzern. Es war ein Sommer voll Feuer und allgegenwärtigem Schein.

Der Freund hatte mich verlassen. Ich sah ihn bald im Garten, wo er an einem marmornen Brunnen, der zerfallen war, ungeduldig die weiße Venus auf der Meermuschel von der Umarmung der Stechwinde befreite, die sich mit ihren rauhen Stengeln der Göttin bemächtigt hatte und deren rothe Beeren wie Blutstropfen auf dem Leibe lagen.

Ich nahm die Gelegenheit wahr, mich auf das Ruhebett zu setzen. Im vergilbten Bande zog mich zunächst der Name des Timavus an. Dieser Fluß ergießt sich in drei Armen, nachdem er viele Meilen in unterirdischen Gewölben zurückgelegt hat, wenige Schritte von den Thoren, durch welche er ans Licht hervorbricht, ins Meer. Alte Schriftsteller haben ihn deshalb die Quelle des Okeanos geheißen. Eine Stunde vorher hatte ich selbst mit dem Freunde die drei Thore besucht und dabei manch Wunderbares angehört, was er über die Nacht der Hallen, durch welche der Fluß rauschte, zu erzählen wußte.

Aus den Buchstaben der Handschrift erhellte mir aber, was ich nicht wußte, daß Jason, auf dem Schiffe „Argo" von Kolchis heimkehrend, auf diesem dunklen Strome gefahren war. Nichts war deutlicher als die Schilderung. Als sie am Ufer des großen Sees von Nauportus das feste Land erreichten, dort, wo jetzt das verlassene Ober-Laibach am Waldrand steht, trugen zwölf der Genossen die „Argo" über das finstere Gebirge und in die tiefe Schlucht hinab, durch welche heute der Timavus, dort Reka geheißen, in hohem Portale zur Nacht eingeht.

Alles wurde lebendig. Die Wilden, die dort versammelt waren, schrieen den Hellenen Drohworte zu. Die Barbaren, welche sich dem hellen Wasser zu Liebe dort angesiedelt hatten, griffen sie mit Speeren an. Doch wichen sie scheu zurück, als sie die Harfentöne des Orpheus vernahmen und den jugendlich schönen Hylas erblickten, den sie für eine vom Himmel herabgestiegene Erscheinung hielten. Die Weiber warfen sich ihm zu Füßen, und wenn es auf manche der Jungfrauen angekommen wäre, so würden die Quellnymphen des Stromes Askanios, die später den lieblichen Knaben verlangend in die Tiefe hinabzogen, um ihre Beute betrogen worden sein.

Als die Genossen das finstere nächtliche Thor sahen und das Rauschen der Strömung vernahmen, schauderten sie zurück, wie damals, als sie durch die zermalmenden Felsen der Symplegaden fuhren. Da hob aber das dodonäische Eichenholz, welches in das Vordertheil des Schiffes eingefügt war, zu reden an und ermahnte sie, den Fluthen sich lieber anzuvertrauen, als den Barbaren, zu welchen niemals eine Kunde von den lichten Göttern gedrungen war. Es weissagte ihnen nach schlimmer Fahrt durch das Dunkel eine Ankunft am Strande weiter Unendlichkeit, unter wolkenlosem Himmel.

Atalanta, nächst der Medea das einzige Weib auf dem Schiffe, fürchtete sich vor dem Eingange in die Nacht des Flusses, als ob sie in die Wirbel der Charybdis hineingetrieben würde. Sie wurde aber vom scharfsichtigen Lynkeus getröstet, der ihr schwor, er sehe das Ende des finsteren Ganges, und Amphiaraos, der weissagende Held, schilderte ihr, wie er sie schon in den Armen des herrlichen Milanion erblicke, der sie auf der Lorbeer-Insel erwarte. Da beruhigte sie sich und betrat das Schiff.

Die Barbaren, welche das Karstgebirge bewohnten, kannten kein Feuer. Vom Raube des Prometheus war zu ihnen noch kein Funke gedrungen. Sie lebten wie die Hyänen und Luchse ihrer Höhlen und folgten dem Wilde auf seinen Wanderungen. Das Staunen, welches sie beim Anblicke des goldlockigen Hylas ergriffen hatte, verwandelte sich in Ehrfurcht, als sie das Licht der Fackeln erblickten, welche Jason vor dem Eintritte in die Unterwelt anzündete, um die Bahn der „Argo“ zu beleuchten.

Bald loderte auch eine Flamme auf dem Altare. Orpheus, der goldharfige Vater der Gesänge, erhob beim Klange der Saiten, die ihm Hermes geschenkt hatte, ein Loblied auf die Dioskuren, die siegreichen Söhne des Zeus. Als diese Stimme

erklang, standen nicht nur die Wilden des Gebirges Karst regungslos da, sondern es tauchten aus der Fluth des Timavus Fische auf und einige Eichen wanderten verzaubert an das tiefe Stromufer hinab.

Ueber den Göttern vergaßen die Hellenen der elenden Menschen nicht. Jason spendete ihnen einen Feuerbrand vom Opferaltare und ermahnte sie, das herrliche Geschenk wohl zu hüten. Die Barbaren schleppten einen Hügel von Hölzern herbei, zündeten denselben an und Jeder nahm sich brennende Späne mit in seine Felsenhöhle. Allenthalben wurde das Dunkel verscheucht. Den Frauen, die Knochen von Thieren als Schmuck trugen, spendete er eherne Spangen, auf welchen schöne Gestalten sichtbar waren. Körner wurden ausgetheilt und ihnen bedeutet, die Gabe der Demeter in die Erde zu pflanzen. Und um ihnen die Herrschaft über die reißenden Thiere zu sichern, gab ihnen Meleager eherne Lanzen.

Noch wurde, bevor sie in die Gewölbe eindrangen, welche nie ein Schimmer des Tages erreichte, ein Loblied auf Apollo, den Strahlenwerfer, gesungen. Dann verschwanden die Fackeln vor den Augen der Barbaren und das Schiff trieb mit der Fluth in die Gänge, deren Wände ihnen den Wiederhall vom Rauschen der eingezwängten Wasser zuwarfen.

So viele Männer auf dem Deck der „Argo" saßen oder standen, so viele Schatten bewegten sich an den Gewölben hin. Hier und dort traf sie ein Triefregen, eine Quelle, die sich von der Oberwelt in den Timavus ergoß. Es war Keiner da, den es nicht wie Schauer überlief. Wohl hatten sie Todesgefahr überstanden durch die stymphalidischen Raubvögel, und den Drachen im kaukasischen Haine des Ares gesehen, aber niemals waren sie von solcher Nacht und so wilden Wassern umringt worden.

Tilphys, der Steuermann, lenkte das fünfzigrudrige Schiff durch die Wellen. Mit Mühe verstand einer der Helden die Worte des anderen, da die Stimme vom Brausen des Wassers verdrängt wurde. Manchmal flatterte es durch die Luft, und Kalais, der Sohn des Boreas, der an thrakischer Küste die Harpyen verjagt hatte, erhob sich, die schwebenden Ungethüme zu haschen. Doch waren es nur Tauben, durch Schatten an der Wand um das Vielfache vergrößert, welche der nie gesehene Fackelschein aufscheuchte.

Plötzlich dröhnte es, daß es schien, als ob das hohe Gewölbe, dessen Decke hier und dort unsichtbar wurde, zusammenstürzte. Lynkeus, der Lootse, erblickte trotz des ärmlichen Lichtes, welches die Fackeln vorauswarfen, Schaum und Felsen. Hier bildete der Timavus einen Sturz.

Sofort leitete er das Schiff nach einer Insel vor dem Wasserfall. Dieselbe war blühweiß, als ob eben Schnee darauf sich niedergelassen hätte. Zum ersten Male drückten sie Menschenfüße.

Alle Helden stiegen heraus und einige nahmen die „Argo" auf die Schulter. Peleus, der Vater des Achilles, und Telamon, Vater des Aias, zeigten ihnen voranschreitend die Furth durch die Wellen. Euphemos, der Untersteuermann, trug Atalanta, die ihre Arme eng um seinen Nacken schlang. Jenseits des Sturzes war wieder eine weiße Insel, auf beiden Seiten vom Flusse bespült. Während Typhys die „Argo" steuerte, gingen die Genossen neben dem Schiffe her auf der weißen Insel fort.

Nachdem sie sich eine geraume Strecke vom Wasserfall entfernt hatten, legte sich allgemach das Brausen, und die Genossen vernahmen wieder ihre Rede. Sie gelangten an die Spitze der weißen Insel und waren daran, das Schiff zu besteigen, als ihnen Medea, die bisher schweigsam gegen das

Gewölbe emporgeschaut hatte, Ruhe gebot. Sie nahm einem der Fackelträger die Leuchte aus der Hand und zündete Räucherwerk an, welches sie daheim aus dem kolkischen Tempel der Hekate genommen hatte. Der Rauch zog sich in die Höhe, bis zur matt sichtbaren Felsendecke hinauf, und im Wiederschein der Fackeln erblickten die Helden Etwas, wie es ihnen weder auf der wolkenverhüllten Insel der Demeter, die am Ende des Okeanos liegt, noch an der Küste der Giganten begegnet war.

Alle glaubten, im Rauche jener ehernen Riesen Talos wieder zu erblicken, der sich selbst am Strande von Kreta glühend gemacht und die Argonauten durch seine Umarmung tödten gewollt hatte. Damals waren sie von Medea gerettet worden, indem sie ihn durch einen Zaubertrank wahnsinnig machte. Und jetzt erschien er wieder. Aber er hatte zwei große glührothe Augen, zur Seite zischten ihm Dampfsäulen aus den Hüften und an der Stelle der Hände und Füße bewegten sich mächtige Räder. Hinterher schleppte er lange viereckige Kasten, mit Fensteröffnungen versehen, aus denen allerlei Menschen herausschauten, die sich den Leib von unten bis oben mit nie gesehenen Gewändern bedeckt hatten und selbst auf dem Kopfe noch Etwas wie ein kleines Dach trugen. Dann ertönte ein schriller Ruf und all das verschwand mit Gedröhn in der Finsterniß.

Alle schauten verwundert darein, nur Amphiaraos, dem die Gabe des Vorauswissens verliehen war, sagte: „Wenn die blinde Zeit einmal selbst die Olympischen verschlungen haben wird, dann fahren die Menschen mit solchen Wagen. Gerade dort oben, über uns, auf den Felsen, unter welchen ungesehen der Strom dahinfließt, werden sie in diesen Kasten dahinjagen. Der eiserne Weg oben wird sich durch die Felsen schlängeln, wie unser Fluß. Dann werden sie aber von den Göttern nichts mehr wissen."

Um das Schaudern zu verjagen, welches sich bei diesen Worten Aller bemächtigt hatte, griff Amphion zu den Saiten. Wie einst bei seinem Spiele die Felsen von selbst sich zusammenfügten, um die thebanische Burg Kadmea zu bauen, so erhoben sich vor den Helden wunderbare Säulen. Glänzend und blitzend, an Farbe dem sonnenbeschienenen Schnee gleich, senkten sie sich von den Gewölben herab oder hoben sich langsam zu ihnen empor. Hunderte von Thorbogen und Schäften wurden von der Fackel angeröthet. Es schien, als wären sie von herabfallenden Wassertropfen gebildet worden.

So fuhren sie, eines schönen Endzieles sicher, getröstet durch die Nacht, über die unruhigen Wasser. Noch einmal mußten sie das Schiff durch Schaum und Wellen tragen, wo sich eine Stromschnelle vor ihnen aufthat. Manchmal auch zwängten sie sich mühevoll durch den plötzlich verengerten Gang.

Endlich gelangten sie zu einer Weitung, in welcher der Fluß sich zu einem See ausdehnte. Da sich das Wasser dort nicht mehr bewegte, so konnten sie auf den Grund schauen und erblickten in schwindelnder Tiefe die Steine auf ihm, während sie selbst in der Luft zu schweben vermeinten. Aber von diesem See zogen sich viele enge, mit Wasser angefüllte Schluchten weiter in den Berg hinein, und wäre Lynkeus nicht gewesen, wer weiß, ob es ihnen gelungen wäre, unter den Galerien den Eingang der richtigen Wasserstraße aufzufinden.

So vergingen Tage, die Wege der Unterwelt wurden immer verwirrter, schon begannen die Genossen zu murren und zu zagen. Am lautesten wurden die Klagen, als sich ihnen plötzlich eine Felsenwand entgegenstellte, an der sich das Wasser staute und kein Abfluß zu erspähen war.

Selbst Lynkeus strengte die Augen vergebens an. Stumm und niedergeschlagen saßen sie in dem stillstehenden Schiffe.

Die Wände wiederhallten von den Angstrufen der Atalanta. Da ließ sich plötzlich ein Rauschen vernehmen wie Meeresbrandung, und es erhob sich ein Wagen aus dem Wasser. Vorne waren fischschwänzige Rosse, auf der Muschel des Wagens aber stand ein wunderlicher Mann, dessen Haare und Leib von hellgrünen Algen bedeckt waren.

Das Alles sah nur Jason. Die Uebrigen nahmen nichts wahr, als ein Aufbrausen des Wassers. Dieser allein erkannte ihn und rief: „Du bist Glaukos, der Alte, der einst dieses Schiff, die »Argo«, gebaut hat. Du lebst in der Tiefe des Meeres und verkündigst uns dessen Nähe!"

Der Alte nickte, die Rosse peitschten die Fluth mit ihren blauschwarzen Flossenleibern, der göttliche Wagen wendete sich gegen die Tiefe der Wand und seinem Schaum nach schwamm die „Argo", daß die Felsen links und rechts wie ein Traumgesicht an ihr vorüberschwebten.

Und als Alle wieder recht zur Besinnung kamen, da dämmerte es blau in die Hallen herein und draußen glitzerte es auf dem endlosen Wasser, weil eben die Königin der Meere, Aphrodite, mit den Silberfüßen über die weite Thalatta schritt.

Saitenspiel begrüßte den Tag. Alle sprangen auf die blumige Insel hinaus, um welche der Fluß Timavus rauscht, bevor er sich mit dem Meere vereinigt.

Jason sagte: „Hier wollen wir, von dem Gange durch die Finsterniß erlöst, Serapis, dem, der bis über die Schwelle der Unterwelt leuchtet, einen Tempel bauen . . . ."

In diesem Augenblicke hörte ich die Vesperglocke von San Giovanni di Duino, in dessen Kirche der Tempel des Serapis umgewandelt worden ist. Zugleich rief mir mein Freund aus dem Garten herauf.

Rasch erhob ich mich vom Ruhebette und eilte hinab. Die drei Arme des Timavus glänzten im Lichte der Abendsonne.

„Das ist ein Fluß, der es Denen anthut, die jemals an seinen Pforten gestanden sind," sagte ich.

„Ja, er ist wirklich eine Wohlthat für die wasserarme Gegend," erwiderte mein Freund. „Die Mühle, die er früher trieb, steht jetzt freilich still — ich glaube, die Fiumaner Dampfmühle hat ihr zu viel Konkurrenz gemacht. Dagegen werden wir eine Anstalt bekommen, in der Reis geschält wird. Es wäre auch ein guter Motor für elektrische Transmission. Trachten wir übrigens, daß wir den Triester Abendzug nicht verfehlen!"

Das Manuskript habe ich später nie wiederfinden können. Ich glaube jetzt, daß ich damals mehr in den auf dem Bilde dargestellten Erdspiegel geschaut habe, als auf trockene Blätter. Freilich ist es wahr, daß man neben dem Serapis-Tempel Reis schälen wird und jetzt schon nicht weit davon weg Dynamit macht, aber ebenso wahr ist es, daß im Volke lebendige Ueberlieferung sich regt von der Fahrt des Wunderschiffes und daß es an eine mächtige Zauberin und Königin glaubt, die noch heute im Medeaberge ihr Wesen treibt. Und ebenso wahr ist es, daß der Fluß durch die Erde fließt und in den Gewölben die weißen Säulen stehen, eine zu Stein gewordene Klangwelt orphischer Leier.

Deutsche Burgen in Friaul.

Ich habe diese Zeilen nicht mit der Ruhe zu schreiben begonnen, welche Demjenigen ansteht, der ungebundene Rede als Stoff zur Darstellung von Landschaften benützt. Es beherrschte mich eine Empfindung, für welche ich keine auslangende Bezeichnung weiß. Sie verhält sich zur Klage, wie ruhiges Anschlagen der Wasserfläche an den Strandkieseln gegen den Rückprall der Brandung. Es galt der Erinnerung an alte Siedelungen unseres Volkes, die vergessen und verschollen sind.

Als ich die Gänge machte, in deren Umgebung die Zeilen einladen, hielt ich mich fast immer in den Fußtapfen eines Bahnbrechers. Es begleitete mich ein schönes Buch, das alle Deutschen, insbesondere aber die des bairisch-österreichischen Stammes angeht. J. v. Zahn, Vorstand des Landesarchivs zu Graz, hat es geschrieben. Es heißt: „Die deutschen Burgen in Friaul. Skizzen in Wort und Bild.“ Verlegt haben es Leuschner und Lubensky in Graz, die Zinkätzungen haben Angerer und Göschl in Wien hergestellt, das schöne Papier aber ist bei Kandler im bairischen Deggendorf geschöpft worden. So ist das Gewand würdig ausgefallen. Von der Kunst des Verfassers werde ich später reden.

Das Friaul ist durch den Pontebba-Weg der österreichischen Staatsbahn uns vor die Thür gerückt, und Viele lassen sich auch im Eilzuge durch das große Gebirge hinab gegen Venedig fahren; doch zu zählen sind diejenigen Deutschen, die im Laufe eines ganzen Jahres zu Moggio, Venzone, Gemona oder Artegna aussteigen. Vielleicht hat der Reisende hier und dort von der wilden Pracht der Schluchten an der Fella und von der Anmuth der Voralpen gelesen. Doch er durcheilt sie

schlaftrunken, und da er morgen, kraft seiner Rundreise-Fahrkarte, schon in Mailand, Bologna, Genua sein kann, so kommt es ihm nicht bei, hier seine Zeit zu „opfern".

Von Zahn habe ich gelernt, daß Spengenberg am Tagliamento, welches jetzt Spilimbergo heißt, die stattlichste sei unter den deutschen Ansiedelungen. Ich nehme also den Leser sofort dahin mit.

Zu diesem Behufe wird Derjenige, der an Zeit sparen will, mit der Eisenbahn nach Casarsa fahren und dann auf dem rechten Ufer des Tagliamento binnen zwei Stunden sein Ziel erreichen. Wer aber das schöne San Daniele und Anderes bei der lockenden Gelegenheit mit als Wanderbild heimbringen will, der verlasse mit mir schon zu Udine den Schienenweg.

Bei unseren Ahnen hieß Udine Weiden. Und mit diesen Ahnen, sagt unser kenntnißreicher Führer Zahn, sind nicht unsere älteren Vettern, die Longobarden, gemeint, noch unsere jüngeren, die Franken, sondern unsere wirklichen Väter, die Baiern, und jene deutschen Leute, welche sich nach Kärnten zuerst verpflanzten.

Und während wir zur Porta Poscolle hinaus unserem Ziele entgegenschreiten, stehen die Erinnerungszeichen an die alte bairische Kärntnerheimath vor uns. Da schaut die Spitze des Jof di Montasio hervor, die auch von den Villachern gesehen wird, und die Kellerwand gemahnt uns an das grüne Gailthal, an das lustige Mauthen und die kühle Luggau.

Was wir zunächst um uns herum sehen, ist von jener stillen, kraftvollen Welt so entfernt, wie die wälschen Laute von der Rede jener alten Ansiedler zu Glemaun, Peuschelsdorf und Weiden. Da steht, den Hohlweg mit seinen Maulbeerbäumen und wurmähnlich gekrümmten Hölzern, an denen der Telegraphendraht hängt, hier und dort unterbrechend, eine vorkommende signorile Villa mit moosbedecktem Portal und

verrostetem Eisenwappen, auf Hügelrücken zieht sich eine Procession von Cypressen hin und dort hat der gelbsichtige Colono sein thurmähnliches Heim mit den grauen Halmen und silberigen Blumenrispen des Schalmeienrohres verschlossen.

Wunderlich dünkt uns das, wenn wir auf dem Umschlage von Zahn's Büchlein die Karte des Cellarius anschauen und rund um uns Richimwald, Solimberg, Newenhaus, Mosach, Starhemberg, Großenberg, Promberg, Haumberg und Partinstein finden. Das stimmt Alles nicht mehr zusammen.

Aber etwas Anderes gemahnt ans Baiernland. Wenn man Martignacco, das alte Castell Moruzz und Fagagna hinter sich hat und gegen die Berge schaut, so glaubt man sich auf einer der schönsten Stellen der Hochfläche zwischen Isar und Amper zu befinden. Wie's dort durch die Eschenloher Berggasse ins Werdenfels zum Kramer- und Wachsenstein hineingeht, so klafft hier das Fellathal, durch das der Pontebba-Weg gelegt ist, und drüben die andere Koulissenflucht, die des Isonzo, und so geht es da zum Kru und Matajur, und wie dort aus dem Osten der Wendelstein hereinschaut, so hier vom Westen der Monte-Cavallo von Pordenone oder Portenau.

Auch ist auf den breiten Kämmen dieser Bodenwellen, die das nahende Gebirge andeuten, der Pflanzenwuchs ein anderer als in den tieferen Thalböden. Dort oben sind Wiesen und Buschwälder. Es ist Norden, wie um Isseldorf oder Murnau.

Oben auf den Wellenkämmen Wiesen und Wald mit weiter Fernsicht, unten Maulbeer- und Feigenbäume mit Mauerwerk und Gießbächen.

Ein solcher ist der Wildbach Cormor, im Herbste nur ein schneeweißer Geröllstreif. In den Falten liegen die Dörfer mit ihrem Gemengsel von palastähnlichen, verwilderten Villen und Hütten, mit ihren Kaffeehäusern, in deren Billardraum die Maishaufen aufgeschüttet liegen und die Bildnisse des

Ré Galantuomo oder der lokalen Martiri d'Italia mitleidsvoll auf den Fremdling herabschauen, der den Vino Nostrano hinabzuwürgen hat.

Während wir zu der hochgelegenen Warte von San Daniele hinaufsteigen, mag Zahn das Wort führen. Er sagt: „Der angenehme Flecken San Daniele klettert an drei Seiten einen Hügel hinauf, den höchsten in einer Gruppe, welche in der Eiszeit durch die Gletscherbewegung vom Hochgebirge des Hintergrundes brockenweise losgelöst und in die Ebene vorgeschoben worden ist. Ihre sanften Höhen und grünen Thäler bilden heute den Liebreiz friaulischer Tieflandschaft. Besteigen wir den Glockenthurm des Ortes oder das obere Schloß, oder auch den Gartenvorplatz des unteren und nehmen wir Augenschein von dem Schauplatze, auf dem wir dann von Ort zu Ort festen Spuren unserer Väter folgen. Unzählbar fast ist die Menge der Burgen des Landes. Von der Landschaft Carnien, dort hinten links im Norden im vollen Gebirge, wollen wir schweigen. Namentlich reich daran ist die kleine Hügelwelt, die von San Daniele beherrscht wird: sie eignete sich durch ihre bequemen Kuppen vorwaltend für solche Anlagen. Doch merkwürdig genug, in diesen Mittelstrichen zwischen den beiden Bergrahmen findet sich nicht eine deutsche Burg: alle sind sie auf die Ränderhöhen des Landes hingestellt, wie an den inneren Klingenkanten einer offenen Scheere, oder wie an zwei Fäden, deren Knoten in Peuschelsdorf (Venzone) saß. Blos dort im Südosten ist eine, aber doch gleichfalls auf einem Hügel, vorgeschoben gewesen, und weiter unten, im eigentlichen Flachlande, wo der Tagliamento zum Meere drängt, stand eine einzige: sie fraß der Strom.

„Otto der Große (952) fand es für nöthig, Friaul mit der Mark Verona und Treviso dem deutschen Reiche zuzuschlagen und mit Baiern zu vereinigen, das auch Kärnten beherrschte.

„Wir kennen im Ganzen die edlen Familien bajuwarischer Abkunft sehr wohl, die sich in jenen Tagen auf dem Gebiete um den Tagliamento niederließen. Da ist zuvörderst zu Ende des zehnten Jahrhunderts Herzog Heinrich von Baiern, dem unter Anderem Sacile gehört; bald nach ihm ein Graf Ozi, wahrscheinlich dem Geschlechte der bairisch-kärntnerischen Grafen von Treffen entstammend, der Naun (Cardenons) besitzt, und sein Gutsnachbar, der obersteierische Graf Turdegowo, als Herr von Naunzell. Die kärntnerisch-wendischen Grafen von Zeltschach, ein Graf Friedrich, Sohn eines Grafen Eppo, die Herzoge von Kärnten aus dem Hause Eppenstein, Graf Burkard von Mosburg, Markgraf Ulrich von Toscana, die Grafen von Peilstein, die Freien von Machland aus Oberösterreich, die Grafen von Tirol, von Ostenburg, von Sponheim und von Görz — alle diese sind bis ins zwölfte Jahrhundert Großgrundbesitzer im Lande Friaul geworden. Wer da aus bairischen Gauen daher kam, that es im Allgemeinen zu persönlichem Dienste, und mit dem Stücke Land oder der Hube, die ihm sein Herr lehensweise überließ, fügte er sich der eingeborenen Bevölkerung ein oder er saß mit Anderen zusammen auf einem Schlosse und half dort seinem Herrn die bäuerlichen Abgaben sammeln und auch verzehren und gelegentliche Feindschaften mit dem Stahl ausgleichen."

Das Weitere mag sich der Leser von Zahn selbst erzählen lassen. Ich selbst wünsche dem Leser, daß er, gleich dem trefflichen Autor, welcher, mit liebenswürdigem Wortspiel auf Virgil's Autenor hindeutend

. . . potuit mediis elapsus archivis
Illyricos penetrare sinus . . . .

und mit Freuden an das sonnige Land zurückdenkt, auch einmal eine Ferienzeit ausnütze, um vom Wunderstrome Timavus aus zum alten Mauerwerke Amalarich's von Neuhaus oder

des Spengenberger Löwen vorzudringen. Thut er das, so rathe ich ihm, es zu machen, wie Zahn und ich es gemacht haben, und bei „Philemon und Baucis“ zu San Daniele sein Quartier aufzuschlagen. Der Geschlechtsname ist, nach der Eiche, Roreré, und es ist gut dort sein.

Ich nehme nun meine eigenen Wanderungen wieder auf.

Gleich außerhalb der Mauern von San Daniele sieht man in der Tiefe den Tagliamento glänzen. Jenseits erhebt sich Spengenberg, aber Brücken sind nicht zu erspähen. Ja, wenn da Brücken sein sollten, so müßten sie so lang sein, wie die von Mestre. Die vier Kilometer Geröll, mit denen die Thalsohle angefüllt ist, deuten auf die Breite der Wasser zur Zeit ihrer Ueppigkeit, und das gleißende Rinnsal inmitten des Gerölles auf die Schwäche des Flußgottes unter dem wolkenlosen Herbsthimmel. Das ist ein seltsames Gehen in diesem Flußbette. Hier und dort sieht man Radspuren von Wagen, die sich zu den Ueberfuhrbarken hin bewegen und sich mit den Rossen übersetzen lassen, Geröll und Schlamm liegen herum und weiße Bergspitzen schauen aus der Ferne her.

Die Schotterfelder blenden wie Schnee, und die Haufen von morschem Triftholz, die an mancher Stelle abgelagert sind, bieten dem Auge erwünschte Unterbrechung. Gewellter Sand, übrig gebliebene Lacken decken manchmal den Kies zu.

Wagen werden entweder auf die breite Fähre gebracht oder sie begnügen sich, bei spärlichem Wasser, mit einem Führer, der sie durch die Furth geleitet. Dem Fußgänger würde jetzt, wo der Fluß auf den niedrigsten Stand herabgesunken ist, das Wasser bis nahe an die Achseln reichen. Reißend jagt die himmelblaue Fluth vorüber — reineres Wasser giebt es nicht, es dünkt uns ein mächtiger Quellenstrahl, und der Verlockung des Trinkens wird nicht widerstanden.

Geräuschvoll gleitet die Barke ans andere Ufer. Für Fluß-

ufer hält der Wanderer den Erdrand. Doch nimmt er, auf der weichen Rasendecke angelangt, alsbald wahr, daß er sich auf einer Insel befindet. Dünner Graswuchs, hie und da eine rothe Nelke — dann fängt wieder das Wasser an, diesmal aber ohne Barke, und der Reisende nimmt ein Fußbad im Tagliamento.

Auf dem Hügel von Spilimbergo gelangt er wieder in die Baumfrische und kurz anklimmend in das weite Castell, das alte Bollwerk des Herrn von Spengenberg. Zahn berichtet, daß es ein übermüthiges und wildes Geschlecht war. Richhild von Spengenberg, eine Frau, schlug die Hilfsvölker des Patriarchen von Aquileja.

Ich halte mich an die Bilder im Burghof. Nicht an die halbverwischten Fresken des Pordenone und anderer Maler, sondern an die lebenden. In den Hof glänzt von unten herauf der Tagliamento, weil im Süden die Burg eingestürzt ist, und auch der Osten des Mauerwerkes wäre zum Ufer hinabgefallen, wenn man ihn nicht gestützt hätte. Eine Kuh brüllt zum Balkon hinauf, auf dem vielleicht einmal jene kunstgeübte, in erster Jugendblüthe gestorbene Irena da Spilimbergo stand, deren Bild ihr Lehrer Tizian malte. Wo sich das mächtige Portal aufthut, dort haust heute das Gericht und dort sind die Kerker.

Rings um die Burg herum zieht sich der grüne Graben, in dem Reben gedeihen und Grillen zirpen. Im weitesten Halbkreise gegen Norden stehen die Alpen da, hier und dort in allerhand grellen Lichtern unter der Sonne aufleuchtend, durch die Burgbresche hindurch öffnet sich eine Fläche, in welcher der Fluß mit dem Meere undeutlich sich vereinigt.

Indessen ist noch manches Andere um das Gemäuer von Spengenberg herum zu sehen; da ist der Palast Nascimbeni, dessen „wohlgeborenen“ Herren es gefiel, in griechischer

Inschrift anzudeuten, in welchem Jahre ihr den Gästen und Freunden gewidmetes Xenodochion vollendet (τετελέσμενον) worden sei. Man darf auch den Dom nicht vergessen mit dem schönen Portal und die in seltener Weise von Baumwuchs und Gras bedeckte Piazza zwischen dem Burgfried oder der Altstadt und der Burg. Hier steht auch eine spitzbogige Loggia, in welcher sich das Theater aufgethan hat.

Unter den Wölbungen dieser Laube oder Pergola ist ein offener Raum, welcher, wie Zahn verräth, vielerlei Zwecken diente. „Hier sammelten die Herren von Spengenberg ihre Lehensleute und deren Bewaffnete, und die Pergola diente ihnen als Dingstätte, denn in die Burg selber Mannen oder Bauern zu allen Zeiten vorzulassen, war nicht gerathen. Daher kamen die Bauern hierher vor die Schloßherren zu Gericht, hier windet sich der Weg von der Ueberfuhr des Tagliamento herauf, und Alle mußten durch diesen Burgfried und erhielten Geleite und gaben Mauth und Zoll und was sonst diktirt war, an der Pergola."

Die Burg Spengenberg beherrschte die große Handelsstraße von Pontafel nach Porto Gruaro. Zahn vergleicht ihre Lage mit der von Judenburg, St. Veit und Villach. Jetzt ist die alte Straße verlassen, aber schon zeigt sich auch hier wieder die Neigung der neuen Verkehrswege, sich dem Laufe der alten anzubequemen. Schon ist ein neuer Schienenweg abgesteckt, welcher jenem alten Verbindungswege folgt und sich von Casarsa aus über San Daniele nach Gemona ziehen wird. Damit ist die Entfernung zwischen Venedig und Wien abermals nennenswerth abgekürzt.

Außerhalb des Burgfrieds oder Borgo Vecchio dehnt sich die zierliche Neustadt von Spilimbergo hin. Hier siedelte sich Alles an, was nicht unmittelbarer Höriger war oder Handwerker oder Bewaffneter. Das ist jetzt ein sehr sauberes

Städtchen und in einer Seitengasse steckt die nette Locanda des Travesini, deren Faktotum wohl als der beste Führer gelten mag zu den deutschen Burgen im Lande Friaul.

Nördlich von Spengenberg, jenseits Pinzan, liegt auf einem Felsen über Gräben und Einsenkungen das halb zerstörte Mauerwerk von Neuhaus, jetzt Castelnuovo geheißen. Wir nehmen den Rückweg über Pinzan. Es ist eine Garten- und Wiesen-Landschaft mit knorrigen Weidenklötzen am Straßenbord, welche Kahlköpfen mit wenigen abstehenden struppigen Haaren gleichen. Wasser plätschern durch die fruchtbaren Anger.

Um Valeriano herum breitet sich das Gefilde wie ein Park aus. Die Kirche wird durch einen hohen Campanile angedeutet und die Außenseite schmücken Fresken des Pordenone. Dann geht es meist durch Wald mit Aussicht über Höhen und Tiefen Neuhaus zu. Nirgends ist die Voralpenlandschaft schöner als auf diesem Wege. Unter uns ziehen sich fruchtreiche Mulden und karstähnliche, doch pflanzenbedeckte Trichter in die Erde hinein, im Hintergrunde aber glänzt das Hochgebirge von der Brenta bis zu den Triestiner Hügeln.

Neuhaus wird nicht bewohnt. Sein Geschlecht ist schon seit dem vierzehnten Jahrhundert ausgestorben. Das weite Hügelland, in dem die deutschen Burgen stehen, überschaute man nirgends so, als von seinem Thurme aus.

Wir gehen nunmehr über den Tagliamento zurück und steigen deshalb zuvörderst nach Pinzan hinab. Der Vollmond steht neben rothen Wolken und über rothem Gebirge. Wir müssen eilen, denn nach dem Ave Maria sind die Fährleute nicht mehr bei den Barken, die über den Fluß geleiten.

Schon ist fast das ganze Land in Dämmerung versunken, nur der Fluß macht sich erkennbar durch das Wiederspiel des Mondenglanzes. Aber all unsere Eilfertigkeit hat uns nichts

genützt. Nachdem wir, die jäh abfallenden Zickzackwege hinter uns, eine Weile über das klirrende Gerölle geschritten sind, erreichen wir die angebundenen Fähren. Aber es regt sich nichts als die Wellen des raschen Flusses.

Zurück also nach Pinzan hinauf und die Ueberführer geholt. Während wir über den Fluß setzen, erscheinen all die Burgtrümmer auf den Felsen, zwischen welchen dort der Tagliamento wie aus einer Klamm hervorbricht, in der ihnen zukommenden Beleuchtung: der des Mondlichtes. Halb undeutlich, wie ihr Andenken aus der Dämmerung in der Flucht der Zeiten, schauen sie auf den Strom, der rastlos zum Meere rinnt.

Hier müssen wir zweimal auf Barken über den getheilten Strom. Steil aufwärts gehend, erreichen wir durch Hohlwege bald Ragogna, dessen Ueppigkeit einst Venantius Fortunatus schilderte und von wo im siebenten Jahrhunderte Ansfrid in die Ebene hinabstieg.

Jenseits Ragogna dehnt sich der gleichnamige aalreiche See aus und bald schimmert uns im Mondlichte wieder das weiße Gemäuer von San Daniele entgegen.

Dort lockt uns das wirthliche Feuer. Wir nehmen noch einmal unseren anmuthigen Reisebegleiter, Zahn's Büchlein, zur Hand und lassen uns in seiner Weise erzählen, was wir heute selbst gesehen. Auch die Manen Thomassin's zur Kläre, des deutschen Sängers, der in Friaul dichtete, sind diesen Abend bei uns zu Gast, und wir schauen hinaus auf die mondhellen Mauern des Domes und hören seinen Glockenschlag, welcher uns an den Wandel der Zeit gemahnt. Wie dieser Schlag verhallt, so Menschen, Bräuche und Sprachen.

Im Verlage von **Carl Flemming** in Glogau sind ferner erschienen:

Deutsches Alpenbuch

von

Heinrich Noé.

Mit 194 Holzschnitten von A. Cloß und Klitzsch & Rochlitzer

nach Originalzeichnungen von **Th. Blätterbauer** und **G. Sundblad.**

Erster Band (Oberbaiern, Algäu und **Salzkammergut)**
gebunden Preis 10 Mark 50 Pf.

Zweiter Band (Tirol und **Vorarlberg)**
gebunden Preis 12 Mark.

Jeder Band bildet ein selbständiges Buch.

Die „Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung" (Leipzig, Klinkhardt) empfiehlt den Tirol behandelnden Band dieses Buches in nachstehenden Zeilen: „Den ersten Band dieses vortrefflichen Werkes besprachen wir bereits im vorigen Jahrgang. Der vorliegende giebt ihm an farbenreicher, schöner Darstellung und vorzüglicher Ausstattung nichts nach. Es ist durch und durch ein Prachtbuch. Heinrich Noé hat die Alpennatur in ihrer Großartigkeit und Herrlichkeit so tief aufgefaßt, wie kaum ein Anderer. Er führt uns mitten hinein in die wunderbaren Geheimnisse der Gebirgswelt, er schildert uns Land und Leute so frisch und lebendig, man kann sagen so dramatisch, daß wir es mit leibhaften Augen zu sehen vermeinen. Er weicht oft ab von der großen Heerstraße der Touristen, um uns einen Blick in solche Gegenden zu gönnen, die noch unberührt sind von den Auswüchsen moderner Kultur. Der vorliegende 624 Seiten enthaltende zweite Band, der auch für sich ein selbständiges Ganzes bildet, führt uns nach Tirol und Vorarlberg. Ganz vorzüglich sind auch die zahlreichen Illustrationen, 114 treffliche Holzschnitte von A. Cloß und Klitzsch & Rochlitzer nach Originalzeichnungen von Theodor Blätterbauer und G. Sundblad. Sie ergänzen in wirkungsvollster Weise den interessanten Text. Gewiß werden in den bevorstehenden Sommerferien Hunderte von Lehrern die Alpen aufsuchen. Ihnen allen sei Noé's deutsches Alpenbuch aufs Beste empfohlen. Es wird sie in würdigster Weise auf den Hochgenuß vorbereiten, der ihrer wartet, und sie später an die erlebten schönen Tage in angenehmster Weise erinnern."

Elsaß-Lothringen.

Naturansichten und Lebensbilder von Heinrich Noé.

Mit 40 Holzschnitten.

Elegant gebunden 5 Mark 25 Pfennige.

„Das Ausland" empfiehlt das Buch mit folgenden Worten: In geschmackvoller, fast zierlicher Ausstattung tritt uns ein Büchlein entgegen aus der Feder eines Mannes, der mit Eleganz der Darstellung wissenschaftlichen Ernst zu verbinden weiß und das deutsche Publikum durch eine Reihe trefflicher Schilderungen aus der Alpenwelt erfreut hat. Heinrich Noé hat sich diesmal den lachenden Fluren Elsaß-Lothringens zugewendet und bietet uns in seinem neuesten Werke Naturansichten und Lebensbilder, welche, wie er in seiner Vorrede hervorhebt, dazu bestimmt sind, während und nach der Fahrt durch jene Gegenden gelesen zu werden. Nun, auch wer sie vorher liest, wird es kaum bereuen. Das Hauptmoment ist, wie in allen übrigen Schriften des genannten Verfassers, auf die Landschaft gelegt, wobei geschichtliche Daten, Sagen und Charakterbilder der Landesbewohner geschickt eingewebt sind. 40 gelungene Holzschnitte unterstützen die lebendige Schilderung in der wirksamsten Weise.

Aus der Roman-Zeitung. Das Buch ist kein Reiseführer. Es empfiehlt sich vielmehr, vor der Reise von Denjenigen gelesen zu werden, welche eine bestimmte Vorstellung über die Eindrücke gewinnen wollen, die ihrer in den neuen Reichslanden warten. Noé hat Elsaß-Lothringen zu verschiedenen Malen und in den verschiedenen Jahreszeiten durchwandert, und mit dem feinen, sinnigen Blick, der ihn auszeichnet, giebt er meisterhafte Landschaftsbilder und berichtet Züge aus dem Leben und Treiben der Menschen, die jenen Bildern zur charakteristischen Staffage dienen. Dabei ist Noé kein Schwärmer, sondern wägt unbefangen die Erscheinungen ab. Auf diese Weise erhalten wir eine Darstellung der neuen Reichslande, welche von günstigen, wie ungünstigen Vorurtheilen frei ist und den Reisenden vor mancher Enttäuschung bewahrt, ihn aber auch wiederum auf manche bisher verborgene Schönheit jener Lande aufmerksam macht. Das Buch liefert daher einen überaus dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß von Elsaß-Lothringen und darf auch Solchen empfohlen werden, welche nicht zum Wanderstabe greifen können.

Die Hohenzollern und das Reich.

Von der Gründung des Brandenburgisch-Preussischen Staates bis zur Wiederherstellung des Deutschen Kaiserthums.

Von

Fedor von Köppen.

140 Bogen Text mit 180 Holzschnitten, 2 Farbendruckbildern (Reiterportraits Friedrich's des Großen und Kaiser Wilhelm's nach den Originalgemälden von Professor Julius Scholtz) und 12 Karten.

Das Werk erscheint in ca. 32 Lieferungen (jede 4—5 Bogen) à 50 Pf.

Für die würdige Ausstattung hat die Verlagshandlung nicht nur Bilder von hervorragenden Künstlern, wie Adolf Menzel, Bleibtreu, Wilh. Camphausen, Jul. Scholtz u. A. erworben, sondern auch nach erlangter Zustimmung des Herrn **Professor Adolf Menzel auf Vermittelung der Generalverwaltung der Königlichen Museen die Allerhöchste Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers und Königs zur Aufnahme einer Anzahl der ausgezeichnetsten Originalzeichnungen Menzel's aus der auf Veranlassung des Königs Friedrich Wilhelm IV. seiner Zeit veranstalteten Prachtausgabe der Werke Friedrich's des Großen erhalten.**

Wir hoffen, daß dieses nationale Werk in seinen allverständlichen Schilderungen, getragen von dem lebendigen Hauch einer echten vaterländischen Begeisterung, ausgestattet mit den künstlerischen Darstellungen unserer besten Meister, mit einer reichen Fülle von Portraits, landschaftlichen Ansichten 2c. die wärmste Theilnahme in Nord und Süd und über die Grenzen des Reiches hinaus finden, die Herzen für den geschichtlichen Beruf Preußens und Deutschlands begeistern, die Liebe und Verehrung zu dem erhabenen Stamm unseres Herrscherhauses, zu Kaiser und Reich kräftigen, beleben und veredeln werde.

Die Entdeckungsreisen

in alter und neuer Zeit.

Eine Geschichte der geographischen Entdeckungen

mit besonderer Berücksichtigung des 19. Jahrhunderts

von

Gerhard Stein.

Mit 115 Holzschnitten, 4 Aquarellen nach Zeichnungen von E. Berninger und A. Obermüllner und 12 Karten.

Elegant gebunden 18 Mark.

Kann auch in 16 Lieferungen à 1 Mark bezogen werden.

Bücher, wie das vorliegende, dürften in unserem Zeitalter — einem wahren Zeitalter der Entdeckungen — von vornherein eine freundliche Aufnahme finden. Das Werk ist für die weitesten Kreise, auch für die Jugend berechnet, in populärer anregender Weise geschrieben, mit Vermeidung detaillirter Angaben von Quellen. Der Verfasser beschränkt sich auf die Darstellung der wirklichen Entdeckungsreisen, besonders derjenigen des 19. Jahrhunderts; man wird also rein wissenschaftliche Reisen, wie Humboldt's Reisen in Südamerika, Richthofen's Reisen in China, Darwin's Reisen ꝛc. nur kurz erwähnt finden. Afrika und die Polarländer sind dementsprechend am ausführlichsten behandelt und der Leser wird so ziemlich Alles finden, was in diesen Gebieten die modernen Forscher entdeckt und beobachtet haben. Eine große Zahl charakteristischer Bilder, aus den betreffenden Originalwerken entlehnt, trägt wesentlich zur Erläuterung und zum Schmuck des Buches bei. Auch die Karten sind sehr instruktiv, und finden sich, besonders in Afrika, fast alle die wichtigeren Reiserouten angegeben, während Asien und Australien in dieser Richtung etwas zu kurz gekommen sind. Wir können Allen, welche sich für die Erforschung der noch unbekannten Theile der Erde interessiren, das Buch aufs Beste empfehlen und sind überzeugt, daß dasselbe, auch mit Rücksicht auf die gefällige Ausstattung, die verdiente weiteste Verbreitung finden werde.

(Aus Dr. Oskar Lenz „Aus allen Welttheilen".)

Italien.

Eine Sommerfahrt nach dem Süden

von

Woldemar Kaden.

Mit Illustrationen unserer ersten Künstler

und zwar:

64 großen Holzschn. im Text, 20 Vollbildern mit Tondruck, 4 Aquarellen nach Originalzeichnungen von E. Berninger und **einer Karte.**

24 Bogen Text in Lex.-Oktav. Eleg. geb. 12 Mk.

Der liebenswürdige deutsche Schriftsteller, der nun schon seit einem Dutzend Jahren Italien durchwandert, beschreibt und besingt, hat alle seine reichen Erfahrungen und Kenntnisse von dem schönen Lande in dieser „Sommerfahrt" gesammelt. Das Werk ist gleichzeitig ein prächtiges Bilderbuch — geziert mit vier Farbendrucken und zahlreichen Bildern in Tondruck und Holzschnitt — und eine Art Reisehandbuch im höheren Sinne des Wortes. Kunst und Natur, Geschichte und Gegenwart Italiens erfahren eine ebenso gründliche als liebevolle Schilderung. Der Verfasser begleitet uns von den Alpen bis nach Sicilien und macht auch einen Abstecher nach der Insel Sardinien. In dem Kenner Italiens weckt das Buch Kaden's die angenehmsten Erinnerungen; wer noch nicht über die Apenninen gekommen, dem wird es Sehnsucht in die Seele pflanzen.

Das „Deutsche Tageblatt" schreibt: Die Illustrationen sind sämmtlich nach Originalen unserer ersten Künstler geschnitten und lassen in ihrer Ausführung nichts zu wünschen übrig. In den Aquarellen spiegelt sich die Glut und Farbenpracht Italiens außerordentlich glücklich wieder. Der Text ist frisch und anschaulich geschrieben. Natur und Volksleben, Geschichte, Geographie und Kunst, kurz Alles, was Italien dem Besucher bietet, führt der Verfasser in fesselnden Bildern an unserer Seele vorüber, Alt und Jung werden ihre Freude daran haben; das schöne Werk ist ein Familienwerk im wahren Sinne des Wortes und wird jedem Weihnachtstische zu werthvoller Zierde gereichen. Der treffliche Kenner Italiens, W. Kaden, hat es verstanden, dieses Buch zu einem lehrreichen und angenehmen zu machen.

Landschafts- und Städtebilder

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Preis elegant gebunden 7 Mark.

Inhalt. I. **Landschaftsbilder.** Skizzen vom Bodensee. — Eine terra incognita in deutschen Landen. — Kreßbronn. — Bodensee-Wasser. — Bodensee-Wein. — Kleinstaaterei zu Wasser. — Kleinstaaterei zu Land. — Weingarten. — Vergnüglichkeit und Seesturm. — Neue Alpenbücher. — Nachträge zu den Bodensee-Skizzen. (Eines süddeutschen Edelmanns Burg, Schloß und Landsitz. — Die Schüsseln.) — Der letzte Kurgast in Johannisbad. — II. **Städtebilder.** Buchhorn, eine unfindbare freie Reichsstadt. — Bremen und die Schaffermahlzeit im Haus Seefahrt. — Lübeck und seine Schiffergesellschaft. — Lindau in Vergangenheit und Gegenwart. — Ein Kölner Kind und Köln vor siebzig Jahren.

Aus Baltischen Landen.

Studien und Bilder

von

Louis Passarge.

35 Bogen Oktav. Preis brochirt 6 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Inhalt: Ein Ausflug zur Lenzenburg. Durch das Samland. Wanderungen am Frischen Haff. Wanderungen am Kurischen Haff. Von der Kurischen Nehrung. Tolmingkemen. Wischtyten. Goldap. Strandbriefe. Rügen, ein Inselbild. Stralsund. Ein Blick auf Gothland und Wisby.

Druck v. Carl Flemming, Glogau.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA

3 0112 073244771